

Inferenzen als Prinzip des Sprachverstehens

Zeichentheoretische Überlegungen und
Erkundungen im Bereich von
Wort, Satz und Text

Abhandlung
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät
der
Universität Zürich

vorgelegt von

Thomas Studer
von Oberrieden (ZH)

Angenommen im Sommersemester 1999 auf Antrag von
Herrn Prof. Dr. Harald Burger

Dezember, 2008

Vorwort

Die vorliegende Arbeit ist von meiner Zeit als Assistent und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der linguistischen Abteilung des Deutschen Seminars der Universität Zürich geprägt. In diesen Funktionen konnte ich mich in Lehre und Forschung mit ganz verschiedenen Fragen der Linguistik beschäftigen, wobei mein hauptsächliches Interesse immer der empirischen Linguistik, der Psycholinguistik und dem Spracherwerb galt.

Geplant hatte ich zuerst, eine Arbeit über die Ontogenese inferentieller Fertigkeiten beim Sprachverstehen zu schreiben. Von diesem Plan geblieben ist das starke Interesse an Phänomenen des Sprachverstehens, besonders am so genannten Zwischen-den-Zeilen-Lesen. Entstanden ist aber nicht eine empirische, sondern eine über weite Strecken theoretisch ausgerichtete Arbeit über Inferenzen *als Prinzip* des Sprachverstehens, in die eine kleine empirische Studie zum Verständnis von Kohärenzrelationen integriert ist. Das kam so: Bei der Lektüre einer grossen Anzahl von Artikeln zur psycholinguistischen und psychologischen Inferenzforschung zeigte sich, dass oft hoch differenzierte Datenerhebungs- und -auswertungsmethoden mit heterogenen und vagen Begriffen sowie mit wenig reflektierten Konzepten einhergehen, so dass sich unter inhaltlichen Gesichtspunkten kaum zwei Artikel genauer miteinander vergleichen liessen. In dieser Situation entschied ich mich dafür, auf eine stringendere theoretische Basis der Inferenzforschung hinzuarbeiten, auf die sich weitere empirische Studien beziehen könnten. Dabei sollte aus einer linguistischen Perspektive argumentiert werden, die sonst in der Inferenzforschung eher untervertreten ist, was insofern ein erstaunliches Defizit ist, als Inferenzen ja als zentrales Phänomen des *Sprachverstehens* gelten.

Die Arbeit ist während eines längeren Zeitraums entstanden. Wesentliche Teile habe ich, nach einer langen Lese- und Schreibphase, zwischen 1998 und Anfang 1999 geschrieben. In dieser Zeit trat ich auch eine neue Stelle als Lektor im Bereich Deutsch als Fremdsprache an der Universität Freiburg an.

Aus verschiedenen beruflichen und persönlichen Gründen konnte diese Arbeit erst mehrere Jahre nach dem Dokortalkolloquium veröffentlicht werden. Dass die Publikation noch möglich war, verdanke ich dem Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich. Mein besonders herzlicher Dank gilt Prof. Dr. Harald Burger, Professor em. für germanische Philologie, der diese Arbeit immer unterstützt und mir auch in schwierigen Zeiten Mut gemacht hat.

Kein Teil dieser Arbeit wurde vorgängig an anderer Stelle veröffentlicht. Gegenüber der Kolloquiumsfassung wurde der Text besonders formal überarbeitet.

Dezember 2008, Thomas Studer

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Verständnisse von Verstehen	9
2.1	Umgangssprachliche und wissenschaftliche Verwendungsweisen ..	9
2.2	Linguistische und psycholinguistische Bestimmungsversuche	11
2.2.1	Zur Terminologie	13
3	Verstehen und Inferieren: zeichentheoretische Überlegungen	15
a)	Saussures Zeichenbegriff in den "notes item"	16
b)	Das sprachliche Zeichen als Symbol? Kritik und Alternativen	19
c)	Äquivalenz- vs. Schlussmodell des sprachlichen Zeichens	22
d)	Schlussfolgerungsverfahren	23
e)	Abduktionstypen	26
4	Inferenzen und sprachliche Ebenen	28
4.1	Inferenzen auf der Phonem-/ Graphemebene	30
4.2	Inferenzen beim Wortverstehen	30
4.2.1	Inferenzen beim Worterkennen	30
4.2.2	Erschliessen von Wortbedeutungen	33
4.3	Inferenzen beim Satzverstehen	37
4.3.1	Syntaktisches Satzverstehen	37
4.3.2	Verstehen von Satzinhalten	40
a)	Das Satzinhaltsmodell von v. Polenz im Überblick	41
b)	Inferenzen beim Verstehen des propositionalen Gehaltes: The case for frames and scenes	43
c)	Verstehen und Mitverstehen im Satzinhaltsmodell von v. Polenz: Ausweitungen und Problematisierungen	49
d)	Auf der Suche nach Vereinfachungen des Satzinhaltsmodells	53
4.4	Textverstehen	55
4.4.1	Was Texte sein könnten - eine Annäherung	57
4.4.2	Textausdrucks- und Textinhaltsstrukturen.....	59

4.4.3	Die Unterscheidung von Text I und Text II: Darstellung, Kritik und Konsequenzen	68
a)	Kritik	69
b)	Psycholinguistische Konsequenzen	71
c)	Textlinguistische Konsequenzen	72
d)	Textualität, revisited	73
e)	Intertextualität - "moderat" oder "radikal"?	77
4.4.4	Textfunktionen	84
a)	Sprechakttheoretische Ansätze	84
b)	Das Tätigkeitskonzept der russischen Sprachpsychologie als Alternative?	94
c)	Elementare Textfunktionen aus der Perspektive der Rezeption.....	97
4.4.5	Kohärenz	103
a)	Zwischenbilanz	103
b)	Kohärenzrelationen	105
c)	Grenzen der Kohärenz - und ihre Aufhebung im Gespräch?	119
4.4.6	Kohärenz durch Inferenz: Beispiele abduktiver Leistungen beim Textverstehen	129
4.4.6.1	Eine "himmlische Herberge": Der Verstehensgegenstand - und wie man damit umgehen kann	131
4.4.6.2	Textanalyse und Rekonstruktion abduktiver Leistungen	135
a)	Superstruktur Bericht	135
b)	Verknüpfungsbeziehungen, Teil I	138
c)	Exkurs: Punkt, Doppelpunkt und Gedankenstrich als Indikatoren von Kohärenzrelationen? Schriftliche Befragung zur Notwendigkeit resp. Weglassbarkeit und/ oder Ersetzbarkeit von Konnektiva	151
d)	Verknüpfungsbeziehungen, Teil II	164
e)	Verweisungsbeziehungen	166
5	Zusammenfassung und Fazit	186
	Literaturverzeichnis	208

1. Einleitung

Wie jede Rede eine zwifache Beziehung hat, auf die Gesamtheit der Sprache und auf das gesamte Denken ihres Urhebers: so besteht auch alles Verstehen aus den zwei Momenten, die Rede zu verstehen als herausgenommen aus der Sprache, und sie zu verstehen als Tatsache im Denkenden. (Schleiermacher, Hermeneutik und Kritik, 1838, zitiert nach Schleiermacher 1977, 77)

Dass nun die Sprache uns eine hinlängliche Gewähr ist für die Identität des Prozesses, d.h. dass ich gewiss bin, es müsse, wer mit mir dasselbe Wort ausspricht, auch dabei dasselbe innere Bild konstruieren und dadurch dieselben einzelnen organischen Affektionen bilden, erscheint freilich nur als Voraussetzung, die sich beständig bewähren muss und, indem sie sich bewährt, für wahr erklärt wird. Dies muss beständig erprobt werden und geschieht auch in vielen identischen Momenten. In dem gleichen Masse wächst die Überzeugung von der Identität des Prozesses (...). (ders., Dialektik-Vorlesung von 1822, a.a.O., 459)

Die folgende Geschichte, eine Parabel von Ambrose Bierce (zitiert nach Graesser, Singer & Trabasso 1994, 375), hat für Aufsehen gesorgt im Kreis der Inferenzforscherinnen und -forscher:

How Leisure Came

A Man to Whom Time was Money, and who was bolting his breakfast in order to catch a train, had leaned his newspaper against the sugar bowl and was reading as he ate. In his haste and abstraction he stuck a pickle-fork into his right eye, and on removing the fork the eye came with it. In buying spectacles the needless outlay for the right lens soon reduced him to poverty, and the Man to Whom Time was Money had to sustain life by fishing from the end of the wharf.

Anhand dieser Geschichte illustrieren Graesser, Singer & Trabasso (1994) eine konstruktivistische Verstehenstheorie "that makes decisive predictions about the classes of inferences that are constructed on-line during the comprehension of narrative text." (ebd., 371) Von dieser Theorie wird vorausgesagt, dass während des Verstehens narrativer Texte 'gewöhnlich' sechs Typen von Inferenzen auftreten. Es sind dies (ebd., 375; Darstellung und Übersetzung in Anlehnung an Strohner 1995, 132):

Inferenztyp	Textstelle, welche die Inferenz auslöst	Beispiel-Inferenz
Koreferenz	"... on removing the <i>fork</i> the eye came with <i>it</i> ."	koreferentielle Beziehung "fork" - "it" herstellen
Kasusrolle	"the man leaned his newspaper <i>against the sugarbowl</i> "	dem Ausdruck "against the sugarbowl" die Lokationsrolle zuweisen
Kausales Antezedens	" <i>In his haste and abstraction</i> he stuck a pickle fork into his right eye..."	Hast und Zerstreuung des Mannes als Ursache für den Unfall verstehen
Handlungsziel	"A Man to Whom Time was Money, and who was bolting his breakfast in order to catch a train..."	als Handlungsziel des Protagonisten, schnell an den Arbeitsplatz kommen und Geld verdienen' erkennen
Thema	der ganze Text	"Haste makes waste" als Thema und Botschaft der Geschichte verstehen
Emotionale Reaktion des Protagonisten	"... the needless outlay reduced him to poverty"	Verstehen, dass der Mann traurig wurde

Gemäss Graesser et al. werden die hier verzeichneten Inferenztypen "under most processing conditions" "on-line" gebildet, weil sie für lokal (die ersten drei) resp.

global kohärentes Verstehen (die zweiten Drei) unabdingbar sind (ebd., 372, 375-376). Als "lokal kohärent" gilt ein Verständnis dann, "when conceptual connections relate the content of adjacent text constituents (i.e. a phrase, proposition, or clause) or short sequences of constituents." Ein Beispiel für solche konzeptuellen Verknüpfungen in der zitierten Geschichte wäre die kausale Beziehung zwischen dem Unfall des Mannes ("he stuck a pickle fork into his right eye") und seiner Hast und Zerstreutheit ("in his haste and abstraction"). "Globale Kohärenz" würde demgegenüber dann erreicht, wenn "most or all of the constituents can be linked together by one or more overarching themes." Als Thema der Parabel, das die einzelnen Episoden verbindet, käme etwa "haste makes waste" in Frage (ebd., 378).

Von den angeführten Inferenztypen abgegrenzt werden sieben weitere, oft so genannte "elaborative Inferenzen", die für kohärentes Verstehen nicht massgebend sein sollen (zu diesen Inferenztypen vgl. insbesondere Whitney, Ritchie & Crane 1992; Whitney, Ritchie & Clark 1991; Whitney & Williams-Whitney 1990). Dazu gehören z.B. die "prädiktiven Inferenzen" (Welche unmittelbaren Folgen hat der Unfall für den Mann?), diejenigen zur "Instantiierung kategorialer Begriffe" (Was isst der Mann zum Frühstück?) und die instrumentellen Inferenzen (Womit fischt der Mann?).

Der Positionsbezug von Graesser et al. (1994) – er steht, etwas vereinfachend gesagt, für die *konstruktivistische Position der Inferenzbildung*¹ – war nicht zuletzt eine Reaktion auf den Aufsatz von McKoon & Ratcliff (1992), in dem auf der Basis eines genauen Forschungsüberblicks über die ersten 20 Jahre experimenteller Inferenzforschung² gegen konstruktivistische Sichtweisen argumentiert wird. Nach der in diesem Aufsatz begründeten *minimalistischen Position der Inferenzbildung* treten während des Verstehens "in the absence of specific, goal-directed strategic processes" (ebd., 440) nur die ersten drei der oben aufgelisteten Typen von Inferenzen auf, weil nur diese für die Etablierung lokaler Kohärenz als wesentlich angesehen werden.³ Lokal kohärent ist nach McKoon & Ratcliff (ebd., 444) "a set of two or three sentences if it makes sense on its own or in combination with easily available general knowledge."

Die Kontroverse zwischen der konstruktivistischen und der minimalistischen Position der Inferenzbildung hat einerseits theoretische und andererseits methodologische Gründe. Was die *theoretischen Aspekte* betrifft, so gehen Graesser, Singer & Trabasso (1994, 371-372) von einem Prinzip aus, das sie "search (or effort) after meaning" nennen und das sie bis auf Bartlett (1932) zurückführen. Aus diesem Prinzip leiten sie die Annahme ab, dass "readers attempt to construct a meaningful referential situation model that addresses the reader's goals, that is coherent, and

¹Strohner (1995, 133f.) und auch Rickheit & Strohner (1993, 229) sprechen von der "maximalistischen Inferenztheorie". Das trifft m.E. die Sache nicht genau, zum einen, weil Graesser, Singer & Trabasso (1994, 384) die Grenze zwischen on-line und off-line-Inferenzen selber auch wieder problematisieren (diskutiert wird auch ein "prediction-substantiation model", demzufolge auch prädiktive Inferenzen on-line gebildet werden), zum andern, weil Graesser et al. an verschiedenen Stellen betonen, dass neben den von ihnen diskutierten "knowledge-based inferences" mit einer Vielzahl weiterer Inferenzen zu rechnen sei (ebd., z.B. 374).

²Der Anfang dieser psychologischen und psycholinguistischen Forschungsrichtung wird üblicherweise mit der Arbeit von Bransford, Barclay & Franks (1972) in Verbindung gebracht. Wichtige neuere Standortbestimmungen sind die Sammelbände von Rickheit & Strohner (Hrsg., 1985), Graesser & Bower (Hrsg., 1990) sowie die Sondernummer der Zeitschrift *Discourse Processes* (16/1993). Übersichten zum Stand der Forschung finden sich auch im Handbuch der Psycholinguistik von Gernsbacher (Hrsg., 1994), dort u.a. der Beitrag von Singer.

³Auch das ist eine vereinfachende Darstellung, denn McKoon & Ratcliff (1992) ziehen *neben* diesen Inferenzen auch solche in Betracht, "that rely on information that is quickly and easily available." (ebd.) Der Akzent liegt indessen schon auf den Inferenzen zur Etablierung lokaler Kohärenz resp. auf solchen zur Überbrückung lokaler Inkohärenz, und die Forschungsstrategie geht dahin, von den sonst noch in Betracht zu ziehenden Inferenzen per Experiment diejenigen auszuschliessen, die nicht während des Verstehens gebildet werden (vgl. McKoon & Ratcliff 1995).

that explains why actions, events, and states are mentioned in the text". Genau das, also die Annahme, dass während des gewöhnlichen Lesens ein umfassenderes Situationsmodell konstruiert wird, wird von McKoon & Ratcliff (1992) bestritten. Ihre These ist, dass "readers do not automatically construct inferences to fully represent the situation described by a text." (ebd., 440).

Wie man sich ein "Situationsmodell" genau vorzustellen hat, ist, jenseits allgemeiner Definition – "a holistic description of the overall situation being communicated." (Bransford, Barclay & Franks 1972, 202); eine Vorstellung, die "is similar to the representation that would result from directly experiencing the situation that the discourse describes." (Fletcher 1994, 589) – selber wieder kontrovers.⁴ Klar ist aber beispielsweise, dass aus konstruktivistischer Sicht beim Verstehen des Satzes "Three turtles rested on a floating log, and a fish swam beneath them."⁵ die Inferenz "The fish swam *under the log*" gebildet werden müsste, weil sie für eine umfassendere Repräsentation der beschriebenen Situation notwendig ist, wohingegen die gleiche Inferenz aus minimalistischer Sicht eine nicht-minimale wäre, weil sie für lokal kohärentes Verstehen nicht ausschlaggebend ist und deshalb unter normalen Umständen auch nicht gebildet wird. Als Inferenz kommt für McKoon & Ratcliff (1992) offenbar nur in Frage, was sich auf die sog. "propositionale Textbasis" (Kintsch & van Dijk 1983; 1978) bezieht, und das ist, ausgedrückt im Jargon der in der Psycholinguistik häufig anzutreffenden Dreiteilung mentaler Repräsentationen beim Textverstehen – Oberflächenform, Textbasis und Situationsmodell (Fletcher 1994; kritisch dazu: Lucas, Tanenhaus & Carlson 1990) – eine dem Situationsmodell vorgeordnete, 'basalere' Repräsentationsebene.

Was die *methodologischen Gründe* für die Kontroverse zwischen 'Konstruktivisten' und 'Minimalisten' angeht, so bezweifeln McKoon & Ratcliff (1992, deutlicher noch 1995) schlicht die (interne) Validität der empirischen Befunde, mit denen die konstruktivistische Sichtweise gestützt werden soll: "There has never been any suggestion that special circumstances existed in their experiments, or that such circumstances were required for the encoding of constructionist inferences." und, schärfer noch, "Each view [des Konstruktivismus, Stu.] is apparently molded by data collected from whatever methodology." (dies., 1995, 98 u. 99) Im Gegenzug setzen McKoon & Ratcliff 'ihre' Vpn härtesten experimentellen Bedingungen aus und führen Labor-Experimente durch, deren Resultate keinen Widerspruch zu dulden scheinen.⁶ Feststellen wird man dazu allerdings auch müssen, dass McKoon & Ratcliffs Verständnis von Validität ein 'technisches' ist – es geht darum, Inferenzen unter Bedingungen zu testen, "in which the experimental procedures allow all processes *but* those of encoding [of inferences, Stu.] during reading to be excluded as explanations of the results." (dies., 1995, 100) – und dass *dieses* Verständnis von Validität in eine ganz andere Richtung geht als die "Ökosystemmetapher", die auch im Umkreis von psycholinguistischen Modellen der Sprachverarbeitung laufend an Bedeutung gewinnt (vgl. z.B. Rickheit & Strohner 1992). Zwar sieht es in

⁴Zu beachten ist, dass mit den gebräuchlichen Bezeichnungen für "a holistic description" – darunter, neben "Situationsmodell" (Kintsch & van Dijk 1983), "Szenario" (Sanford & Garrod 1981), zunehmend auch "Diskursmodell" (Strohner 1995) und, mit der besten theoretischen Fundierung, "Mentales Modell" (Johnson-Laird 1983, 1989) – z.T. beträchtliche konzeptuelle Differenzen einhergehen. Für neuere Entwicklungen im Bereich der empirischen Erforschung "Mentaler Modelle" vgl. auch Kelter & Kaup (1995), Rickheit & Wrobel (1994).

⁵Zum vielfach zitierten "Schildkröten-Experiment" vgl. etwa Singer (1990, 48f.) oder auch Schwarz (1992, 148f.)

⁶Prototypisch dafür ist u.a. der sog. "speeded recognition task" (McKoon & Ratcliff 1986, 1989; dort jeweils in Zusammenhang mit Experimenten zu prädiktiven Inferenzen). Bei dieser 'Aufgabe' geht es darum, die Reaktionszeiten der Vpn für Testitems so weit 'herunterzuschrauben', dass kein "context-checking" (d.h.: kein Vergleich mit zuvor dargebotenen Stimuli oder allgemeineren Wissensbeständen) mehr möglich ist. Die Idee dabei ist, dass man erst dann, wenn man solche *nachträglichen* 'Suchmechanismen' ausschalten kann, mit Sicherheit sagen kann, eine Inferenz sei *während* des Verstehens gebildet worden.

den experimentellen Designs von McKoon & Ratcliff in der Tat danach aus, dass die Inferenzbildung auf ein Minimum beschränkt ist, aber diese Experimente greifen eben auch so stark in die Verstehensprozesse ein, dass fraglich ist, ob die Resultate noch dafür stehen können, wofür sie stehen sollen: die Bildung von Inferenzen beim Verstehen *unter normalen Bedingungen*.⁷

Für Lesende, die mit der Materie etwas weniger vertraut sind, sei noch angemerkt, dass es bei der methodologischen Kontroverse zwischen 'Konstruktivisten' und 'Minimalisten' weniger darum geht, ob Inferenzen mit "On-line"- bzw. Echtzeit-Experimenten zu untersuchen seien oder "off-line" (mit Gedächtnis-Experimenten). Vielmehr sind Echtzeit-Experimente, spätestens seit dem Sammelband von Graesser & Bower (Hrsg., 1990), der Standard in beiden "grossen Denkschulen" (wie Strohnert 1995, 131, diese Positionen nennt), und dieser Standard ist, mitbedingt zumal auch durch zwei sehr aufschlussreiche methodenkritische Arbeiten (Keenan, Golding, Potts, Jennings & Aman 1990; Keenan, Potts, Golding & Jennings 1990; keine Dublette), sehr hoch, und zwar wiederum auf beiden Seiten. Nein, der Methodenstreit dreht sich v.a. um die Frage des 'richtigen' Echtzeit-Experiments, also z.B. "lexical decision" oder "naming latency"? (Für einen ersten deutschsprachigen Überblick über Methoden zur Untersuchung der kognitiven Sprachverarbeitung vgl. Rickheit & Strohnert 1993, Teil III; ausführlicher ist Missler 1993, wobei dort der Schwerpunkt auf traditionelleren Verfahren liegt.)

Ein bisschen Pathos sei an dieser Stelle erlaubt: Das Forscherherz des Schreibenden schlägt für die empirische Psycholinguistik. Vorgenommen hatte ich mir eigentlich, eine Arbeit über die Ontogenese inferentieller Fertigkeiten zu schreiben (in der Art etwa von Terhorst 1995). Herausgekommen ist jetzt ein ganz anderer Text, nämlich ein über weite Strecken theoretisch orientierter (der immerhin noch mit einer kleinen empirischen Studie aufwartet, vgl. Kap. 4.4.6.2 c)). Warum?

Erste eigene Gehversuche in der geplanten Richtung – eine explorative Studie zum Inferieren im ersten Lesealter (vgl. Studer 1998) – sowie v.a. der Versuch, einen Überblick über die Inferenzforschung zu schreiben (der beim Kapitel "Typen von Inferenzen und Inferenztypologien" scheiterte), liessen grundlegende Zweifel an der theoretischen Fundierung der empirischen Inferenzforschung aufkommen. Das Unternehmen 'Überblick über die Inferenzforschung' erlitt in erster Linie deshalb Schiffbruch, weil sich ein grosser Teil der durchgesehenen Einzel-Studien zwar nach methodologischen Kriterien, nicht aber nach dem jeweils vertretenen Inferenz-Konzept vergleichen liess. Ein solcher Vergleich gelang deshalb nicht, weil sehr oft Ad-hoc-Operationalisierungen (in der Art der oben angeführten Kohärenz-Definitionen) den Platz von Inferenz-Konzepten einnehmen und begriffliche Fragen kaum je diskutiert werden (von einigen Ausnahmen wird gleich noch die Rede sein), so dass häufig gar nicht klar ist, wofür oder wogegen ein bestimmter Befund überhaupt

⁷Ein Beispiel für das Ausmass der Intrusivität dieser Experimente ist eine Studie von Greene, McKoon & Ratcliff (1992), in der sozusagen ultimativ geklärt werden soll, ob das Verstehen anaphorischer Pronomen ein automatisierter Prozess sei. Zu diesem Zweck werden die experimentellen Bedingungen im Vergleich zu den in diesem Bereich sonst üblichen Studien in zweierlei Hinsicht massiv verschärft: Stark verkürzt wird zum einen die Lesezeit für den experimentellen Text (der Text wird auf einem Bildschirm präsentiert, und zwar wortweise, mit einer Präsentationszeit von 250 msec pro Wort) sowie die Zeit, in der beurteilt werden muss, ob ein Testwort im Text bereits vorgekommen ist oder nicht ("false recognition task"; die Testwörter werden zu drei verschiedenen Zeitpunkten während 700 msec eingeblendet), zum andern werden in den Testablauf Ablenkungsaufgaben eingebaut, sodass die Vpn möglichst nicht wissen, worum es in dem Experiment eigentlich geht. Unter diesen Bedingungen werden, so interpretieren Greene, McKoon & Ratcliff (1992) ihren Befund, anaphorische Pronomen überhaupt nicht 'aufgelöst'. Gestützt wird diese Interpretation darauf, dass sich die Reaktionszeiten für die Testwörter – im folgenden Beispiel "Mary" (korrekter Referent), "John" (falscher Referent), "dishes" (Kontrollwort) – an den mit Asterisk bezeichneten Stellen in c2 nicht signifikant unterscheiden: (a) *Mary and John were doing the dishes after dinner.* (b) *One of them was washing while the other dried.* (c1) *Mary accidentally scratched John with a knife* (c2) *and then * she dropped ** it on the counter.* ***

spricht. Explizierte Grundbegriffe aber wären die Minimal-Voraussetzung für eine inhaltlich und/ oder funktional aussagekräftige Typologie von Inferenzen.

Im Folgenden seien einige Hauptprobleme moderner Inferenzforschung aufgelistet, um besser begründen zu können, warum es beim gegenwärtigen Forschungsstand aus meiner Sicht wenig sinnvoll ist, noch einmal eine empirische Arbeit mit einer wieder etwas anderen Methodologie vorzulegen.

Primum non datum, wäre da zunächst einmal mit van den Broek (1994, 556ff.) zu konstatieren:

"Although there is general agreement that the term *inference* refers to information that is activated during reading yet not explicitly stated in the text, there is disagreement about what type of activation qualifies as an inference." Der psycholinguistische Inferenz-Begriff bezieht sich also immer auf leser- (oder hörer-)seitig beigebrachte Informationen zur Kompensierung von 'Leerstellen' eines Textes, und experimentell festgestellt werden diese Informationen z.B. über die Lesezeit für ein (während oder kurz nach dem Verstehen eines Textes präsentiertes) Wort, die ihrerseits für den Aktivationswert eines entsprechenden Konzepts steht. Allerdings werden ganz verschiedene Massstäbe angesetzt, was die '*Nachhaltigkeit*' dieser Aktivationen betrifft: Handelt es sich schon bei flüchtigen, vorübergehenden Erscheinungen um Inferenzen ("transient activation")? Oder wäre von einer Inferenz erst dann zu sprechen, wenn diese 'Spuren' im Gedächtnis hinterlässt ("activated and encoded")? Und wie lange müssten solche Spuren nachweisbar sein? Beispielsweise ist die Position von McKoon & Ratcliff nicht zuletzt deswegen eine minimalistische, weil die Autoren für den Nachweis dauerhafter Aktivationen restriktivere Kriterien ansetzen als die 'Konstruktivisten'.

Verschieden sind dann zweitens auch die Massstäbe bezüglich der Frage, wie *stark* eine Aktivierung (resp., z.B. bei Swinney & Osterhoot 1990, eine Aktivationsveränderung) eines Konzeptes sein muss, damit sie als Inferenz bezeichnet werden kann. Hier wird üblicherweise mit empirisch ermittelten Schwellenwerten argumentiert (oft mit Bezug auf das Konstruktions-Integrationsmodell von Kintsch 1988).

Schon die Rede war ferner, drittens, von der Problematik des 'richtigen' Experiments. Diesbezüglich wird manchmal versucht, zwischen *leserseitigen* ("reader-induced") und *aufgabenbezogenen* ("task-induced") Inferenzen zu unterscheiden, wobei das Ziel darin besteht, leserseitige Inferenzen zu erfassen und diese, wie oben dargestellt, in die Kategorien "on-line" und "off-line" aufzuteilen. Da indessen leserseitige Inferenzen auf experimentellem Weg nie vollständig von aufgabenbezogenen zu trennen sein dürften, geht die Tendenz dahin, verschiedene On-line-Experimente miteinander zu kombinieren, um so die aufgabenbezogenen Effekte wenigstens vergleichen zu können.

Eine ganze Reihe von Problemen gibt es schliesslich mit den *Texten*, die in diesen Experimenten verwendet werden (vgl. v.a. Magliano & Graesser 1991, 200ff.), und hier hätte die Linguistik durchaus ein Wort mitzureden, im Unterschied vielleicht zu den ersten drei Problembereichen:

Da ist zunächst, viertens, die Problematik von *Experimental- und Kontrollversion* der verwendeten Materialien. Beispielsweise lautet die Experimentalversion in einer berühmten Studie von McKoon & Ratcliff (1986) über prädiktive Inferenzen folgendermassen:

The director and the cameraman were ready to shoot closeups when suddenly the actress fell from the 14th story.

Dieser Version, welche die Inferenz nahe legt, dass die Schauspielerin zu Tode kommt, wird eine Kontrollversion gegenübergestellt, in der genau die gleichen Inhaltswörter verwendet werden, aber in anderer Reihenfolge als in der Experimentalversion, so dass die Inferenz durch den Text nicht mehr gestützt wird:

Suddenly the director fell upon the cameraman, demanding closeups of the actress on the 14th story.

Die Kontrollversion dient dazu, zwischen wortbasiertem "Priming" (Assoziationen bei einzelnen Wörtern, die unabhängig vom Verstehen des Textes bestehen könnten) und einer Inferenz unterscheiden zu können (die dann – durchaus auch kein Konsens, vgl. van den Broek 1994, 557 – etwas Wortübergreifendes und von Assoziationen zu Trennendes wäre): Würde beispielsweise auf das Testwort "died" im Anschluss an das Verstehen der Kontrollversion gleich schnell reagiert wie nach der Experimentalversion, würde das für einen Priming-Effekt und gegen eine Inferenz sprechen. Würde man dagegen finden, dass die Reaktionszeit in der Experimentalbedingung bedeutend kürzer (beim "naming" und beim "lexical decision task") resp. länger (beim "word recognition task") ist als in der Kontrollbedingung, spräche das für eine Inferenz und gegen einen Priming-Effekt. Allerdings würde wohl niemand behaupten, dass in der Kontrollversion *nur* die Reihenfolge der Wörter verändert wurde: Mit der neuen Anordnung der Wörter gehen nicht nur beträchtliche syntaktische Veränderungen einher, sondern ganz anders zu beurteilen wäre insbesondere auch die Kohärenz⁸, sodass halt letztlich doch wieder offen bliebe, worauf genau die unterschiedlichen Reaktionszeiten zurückzuführen sind.

Fünftens sind die zugrunde gelegten Texte meistens *hochartifizuell* und nur selten authentisch. Beispielsweise wurden die eingangs in Tabellenform präsentierten Inferenzen nicht etwa anhand der Parabel untersucht (diese dient nur der Illustration), sondern Grundlage waren einzelne und im Einzelnen ganz verschiedene Labor-Materialien. Dafür gibt es natürlich gute Gründe (man will – und kann – ja in einem Experiment nur ausgewählte Faktoren überprüfen), aber erwarten würde man dann schon vermehrt kritische Überlegungen, was die Generalisierungsfragen angeht. Probleme für die Übertragbarkeit der Befunde ergeben sich u.a. auch dadurch, dass mit dem artifiziellen Charakter der Texte die meisten Indizien verschwinden, die den Verstehenssubjekten Anhaltspunkte für bestimmte Textsorten böten. Das aber, das Verstehen eines Textes als Exemplar einer Textsorte, ist ein Wesenszug alltäglichen Verstehens (das zu untersuchen ja eben erklärtes Ziel der Inferenzforschung ist).

Sechstens kommt es zu gewissen Korrespondenzen zwischen der *Länge der verwendeten Texte* und der jeweils vertretenen Position. Ohne hier etwas unterstellen zu wollen: auffällig ist schon, dass die 'Minimalisten' mit ausnehmend kurzen Texten arbeiten (in der Art des Schauspielerinnen-Beispiels), wohingegen die 'Konstruktivisten' eher längere Texte bevorzugen (z.B. die "Dragon-Story", vgl. zuerst Graesser & Clark 1985; Graesser, Robertson & Anderson 1981). Fraglich scheint hier beispielsweise schon, ob der Kontext im Schauspielerinnen-Beispiel für eine prädiktive Inferenz – die gemäss der minimalistischen Hypothese eben *nicht* während des Lesens auftreten sollte – überhaupt ausreicht.

Siebtens schliesslich ist die Untersuchung von Inferenzen auch insofern heikel, als diese ja 'externalisiert' und in der einen oder anderen Form *sprachlich fixiert* werden müssen, um sie experimentell testen zu können. Ob aber den Verstehenssubjekten die Inferenzen – gesetzt, sie haben sie tatsächlich gebildet – in *der* Weise zugänglich sind, in der sie von den Forschenden dargeboten werden, ist eine offene

⁸Graesser & Magliano (1991, 201) halten dazu fest: "Any difference found between the experimental and control versions may be attributed to a problem with text coherence rather than inference mechanisms per se." Das ist zweifellos eine bedeutende Bemerkung – und gleichzeitig eine, die neue Fragen aufwirft: Müsste es – mit Blick auf die kognitiv orientierte Textlinguistik (v.a. de Beaugrande & Dressler 1980; Heinemann & Viehweger 1991; auch Nussbaumer 1991) – nicht möglich sein, in diesem Bereich zu differenzierteren Modellen zu kommen, als sie von Graesser et al. (1994) und McKoon & Ratcliff (1992) vorgeschlagen werden? Vgl. dazu Kap. 4.4.5 dieser Arbeit.

Frage. Dieser Aspekt ist nicht für alle Typen von Inferenzen gleichermassen problematisch: Kaum ins Gewicht fällt er z.B. bei den "instrumentellen Inferenzen" (die möglicherweise auch deshalb so intensiv untersucht wurden). Von grösserer Relevanz ist er hingegen z.B. für den Typ "emotionale Reaktion der Protagonisten" (dazu etwa Robertson & Gernsbacher 1992): Wenn Versuchsleiter Gefühle in Worte fassen, ist das *eine* Sache (*ihr* Verständnis einer Geschichte); eine andere Sache aber ist, wie die ProbandInnen *diese* Worte verstehen, und nochmal eine andere Frage ist, ob die ProbandInnen zur Verbalisierung der Gefühle der Protagonisten diejenigen Wörter gebraucht hätten, auf die sie reagieren müssen. – In diesem Punkt zeichnet sich eine deutliche Überlegenheit von Verfahren ab, die On- und Off-line-Methoden miteinander kombinieren (exemplarisch hierfür ist die so genannte "three-pronged-method", die experimentelle und qualitative Verfahren (darunter Interviews) kombiniert, die aber so aufwendig ist, dass sie nur selten praktiziert wird; vgl. Suh & Trabasso 1993).

Das alles heisst indessen in keiner Weise, dass die psycholinguistische Inferenzforschung letztlich ein hoffnungsloses Unterfangen wäre, aber aus dem angeführten Problemkatalog (der noch nicht vollständig ist) kann man doch die Legitimation ableiten, einen Schritt zurückzutreten und den Forschungsgegenstand von einer anderen, nämlich einer grundsätzlicheren Seite her anzugehen. Das soll im Folgenden versucht werden. *Ein* Ziel dieser Arbeit ist es, eine Art *begriffliches Einmaleins der Inferenzforschung* beizubringen resp. nachzuholen, dies v.a. auch mit der Idee, eine solidere theoretische Grundlage für künftige empirische Arbeiten zu schaffen.

Unterwegs dahin will ich insbesondere diejenigen grundsätzlichen Fragen diskutieren, die in der Regel nicht zum Gegenstand empirischer Inferenzforschung gezählt werden. Wenn es beispielsweise bei Norvig (1989, 569) heisst, eine Inferenz sei keine Deduktion im logischen Sinn ("Inferences need not follow logically or necessarily from the text; the reader can jump to conclusions that seem likely but are not 100% certain. Conversely, there can be assertions which necessarily follow from a text (are deducible from the text), but which are not inferred."), dann will ich nicht bei dieser in der Literatur sehr häufigen Ex-negativo-Charakterisierung von Inferenzen stehen bleiben, sondern fragen, um was für ein *Schlussverfahren* es sich denn sonst handeln könnte.

Ein anderes Beispiel: Auch die Inferenzdefinition von Rickheit, Schnotz & Strohner (1985, 8; sie gehört m.E. zu den relativ besten, weil der Kontext der Inferenzbildung mitbedacht wird) – "An inference is the generation of new semantic information from old semantic information in a given context." – soll nicht einfach hingenommen werden. Vielmehr soll diskutiert werden, warum denn eigentlich Inferenzen 'nur' mit semantischen Einheiten 'operieren' sollten, und das erst von der Wortebene an 'aufwärts'. Zwar geht es Rickheit et al. mit dieser Einschränkung v.a. auch darum, das Forschungsprogramm noch überschaubar zu halten. Aber die Gefahr dieser Engführung sehe ich schon darin, dass das Verstehen so nicht als Phänomen, sondern *zum Vornherein* im Rahmen (und mit den Konzepten) der linguistischen 'Subdisziplinen' – v.a. Syntax, Semantik, Pragmatik – analysiert wird (vgl. auch Rickheit & Strohner 1993)⁹, wodurch allfällige prozedurale Parallelen etwa zwischen dem syntaktischen Satzverstehen und dem Verstehen von Satzinhalten gar nicht in den Blick kämen. Hätte denn beispielsweise das 'Ausfolgern' von Teilsatz-äquivalenten (z.B. Ellipsen) nichts mit Inferenzen zu tun? Und was wäre beispielsweise mit impliziten Phrasenhierarchien? Nach der oben zitierten Definition von van den Broek (1994, 556) wären das jedenfalls beides Beispiele für "nicht explizite"

⁹Eine Psycholinguistik, die von linguistischen Kategorien ausgeht und erst dann nach den Prozessen fragt, wäre m.E. eine immer noch nicht emanzipierte Psycholinguistik (zur Geschichte der Psycholinguistik vgl. Knobloch 1994, 1988, 1984; Hörmann ³1991, 1978).

Informationen ("there is general agreement that the term inference refers to information that is (...) not explicitly stated in the text"). Oder wäre die Dichotomie zwischen "expliziten" und "nicht-expliziten Informationen", die in diesem Zitat unter der Hand mit zum Konsens erklärt wird, vielleicht Ausdruck der Überzeugung, dass es ein inferentielles Verstehen gibt, das für "nicht explizite" Informationen 'zuständig' ist, und stünde diesem ein nicht-inferentielles Verstehen "expliziter Informationen" gegenüber? Aber wie wäre ein nicht-inferentielles Verstehen überhaupt zu denken? Und mit was für einem Zeichenbegriff müsste man in diesem Fall argumentieren? (Vgl. zu diesen beiden Fragen auch die Eingangszitate von Schleiermacher.)

Ein letztes Beispiel: Kann man den Vorgang des Verstehens mit dem in der Literatur zur "kognitiven Sprachverarbeitung" üblichen (sehr oft konstruktivistischen) Vokabular überhaupt adäquat beschreiben? Was tun wir, wenn wir eine mentale Repräsentation *aufbauen*? *Tun* wir dann überhaupt etwas?

Um solche Fragen geht es in dieser Arbeit. Gestellt werden sie aus einer Art 'integrativ-linguistischer' Sicht (d.h. es werden alle sprachlichen Ebenen in Rechnung gestellt, aber nicht ex ante, sondern als sekundärer Orientierungsrahmen) und auf der Basis eines zeichentheoretisch fundierten Sprach- und Inferenzbegriffs.

Das hat Konsequenzen, zunächst für den Anspruch der Arbeit, dann auch für den Aufbau. Zum Anspruch: Postuliert wird, dass es ein *Prinzip Inferenz* gibt, das den Kern des gesamten Sprachverstehens ausmacht. *Ein* Prinzip, eben das inferentielle, als Dreh- und Angelpunkt des Wortverstehens *und* des Satzverstehens *und* des Textverstehens: das ist kein bescheidenes Postulat, zumal damit auch die Dichotomie zwischen dem Verstehen (vermeintlich) "expliziter" und "nicht-expliziter Information" in Frage gestellt wird. Das Wort "Prinzip" ist dabei ganz gezielt gewählt: Ein Prinzip ist "ein Erstes, aus dem/ von dem her etwas ist oder geschieht oder erkannt wird." (Historisches Wörterbuch der Philosophie 1971ff., 1355ff., hier 1355). Wenn nun vom Prinzip Inferenz die Rede ist, so ist damit in der Tat gemeint, dass sich der Vorgang des Verstehens sprachlicher Äusserungen, handle es sich um Wörter, Sätze, Schrifttexte oder Gesprächsschritte, einheitlich, d.h. mit ein und derselben Schlussfigur, rekonstruieren lässt.

Die andere Seite der Medaille ist dann freilich, dass man das Prinzip Inferenz – ebenso wenig wie irgendein anderes Prinzip – weder vorläufig bestätigen noch falsifizieren kann. Millisekunden, das Gesetz der grossen Zahl, MANOVAs, Regressionsrechnung und Signifikanzen sind da keine Argumente. *Ein Prinzip kann man nur zeigen.*¹⁰

Daraus, aus der Notwendigkeit, das postulierte Prinzip zeigen zu müssen, ergibt sich die Struktur dieser Arbeit. Dazu an dieser Stelle nur kurz, für LeserInnen-führung ist in den einzelnen Kapiteln gesorgt:

Den Anfang macht ein Kapitel über verschiedene Verständnisse von Verstehen (Kap. 2.). Das theoretische Fundament für das Prinzip Inferenz wird in Kapitel 3 im Rahmen von zeichentheoretischen Überlegungen entwickelt (rekurriert wird insbesondere auf die "notes item" Saussures, auf Peirce und auf Eco). In Kap. 4 geht es darum, zu zeigen, dass – und wie genau – das Prinzip Inferenz funktioniert: beim Worterkennen (Kap. 4.2.1), beim Verstehen von Wortbedeutungen (Kap. 4.2.2), beim syntaktischen Satzverstehen (Kap. 4.3.1), beim Verstehen von Satzinhalten (Kap. 4.3.2), beim Textverstehen (Kap. 4.4.6.2). Anzumerken wäre noch, dass die Rekonstruktionen in Kap. 4 mit dem primären Ziel genauen Beschreibens erfolgen. Vorangestellt ist den Rekonstruktionen aber auch eine so genannte "aktualgenetische Prämisse", deren Funktion darin besteht, mit der Psycholinguistik wenigstens auf Tuchfühlung zu bleiben.

¹⁰So I. Werlen (1989, 152) in Bezug auf das Whorfsche Relativitäts*prinzip*, das erst später zur Sapir-Whorf-*Hypothese* gemacht wurde: "eine Theorie oder eine Hypothese könnte man in einem Beweisverfahren bestätigen oder widerlegen – ein Prinzip kann man höchstens illustrieren."

2. Verständnisse von Verstehen

Ausgangspunkt dieser Arbeit sind verschiedene Verständnisse von Verstehen, wie sie sich in Wörterbüchern niederschlagen. Über einen Vergleich der Auffassungen von Verstehen in der Umgangssprache und in den Wissenschaften (Kap. 2.1) sowie durch die Gegenüberstellung von linguistischen und psycholinguistischen Bestimmungsversuchen des Verstehens (Kap. 2.2) soll ein begrifflicher Rahmen für den Untersuchungsgegenstand abgesteckt werden (Kap. 2.2.1).

2.1 Umgangssprachliche und wissenschaftliche Verwendungsweisen

Verstehen ist ein ebenso zentraler wie vieldeutiger, mitunter auch schillernder und vager Begriff – in der Umgangssprache, aber auch in den Wissenschaften, in denen er Untersuchungsgegenstand und/ oder Methode ist.

Einen guten Eindruck von der Vielfalt umgangssprachlicher Verwendungsweisen von *Verstehen* vermittelt der entsprechende Artikel im Duden¹¹: Unter dem Lemma *verstehen* sind, einschliesslich der reflexiven Verwendungen, nicht weniger als sieben Grundbedeutungen verzeichnet, zu denen dann noch zahlreiche Bedeutungsvarianten und Phraseologismen angegeben sind. Zu den häufigeren Gebrauchsweisen gehören sicher die folgenden:

(Gesprochenes) deutlich hören ("Ich konnte alles, jedes Wort, keine Silbe verstehen." "Das Ferngespräch war schwer zu verstehen."), den Sinn von etwas erfassen, etwas begreifen ("Hast du seine Ausführungen verstanden?" "Das verstehst du doch nicht." "Vielleicht verstehe ich den männlichen Standpunkt nicht ganz." "Sie verstand die Geste."), etwas in bestimmter Weise auffassen ("Wie soll ich das verstehen?" "Die Bemerkung wurde als Kritik verstanden." "Das ist falsch verstandene Loyalität."), sich in jemanden hineinversetzen können ("Sie ist die einzige, die mich versteht." "Er versucht, die Tiere aus sich selbst heraus zu verstehen." "Du kannst mich einfach nicht verstehen."¹²), etwas gut können, etwas beherrschen ("Er versteht zu wirtschaften." "Sie verstand ihr Fach.").

Gemeinsam ist diesen Bedeutungsangaben, bei aller erkennbaren Verschiedenheit, das jeweilige Verstehens*subjekt*: Es sind Menschen, die verstehen (die Rede von 'verstehenden' Maschinen hat offenbar (noch?) keinen Niederschlag im Wörterbuch gefunden¹³). Verstehens*gegenstände* sind in erster Linie wiederum Menschen und die (gesprochene!) Sprache, aber nicht nur: Objekt des Verstehens kann auch ein Vorgang, ein Verhalten, kann eine Situation sein oder eine Ansicht oder eine Einstellung. Interessant ist weiter, dass bei allen Bedeutungseinträgen immer auch Beispiele für partielles Verstehen, für das Nicht-Verstehen oder Falsch-Verstehen bzw. für Missverständnisse angeführt sind. Diese Belege verweisen auf *Verständnisse* als Gradphänomene und auf das *Verstehen* als labilen Prozess, der zu Einsichten führen soll und kann, aber nicht muss. Insgesamt könnte man vielleicht den grössten gemeinsamen Nenner der umgangssprachlichen Verwendungen von *Verstehen* angeben mit *mentale (seltener auch physische) Aktivität, bei der es um das Erfassen oder Erfasst-Haben, manchmal auch nur um die Voraussetzung des*

¹¹Duden. Das grosse Wörterbuch der deutschen Sprache in 8 Bänden. Hrsgg. von G. Drosdowski, 2¹⁹⁹⁵, Mannheim, 3722-23.

¹²So der Titel eines Bestsellers von Deborah Tannen (1991).

¹³Zur Frage, ob Computer Sprache verstehen können in dem Sinne, wie wir das von Menschen zu sagen gewohnt sind, vgl. etwa die Auseinandersetzungen in Hofstadter & Dennett, Hrsg., 1992; dort insbesondere den Beitrag von Searle, 337-366, mit dem Gleichnis vom "Chinesischen Zimmer" (dazu auch Searle 1993, 62: „Ich nehme an, dass das bekannteste Argument gegen die starke KI [künstliche Intelligenz, stu.] mein Argument mit dem Chinesischen Zimmer war.“)

Erfassens von Zusammenhängen, von Gemeintem, von sprachlich wie nicht-sprachlich 'Bedeutendem' geht.

Ein ähnliches Bild vermitteln auch die Einträge im Valenzwörterbuch¹⁴: Valenzgrammatisch gesehen ist *verstehen* ein zweistelliges Verb, sowohl in der Bedeutung "hören, begreifen" (V1) als auch in der Bedeutung "können, gelernt haben" (V2), d.h. *verstehen* verlangt zwei Ergänzungen, in der Subjektstelle ein Substantiv im Nominativ (semantisch ein belebtes Wesen oder ein Abstraktum¹⁵) und in der Objektstelle ein Substantiv im Akkusativ oder einen Nebensatz, wobei die Objektstelle semantisch einen grösseren Spielraum lässt: verstanden werden können Lebewesen, Abstrakta oder Handlungen.¹⁶

Sucht man nach wissenschaftlichen Definitionen von *Verstehen*, sollte unterschieden werden zwischen jenen Ansätzen, die *Verstehen* als Methode anwenden (z.B. die hermeneutischen Ansätze in Philosophie, Theologie, Pädagogik, Literaturwissenschaft, Soziologie und Psychologie), und jenen Wissenschaften, die *Verstehen* als Gegenstand ihrer Forschung haben, wie z.B. die Kognitionswissenschaften. Allerdings kann der hermeneutische Ansatz auch auf das Verstehen von *Verstehen* angewandt werden (wie das beispielsweise in der "Ethnographie der Kommunikation" praktiziert wird¹⁷), sodass die Unterscheidung von Verstehen als Methode und als Gegenstand nicht durchgängig ist.

E. Werlen, I. Werlen & Wymann (1992, 4ff.) haben Definitionen resp. Paraphrasen von *verstehen* und den theoretischen Stellenwert des *Verstehens* in Philosophie, Psychologie, Pädagogik und Soziologie in Fachwörterbüchern nachgesehen und miteinander verglichen. Ihr Hauptbefund ist, dass in allen Definitionen das *Verstehen* als *Erfassen eines Sinnes* akzentuiert wird, das dem Erklären gegenübersteht.¹⁸ Zudem erscheint das *Verstehen* ("in den meisten Fällen") als "methoden-geleitete Rekonstruktion des Sinnes von Handlungen, Ereignissen und Geschehnissen (...), wie er vom rezipierenden Menschen aufgefasst wird." (ebd., 6).

In der Gegenüberstellung von wissenschaftlicher und umgangssprachlicher Auffassung von *Verstehen* erscheint erstere zwar erwartungsgemäss als enger, aber die Eingrenzung geht nicht so weit, wie man das vielleicht erwarten würde; betroffen ist im Wesentlichen nur die Komponente "Voraussetzungen des Verstehens", die von den Wissenschaften in der Regel als *Erkennen* und *Wahrnehmen* separat thematisiert werden (vgl. dagegen Glück 1993, 589).

¹⁴Helbig, G. & Schenkel, W. (1983): Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. Tübingen, 355-57.

¹⁵Z.B. "Die Hochschule versteht den Sparbeschluss der Regierung." Gemeint sind natürlich die zuständigen Personen der Hochschule, die den Beschluss verstehen (durch sog. 'Subjektschub' zustande gekommener, auch 'sekundär-bildungssprachlich' genannter Gebrauch von *verstehen*, vgl. von Polenz, ²1988, 186ff.).

¹⁶Deckungsgleich sind die Einträge im Duden und im Valenzwörterbuch allerdings nicht. Die Dudenbeispiele "Er verstand nicht gleich." oder "Ja, ich verstehe." weisen jedenfalls darauf hin, dass die Objektstelle an der Satzoberfläche nicht in jedem Fall realisiert werden muss.

¹⁷Vgl. z.B. die sog. „Stadt Sprachenprojekte“, darunter I. Werlen (Hrsg., 1995).

¹⁸Grundlegend zur Erklären-Verstehen-Kontroverse vgl. v. Wright (dt. 1974) und Apel (1979). Zwar wird das *Verstehen* als Grundbegriff der Geistes- und Sozialwissenschaften üblicherweise dem *Erklären* als Grundbegriff der Naturwissenschaften gegenübergestellt, wobei jenem die Züge 'einmalig', 'individuell', 'frei', 'final-intentional', 'einführend' zugeschrieben und diesem die Merkmale 'allgemein', 'notwendig', 'kausal', 'objektivierend' zugeordnet werden, aber von dieser strengen Dichotomie scheint man heute eher abzukommen. Jedenfalls liest man z.B. bei Lewandowski (⁵1990, 1230), dass sich die beiden Paradigmen durchaus miteinander vereinbaren lassen. Wichtig scheint mir dieser Hinweis v.a. auch in Bezug auf die interdisziplinären Programme der Kognitionswissenschaft (dazu etwa Posner, Hrsg., 1989).

2.2 Linguistische und psycholinguistische Bestimmungsversuche

In der modernen Sprachwissenschaft ist das *Verstehen* (stärker noch als die Sprachproduktion) lange Zeit nicht als Problem der Forschung und Theoriebildung aufgegriffen worden. Und man bekommt den Eindruck, dass die neueren linguistisch-sprachtheoretischen Ansätze im Bereich des Textverstehens und der Textinterpretation (Busse 1994, 1991; Biere 1989; vgl. auch Heringer 1990; Scherner 1989, 1984) durch die Versuche in den Kognitionswissenschaften, besonders in der Künstlichen Intelligenz (KI), Vorgänge der Sprachverarbeitung im Computer zu simulieren, zumindest mitinitiiert, wenn nicht sogar auf den Plan gerufen wurden. In gewissem Gegensatz dazu hat die linguistische *Verständlichkeitsforschung* eine 'geradlinigere' Tradition (Amstad 1978; Langer, Schulz von Thun & Tausch ⁴1990; Groeben 1982; Bamberger & Vanecek 1984; Groeben & Christmann 1989; E. Werlen, I. Werlen & Wymann 1992 u.a.m.; vgl. auch die Bibliografie von Biere 1991), wenngleich auch diese Forschungsrichtung durch die sog. 'kognitive Wende' in der Linguistik einen neuen Aufschwung nahm.¹⁹ Verständlichkeitsforschung ist der Verstehensforschung logisch nachgeordnet: Bevor Eigenschaften von Texten bestimmt werden können, die das Verständnis erschweren oder erleichtern können (Stichwort "Textoptimierung", vgl. Antos & Augst 1989; Groeben & Christmann 1989), muss man eine Vorstellung davon haben, wie Textverständnisse zu Stande kommen und welche Probleme dabei auftauchen können. Textverstehen kann ohne Konzepte der Textverständlichkeit untersucht werden, aber nicht umgekehrt.²⁰ Im Folgenden geht es ausschliesslich um das *Textverstehen*.

Der Zugang zu einem sprachwissenschaftlichen Verständnis von *Verstehen* über Fachwörterbücher der Linguistik bestätigt zunächst die gerade gemachte Bemerkung: Sprachverstehen ist kaum ein Thema. Bei Althaus, Henne & Wiegand (²1980) finden sich nur einige verstreute Bemerkungen unter den Einträgen "Semiotik", "Sprachtheorie" und "Soziolinguistik", bloss einige Zeilen stehen bei Abraham (²1988), bei Bussmann fehlt der Eintrag ganz. Unter den deutschsprachigen Wörterbüchern ausführlicher sind einzig Lewandowski (⁵1990) und Glück (1993).²¹

In Abraham (²1988, 977) wird zwischen phonologischem Verstehen ("Identifizierung der phonologischen Struktur eines Satzes") und semantischem Verstehen ("Bilden der gesamten Folgerungsmenge zu einem Satz und deren Einordnung in das Kenntnissystem") unterschieden. Bei Lewandowski (⁵1990, 1228-30) erstreckt sich das Verstehen auf die syntaktische Ebene ("Erkennen der Satzstruktur"), die semantische Ebene ("Erkennen und Begreifen eines Sachverhalts") und die pragmatische Ebene ("Konstruieren oder Rekonstruieren der Intentionalität des Sprechers/ Schreibers"), wobei an sich widersprüchliche Paraphrasen nebeneinander gestellt und nicht weiter diskutiert werden. So heisst es z.B., ein Text

¹⁹Zur basalen Unterscheidung von *Verstehen* und *Verständlichkeit* vgl. bereits Burger 1984, 252. Vor der 'kognitiven Wende' wurde *Verständlichkeit* als mehr oder weniger objektive Eigenschaft von Texten (v.a. auf der Ebene von Syntax und Vokabular) gesehen. Jetzt werden diese Eigenschaften expliziter im Hinblick auf bestimmte RezipientInnen(gruppen) untersucht. (Zur in der Psychologie initiierten "kognitiven Wende" und deren Auswirkungen auf die Linguistik vgl. z.B. Knobloch 1994, 1984; Schwarz 1992; Sieber 1998).

²⁰Insofern war die frühe Textverständlichkeitsforschung theoriedefizitär. Allerdings unterscheiden sich - und das ist erstaunlich - die neueren Verständlichkeitskonzepte, die sich explizit auf psychologische Sprachverstehenstheorien beziehen, nicht so sehr von den frühen Ansätzen (Nussbaumer 1991, 175f.).

²¹Verschieden ausführlich sind auch die englischsprachigen Fachwörterbücher: Sehr summarischen Bemerkungen in Crystal (³1991) steht ein ausführlicher Artikel in Bright (1992) gegenüber.

werde verstanden, wenn man ihm den Sinn "entnehme" und "ihn [den Sinn, Stu.] in die aktuelle Intention seines eigenen Denkaktes [verwandle], in eine Intention, die mit der im Text vorliegenden Wort- bzw. Satzintention identisch ist." Betont wird aber auch: "Eine Äusserung *enthält* bzw. *vermittelt* keine Information; der Hörer oder Leser *schafft*, durch sprachliche Signale geleitet, Information." (Hervorhebung im Original) Glück (1993, 589f.) ist eine Art Synthese dieser beiden Artikel insofern, als hier auf die phonologische, syntaktische, semantische und pragmatische Ebene des Verstehens rekurriert wird. Betont wird ferner, "dass das Verstehen kein passiver oder bloss rezeptiver Aufnahme- und Decodierungsvorgang ist, sondern in allen Phasen (auch den peripheren, vermeintlich rein sensorischen) aktive Konstruktions- und Vergleichsprozesse beim Hörer involviert."²²

Im Sinne einer Tendenz der angeführten linguistischen Bestimmungsversuche des Sprachverstehens lassen sich die folgenden Punkte festhalten:

1. Verstehensgegenstand ist zunächst der Satz; Texte und Diskurse werden erst in jüngster Zeit beachtet.
2. Verstehen erstreckt sich auf verschiedene Ebenen. Linguistische Ansätze tendieren zu einem Modell des Sprachverstehens, das die Ebenen der Sprachstruktur (Phonologie, Syntax, Semantik und Pragmatik) prozessual ebenfalls als Instanzen enthält.
3. Akzentuiert wird der konstruktiv-integrative Charakter des Verstehens.
4. Der Begriff der Inferenz kommt höchstens sinngemäss vor, und zwar dort, wo es um das Erschliessen von pragmatischen Implikaturen geht (vgl. etwa die "Folgerungsmenge" in Abraham ²1988, 977).²³

Die Punkte 1. und 3. sind auch für psycholinguistische Arbeiten im Umkreis des Verstehens charakteristisch (dies zeigt sich etwa im Handbuch von Gernsbacher, Hrsg., 1994; vgl. auch: Hörmann ³1991, bes. Kap. 8; Garnham 1994, Singer 1990). Zu Differenzen kommt es hingegen bei den Punkten 2 und 4: Für PsycholinguistInnen ist es zunächst eine offene Frage, ob und wie linguistische Strukturen mit Verarbeitungsprozessen korrespondieren; die Psycholinguistik geht grundsätzlich davon aus, dass diese Verarbeitungsprozesse eigene Ressourcen und Ordnungen haben können (dazu etwa der Artikel von Tanenhaus in der "International Encyclopedia of Linguistics", 1992, hrsgg. v. Bright; vgl. auch unten in dieser Arbeit, Kap. 3). Und schliesslich sind Inferenzen in der Psycholinguistik im Gegensatz zur Linguistik seit den frühen 70er Jahren ein zentraler Forschungsgegenstand (Bransford, Barclay & Franks 1972; vgl. oben in dieser Arbeit, Kap. 1), dies insbesondere, seitdem die Relevanz von Inferenzen für Erinnerungsleistungen erkannt und anerkannt wurde; seither gelten Inferenzen als "core of the understanding process" (Schank 1976, 168).

Wollte man die hier aufgegriffenen Definitionen von Verstehen weiter verdichten, liesse sich wohl als Konsens mit E. Werlen, I. Werlen & Wymann (1992, 7) sagen, dass es beim Verstehen um die "Herstellung einer mentalen Repräsentation des Gehaltes eines vorliegenden Textes geht." Gewonnen ist damit freilich nicht viel:

²²Quer liegt Glück (1993, 589) allerdings in Bezug auf die Terminologie, wenn er Sprachwahrnehmung als "Sammelname für alle sensorischen und kognitiven Aufnahme-, Verarbeitungs- und Interpretationsprozesse" auffasst und unter dem Stichwort "Sprachverstehen" angibt, es umfasse "die i.e.S. semantisch-sinnhaften und interpretativen Teilprozesse der Sprachwahrnehmung." Üblich ist gerade das Umgekehrte: Sprachverstehen als Hyperonym, Sprachwahrnehmung als Hyponym.

²³Das gilt m.E. weit über die zitierten Wörterbücher hinaus: 'Salonfähig' wurde der Begriff der Inferenz in der Linguistik erst, nachdem sich das Konzept der konversationellen Implikatur von Grice (1975) in der Pragmatik etabliert hatte: Wenn es eine grundsätzliche Divergenz zwischen Gesagtem und Gemeintem gibt, wenn also SprecherInnen materiell nur teilweise realisieren, was sie meinen, und dabei auf konventionelle und konversationelle Implikaturen vertrauen, dann - und erst dann - braucht es ein Gegenstück dazu auf der Seite der Rezipierenden, erst dann braucht es ein Konzept wie dasjenige der Inferenz.

Was genau heisst "mentale Repräsentation", wie wird sie "hergestellt", was ist ein "vorliegender Text"? Ziel der nächsten Kapitel ist es, bezüglich dieser Fragen zu Präzisierungen zu kommen. Vorangestellt werden diesen Überlegungen aber noch einige Bemerkungen dazu, wie die zentralen Termini *Verstehen* und *Inferenz* sowie einige damit zusammenhängende Ausdrücke in dieser Arbeit verwendet werden.

2.2.1 Zur Terminologie

Ich habe bisher die Begriffe *Verstehen* und *Verständnis* auseinander gehalten und folge damit einem Vorschlag von Nussbaumer (1991, 137-138), der sich m.E. auch gut auf die noch zu besprechenden Ansätze anwenden lässt. Mit "Verstehen" ist der gesamte Prozess, sind die Leistungen der Rezipierenden in Kommunikationssituationen gemeint (prozessualer Aspekt). "Verständnis" heisst das, was aus dem Verstehen resultiert; es ist das (immer nur vorläufige) Produkt, also das, was sich im Verlauf dieses Prozesses ergibt - unabhängig davon, wie 'flüchtig'/'nachhaltig' und 'adäquat'/'inadäquat' dieses Produkt ist (repräsentationaler Aspekt). Um den Bezug zur Kommunikation zu garantieren und um dabei gleichzeitig die Perspektive der Rezeption zu markieren, könnte man beide Begriffe unter dem Terminus *Verständigung* (als Synonym zu Kommunikation) subsumieren.

Gegenstand des Verstehens in der Verständigung sind sprachliche Einheiten verschiedener Grösse und Komplexität; prototypischerweise handelt es sich um *Texte* bzw. um *Kommunikate* - seien sie nun schriftlich oder mündlich realisiert. "Text" nenne ich vorderhand einfach das materielle, geschriebene oder gesprochene Korrelat einer Äusserung (genauere Überlegungen zum Textbegriff siehe unten, Kap. 4.4.1). "Kotext" meint, allgemeinem Sprachgebrauch folgend, das engere sprachliche Umfeld eines Textes oder einer Textstelle. Mit "Kontext" ist das weitere, auch nicht-sprachliche Umfeld eines Textes gemeint, wozu insbesondere auch die Verstehenssituation gehört.

Wichtiger als die konsequente Verwendung von "Verständigung" für Kommunikation scheint mir die Unterscheidung zwischen *Verstehen* und *Interpretieren* zu sein: "Interpretieren" ist eine weitergehende Auseinandersetzung mit Texten, die von einem ersten Textverständnis ausgeht. Diese Begriffsregelung will einerseits dem Umstand Rechnung tragen, dass beim Verstehen und Interpretieren prinzipiell die gleichen Prozesse beteiligt sind, und versucht andererseits, die Kritik an „aktivistischen“ Verstehenskonzepten aufzunehmen, wie sie im Anschluss an Wittgenstein²⁴ insbesondere von Heringer 1984, Biere 1989 und Busse 1994, 1991 (speziell zur Interpretation und allfälliger Grenzen derselben vgl. Eco 1994) formuliert wurde.²⁵ Das Problem besteht im unreflektierten Gebrauch handlungstheoretischen Vokabulars für die Erklärung von Verstehen. Metaphorische Wendungen wie "eine mentale Repräsentation *herstellen*, *aufbauen* oder *konstruieren*", aber auch - und für das Unternehmen dieser Arbeit besonders heikel - Redeweisen wie "Hypothesen bilden und revidieren", "Schemawissen aktivieren" und "Inferenzen ziehen" implizieren, dass Verstehen, in Analogie zum Sprechen²⁶, ein gewolltes

²⁴Heringer (1984, 59) zufolge kritisiert Wittgenstein ganz generell den Subjektivismus in Sprachfragen, welcher das einzelne verstehende Individuum zum "Kommandozentrum des sprachlichen Lebens" stilisiere.

²⁵Biere (1989) und - darauf aufbauend - Busse (1994, 56) richten ihre Kritik gegen "derzeit gängige psycholinguistische Modelle" des Sprachverstehens und meinen damit im Wesentlichen den Ansatz von Kintsch & van Dijk (1983). Heringer (1984) kritisiert die psychologische Semantik Hörmanns (1978). Die gleichen Vorbehalte könnte man indessen m.E. ebenso gut bei einigen linguistischen Konzeptionen anbringen, z.B. bei E. Werlen, I. Werlen & Wymann (1992) oder, mit Einschränkungen, bei Nussbaumer (1991).

²⁶Für eine handlungstheoretische Herleitung des Kommunikationsbegriffs vgl. z.B. Burger & Imhasly, 1978.

Handeln der Verständigungssubjekte ist. Dabei wird leicht übersehen, dass Verstehen nicht die Kriterien für Handlungen erfüllt, wie sie Handlungstheorien entwickelt haben (siehe dazu v.a. Busse 1994, 52-59). So kann ich weder willentlich nicht verstehen, noch kann ich das Verstehen unterbrechen oder abbrechen in dem Sinne, wie ich eine Handlung und damit auch mein Sprechen oder Schreiben unterlassen, aufschieben oder, ganz generell, kontrollieren kann. Ich kann einen Text auch nicht willentlich einmal so, und dann wieder anders verstehen. Ein Verständnis stellt sich ein; es ist etwas Einmaliges, etwas, das es nur einmal und nur in einer einzigen Weise gibt, etwas, das mir geschieht, nicht etwas, das ich tue. Was ich hingegen tun kann, ist, mein (erstes) Verständnis in Frage stellen und unter Heranziehung weiterer ko- und kontextueller Daten überdenken und gegebenenfalls modifizieren. Wenn ich das tue, dann handle ich, aber dann geht es nicht mehr um *Verstehen*, sondern um *Interpretieren*, und Interpretieren ist eine Form von sprachlichem Handeln. Verstehen aber ist kein Handeln, Verstehen ist ein Vorgang eigenen Typs, den ich, mangels eines besseren Begriffs, als (kognitiv-sprachliche) *Leistung* anspreche. Damit soll ausgedrückt werden, dass Verstehen zwar sehr wohl etwas Aktives ist (was mit dem irreführenden Begriff der "passiven Kompetenz" gerade verschleiert wird), aber diese Aktivität ist in der Regel kein bewusstes Auseinandersetzen mit Kommunikaten, ist kein intentionaler Akt im Sinne des Planens, Plan-Ausführens und Revidierens, sondern eben eine Leistung, die geschieht. Verstehen ist eine Aktivität, die sich in kommunikativen Kontexten einstellt, und zwar gleichsam zwangsläufig einstellt. Beim Verstehen hat man es demnach insofern mit einem paradoxen Phänomen zu tun, als eine (nicht zuletzt neurophysiologisch nachweisbare) Aktivität im Normalfall nicht mit einer psychologisch "erfahrenen" - u.U. aber, z.B. bei realisierten Missverständnissen, mindestens teilweise "erfahrbaren" - Aktivität einhergeht.

Eine, bzw., wie ich in diesem ersten Teil der Arbeit zeigen möchte, *die* zentrale Leistung beim Sprachverstehen besteht im Inferieren. Unter einer *Inferenz* verstehe ich vorderhand und in bewusst weiter Fassung des Begriffs jegliche Art des Schlussfolgerns seitens der Rezipierenden. Inferieren meint das Erschliessen von inhaltlichen, aber auch - und das wurde m.E. bisher kaum beachtet - von formalen Strukturen eines Kommunikats. Die allgemeine Funktion von Inferenzen besteht darin, zu Verstehendes aufgrund von sprachlichem und nicht-sprachlichem Vorwissen und daraus resultierenden Erwartungen in bereits Verstandenes zu integrieren. Bezüglich der Merkmale 'Bewusstsein' und 'Bewusstseinszugänglichkeit' ist "Inferenz" ein klassischer Skalen-Begriff, der auf den einzelnen Ebenen des Sprachverstehens unterschiedliche Bedeutung hat (vgl. dazu ausführlich die nachfolgenden Kapitel 3 – zeichentheoretische Annäherung an den Inferenzbegriff - und 4 - "Inferenzen und sprachliche Ebenen").

Nicht einfach zu bestimmen ist schliesslich das Verhältnis zwischen "Verstehen" und dem englischen Begriffspaar *comprehension* und *understanding*. "Comprehension" hat zwar mitunter eine fachsprachlich engere, technische Bedeutung, wird vorwiegend in experimentellen Zusammenhängen gebraucht (üblich ist die Rede von "comprehension tests", wohingegen der Begriff "understanding tests" kaum vorkommt) und ist näher beim Ausdruck "Verständlichkeit". "Understanding" findet sich dagegen eher in umfassenderen philosophischen (z.B. Johnson-Laird 1983) und z.T. in soziolinguistischen Kontexten. Aber das ist nur eine Tendenz, kein einheitlicher Sprachgebrauch.

3. Verstehen und Inferieren: zeichentheoretische Überlegungen

Busse (1994, 49) nennt zwei Voraussetzungen bzw. Grundannahmen der modernen Linguistik, die zu einer weitgehenden Vernachlässigung des Sprachverstehens geführt hätten: zum einen die Selbstbeschränkung der Sprachwissenschaft auf die Erforschung des Sprachsystems in der Folge von Saussure (fast ausschliessliche Beschäftigung mit der "langue" unter Ausklammerung nicht 'rein innersprachlicher' Faktoren wie SprachbenutzerInnen, Sprachgebrauchssituationen und Wissenskontexten), zum anderen das implizit vorausgesetzte kommunikationstheoretische Modell, wonach das Beherrschen der Regeln des Sprachsystems durch die SprachteilnehmerInnen schon alles beinhalte, was es linguistisch gesehen an Textproduktion und -rezeption überhaupt zu erklären gebe.²⁷ Dem würde ich zustimmen - mit einer wesentlichen Modifikation allerdings: Nicht Saussures Schriften haben, wie Busse (ebd.) nahelegt, zur Vernachlässigung des Sprachverstehens geführt, sondern eine wirkungsmächtige, strukturalistisch-synchronistisch stark verkürzte Rezeption von Saussures Werk (siehe insbesondere Jäger 1986, passim). Ich greife hier die in Jäger & Stetter (Hrsg., 1986) dokumentierte Auseinandersetzung mit den *notes item* Saussures²⁸ auf, weil der in Saussures "Notizen" angelegte Zeichenbegriff weitreichende verstehenstheoretische Konsequenzen hat. Insbesondere eignet sich der Zeichenbegriff der "notes item" sehr gut zu einer zeichentheoretischen Fundierung des Inferenzkonzepts und zur Explikation der durchwegs inferentiellen Natur *schon des Verstehens von Wortbedeutungen*.²⁹ Betrachtet man "nur" die "Grundfragen" (das wohl wirkungsstärkste Buch Saussures) und dort insbesondere den "Kreislauf des Sprechens" (Grundfragen, 13-18, v.a. 14-15), könnte in der Tat der Eindruck entstehen, bei Saussure diene das Wort in der Verständigung dazu, eine als selbständige Entität gedachte Bedeutung bloss

²⁷Busse (1994, 49-52) spricht in diesem Zusammenhang vom "Konzept der Sprachteilhabe" und zeigt dessen Grenzen für eine sprachwissenschaftliche Theorie des Verstehens auf. Er sieht dieses Konzept durch den Begriff des Codes ausgedrückt und im "von linguistischer Seite unbeanstandet gebliebenen (und z.T. übernommenen)" informationstheoretischen Modell der Kommunikation realisiert. Dass dieses Modell unbeanstandet geblieben sein soll, stimmt mindestens für die Psycholinguistik sicher nicht. Seit Hörmann begonnen hat, die Geschichte der Psycholinguistik aufzuarbeiten (Hörmann 1976, ³1991; vgl. auch Knobloch 1984, 1994), ist es nachgerade ein Topos geworden, das für die massenmediale Kommunikation konzipierte Modell von Shannon & Weaver (1947) - encodierender Sprecher, decodierender Hörer, Übertragung einer Botschaft von jenem zu diesem durch einen mehr oder weniger stör anfälligen Kanal -, an das Busse hier wohl denkt, zu kritisieren und für die zwischenmenschliche Kommunikation als inadäquat zurückzuweisen. Es scheint mir ganz überflüssig, diese Kritik hier zu wiederholen.

²⁸Nach Jäger (1986, 8f.) handelt es sich bei dieser Quelle um Notizen Saussures, die Sechehaye und Bally, die ersten Herausgeber des "Cours de linguistique générale", zwar kannten, aber bei der Edition gänzlich ignorierten. Jäger (ebd.) zufolge sind es die "bedeutendsten zeichentheoretischen Überlegungen Saussures". Publiziert wurden die *notes item* 1974 von Engler als Appendix zur kritischen Ausgabe des "Cours" (vgl. dazu auch das Inventar dieser Notizen in den "Cahiers Ferdinand de Saussure" 17 (1960) 5-11.

Ich beziehe mich unten folgendermassen auf Saussure:

- F. de Saussure: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, hrsgg. von Ch. Bally und A. Sechehaye, unter Mitwirkung von A. Riedlinger, übersetzt von H. Lommel, 2. Aufl. mit neuem Register und einem Nachwort von P. v. Polenz, Berlin, 1967 (=Grundfragen).

- F. de Saussure: Cours de linguistique générale, édition critique par R. Engler, tome 1, fascicule 1-3, Wiesbaden, 1968 (=CLG(EC)).

- F. de Saussure: Cours de linguistique générale, édition critique par R. Engler, tome 2, fascicule 4, appendice, notes de F. de Saussure sur la linguistique générale, Wiesbaden, 1974; 3306-3324 = N 15.1-19, S. 35-41 (=notes item).

²⁹Bestätigt sei allerdings, was Jäger (1986, 7-8) hervorhebt: Die *notes item* haben durchwegs einen fragmentarisch-aphoristischen Charakter und ihre hermeneutischen Implikationen bedürfen der 'konstruktiven' Auslegung. Gerade dieser Charakter der "Notizen" spiegelt indessen Saussures Arbeits- und Denkweise viel adäquater als ein geschlossener Text. Saussure war erklärtermassen kein Freund des geschriebenen Wortes.

mitzuteilen.³⁰ Demgegenüber führt Saussure in den "notes item", die in der Linguistik kaum und in der Psycholinguistik m.W. überhaupt nicht rezipiert wurden, den Nachweis, dass der Beitrag des Sprachzeichens für das Zustandekommen von Verständigung keineswegs in einer 'Bedeutungsautonomie' des signifié zu sehen ist. Vielmehr setzt eine (physikalische) Lautgestalt (in den "notes item" das "aposème") Deutungen zuallererst in Gang: die materielle Gestalt des Zeichens evoziert individuelle Bedeutungsassoziationen seitens der Rezipierenden. Um es in Anlehnung an ein Bonmot von Eco (1977) zu sagen: die Problematik des Zeichens ist das Zeichen der Problematik *auch* des Sprachverstehens (und mancher Missverständnisse des Sprachverstehens in der modernen Linguistik).

a) Saussures Zeichenbegriff in den "notes item"

Die zentralen Zeichenbegriffe in den *notes item* sind "sème", "aposème" und "parasème" (Jäger 1986, 15ff.)³¹. *Sème* ersetzt das aus den Grundfragen und dem CLG(EC) bekannte "signe". Ziel der Substitution des "signe" durch das "sème" ist es, "écarter toute *prépondérance* et toute séparation initiale entre le côté vocal et le côté idéologique du signe. Il [das "sème", Stu.] représente *le tout du signe*, c'est-à-dire signe et signification unis en une sorte de personnalité." (Saussure, notes item, 3310.12; Hervorhebungen im Original) Mit dem Terminus "sème" bestimmt Saussure also das Zeichen derart, dass jeder Gedanke an etwas Zweiseitiges, an ein additives Gebilde, das aus autonomen Inhalts- und Ausdruckselementen besteht, möglichst ausgeschlossen wird.³² Natürlich sind diese beiden Elemente immer noch 'präsent', aber "in ihrer vorsemiotologischen Existenz aufgewiesen werden" können sie nur "durch gedankliche Wiederaufhebung ihrer synthetischen Verknüpfung". (Jäger 1986, 16) Saussure hat seine Idee eines 'synthetischen' Zeichens auch durch das Bild eines Ballons veranschaulicht:

On ne peut vraiment maîtriser le signe, le suivre comme un ballon dans les airs, avec certitude de le rattraper, que lorsqu'on s'est rendu complètement compte de sa nature, - nature double, ne consistant nullement dans l'enveloppe et pas davantage dans l'esprit, dans l'air hydrogène qu'on y insuffle et <qui> ne voudrait rien du tout sans l'enveloppe. - Le ballon, c'est le *sème*, (...) (Saussure, "notes item" 3320.1, Hervorhebung im Original; Winkelklammern markieren "des corrections originales, des notes marginales, des additions entre les lignes." (CLG(EC), tome 2, avant-propos).

Eine zentrale Bedeutung für das Zustandekommen eines Verständnisses in der Verständigung kommt dem Terminus "aposème" zu. Mit *aposème* meint Saussure die im Vollzug der Äusserung erscheinende (physikalische, wirklich ertönende) Lautgestalt.³³ Es ist die in sich bedeutungslose Hülle des "sème" ("notes item"

³⁰Vgl. dagegen Saussures Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Sprache und Denken in den "Grundfragen", 133.

³¹Siehe zum Folgenden neben den jeweils angegebenen Stellen der "notes item" Jäger 1986, 15ff., und auch das "Lexique de la terminologie Saussurienne" von Engler 1968.

³²Um den Charakter des Zeichens als unauflöslich-komplexe Einheit einander wechselseitig implizierender Konstituenten grafisch zu signalisieren, wählt Saussure in den "notes item" die Darstellung einer geschlossenen Figur (Rechteck oder Ellipse) mit *punktierter* Diagonale, Vertikale oder Horizontale und lehnt eine durchgezogene Linie, wie sie in den "Grundfragen" und im CLG(EC) - eine klare Trennung von Bezeichnetem und Bezeichnendem bzw. von signifié und signifiant suggerierend - immer wieder erscheint, explizit ab ("notes item" 3310.5; vgl. auch Klein 1986, 57).

³³Das "aposème" ist also *kein* Synonym zum "signifiant", denn beim "signifiant" handelt es sich gemäss CLG(EC) nicht um etwas Physisch-Materielles, sondern um ein Lautbild, also um den *psychischen Eindruck* des tatsächlichen Lautes (in den "Grundfragen" wird der Ausdruck ambig gebraucht, vgl. z.B. 79 gegenüber 77). - Einen zu "signifiant" (verstanden als Lautbild) analogen Ausdruck habe ich in den "notes item" nicht gefunden; "sôme" ist es jedenfalls nicht, "sôme" steht für die stimmlich-physische Seite des Zeichens in Opposition zu "anti-sôme"/"contre-sôme"/"parasôme"

3311.1 u. 3316.1), die von den Verständigungspartnern gedeutet werden muss. 'Bedeutung' ist demnach nicht etwas, was mit dem "apôsème" irgendwie gegeben oder fest verbunden ist, "sondern ein Effekt, der sich bei der Deutung von Lautgestalten im Lichte subjektiver Sinnhorizonte zuallererst einstellt." (Jäger 1986, 18) Hervorgehoben ist damit insbesondere das individuelle Moment des Verstehens; Verständnis aber ergäbe sich nur durch die "relative Deutungsallgemeinheit" und die "relative Deutungskonstanz" des "apôsème" (ebd.).³⁴ Das *parasème* schliesslich bestimmt Saussure folgendermassen: "Pour un mot quelconque <faisant partie de> la langue, un <second> mot, même n'ayant avec le <premier> aucune 'parenté', est un *parasème*. <La> seule et simple qualité <du parasème> est de faire partie du même système psychologique de signes." (Saussure, "notes item", 3313.2, Hervorhebung im Original) "Parasème" ist also nicht die 'geistige' Seite des Zeichens (nicht das signifié des CLG(EC) bzw. nicht das Bezeichnete der "Grundfragen"), vielmehr geht es Saussure mit diesem Ausdruck darum, einen Begriff für die semantische Geltung eines einzelnen Zeichens im System zu prägen³⁵. Aber dieses System ist nicht ein abstrakt-kollektives, an dem die SprachteilnehmerInnen gleichermassen teilhaben und auf das hin der Begriff "Wert" in den "Grundfragen" üblicherweise bezogen wird, sondern ein *individuell-psychologisches* (Saussure spricht an verschiedenen Stellen des CLG(EC) und auch in den "notes item", vgl. etwa 3323.3 u. 3323.4, vom subjektiven Gedächtnis, das parasemisch strukturiert sei), und darüber hinaus eines, dass *laufender Umgestaltung* in Verstehenssituationen unterworfen ist.³⁶ Jäger (1986, 20) bringt das Verhältnis von "sème" und "parasème" so auf den Punkt:

Das Sème erhält seine parasemische Bestimmung und damit seine Existenz als bedeutsames Zeichen erst im Subjekt, genauer, im sinnsetzenden und sinnverstehenden Subjekt. Dabei fungiert das Gedächtnis in seiner parasemischen Struktur als der Sinnhorizont, in dem sich die sinnsetzenden und sinnverstehenden Akte vollziehen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Saussure mit den Begriffen "apôsème" - "sème"/ "parasème" eine Zeichenidee entfaltet, in welcher der Beitrag des Sprachzeichens für das Zustandekommen von Verständigung *nicht* in seiner Bedeutungsautonomie gesehen wird. Vielmehr wird das in sich bedeutungslose "apôsème" durch "Deutungsvollzüge im Lichte von individuell allgemeinen Deu-

als der geistigen Seite (Saussure, "notes item", 3320.2 u. 3320.3). Sagen könnte man allerdings, das "signifiant" sei in den "notes item" 'vorgedacht' (vgl. 3323.4). Jäger (1986, 20) geht hier einen Schritt weiter, wenn er davon spricht, Saussure betrachte das Gedächtnis als ein nach semantischen *und morphologischen* Ordnungsgesichtspunkten organisiertes subjektives Lexikon.

Aus psycholinguistischer Perspektive ist ein Begriff für das Lautbild - und, darüber hinaus, ein davon getrennter für das Schriftbild eines Wortes - unverzichtbar. Beispielsweise sind aus der Aphasologie Fälle bekannt, in denen das Hörverstehen weitgehend verunmöglicht ist. Trotzdem sind solche Patienten weiterhin fähig, vorgesprochene Wörter mündlich zu wiederholen oder nach Diktat zu schreiben - wobei sie erst aufgrund der geschriebenen Wörter die Bedeutung verstehen können. Man kann diese Befunde so interpretieren, dass die Patienten zwar über phonologische Repräsentationen (Lautbilder) und auch orthografische Repräsentationen (Schriftbilder) verfügen, dass aber die Verbindung zwischen ersteren und den Bedeutungen (signifié) selektiv gestört und nur mehr über die Schriftbilder möglich ist. (Vgl. z.B. Leuninger 1989; Hillert 1990.)

³⁴Damit ist m.E. in Saussures Notizen die Möglichkeit oder sogar die Wahrscheinlichkeit bloss partiellen Verstehens angelegt. Im Gegensatz dazu ist Taylor (1992) in einem sonst sehr differenzierten Buch über das gegenseitige Missverstehen der Meinung, bei Saussure gebe es nur völlige Übereinstimmung der Kommunikationspartner oder "they do not understand any of each other's words." (ebd., 89) Ich vermute, Taylor missversteht Saussure in diesem Punkt, weil er den "Kreislauf des Sprechens" Saussures ins Zentrum seiner Argumentation rückt und nur aus der von Harris (1983) ins Englische übersetzten Cours-Ausgabe von Bally & Sechehaye zitiert.

³⁵Meines Wissens fehlt ein separater Terminus dafür sowohl in den "Grundfragen" als auch im CLG(EC).

³⁶"Le sème dépend <dans son existence> de tout l'entourage parasémique de l'instant même." (Saussure, "notes item", 3314.9, Hervorhebung Stu.).

tungsschemata (Parasemien)" (Jäger 1986, 21) als bedeutsames "parasème" recht eigentlich erst konstituiert. Dies kann man gestützt auf Jäger 1986 als die hauptsächliche verstehenstheoretische Konsequenz der Zeichenkonzeption, die Saussures in den *notes item* entwickelt, ansehen. Allerdings braucht Jäger oft Formulierungen wie "Deutung von Lautgestalten", "sinnverstehende Akte" und "Deutungsvollzüge"³⁷ und bezieht diese ganz generell auf das Verstehen, ohne dieses gegenüber dem Interpretieren abzugrenzen. Damit wird die Assoziation nahegelegt, dass es sich beim Verstehen *immer* um bewusste Handlungen, um etwas Intentionales handelt. Demgegenüber habe ich oben (Kap. 2.2) darzulegen versucht, dass beim Verstehen und Interpretieren zwar prinzipiell die gleichen Prozesse ablaufen, dass aber alltägliches Verstehen, im Gegensatz zum Interpretieren, die für Handlungen erforderlichen Kriterien nicht erfüllt. Von daher drängt sich für meine Arbeit bezüglich Jägers Saussure-Verständnis die folgende Differenzierung auf: "Deutungen", "Deutungsvollzüge" und "sinnverstehende Akte" gibt es zwar schon, aber sie gehören in erster Linie in den Bereich der Interpretation. Die Mechanismen aber, die mit diesen Ausdrücken umschrieben werden, und darum geht es hier vor allem, diese Mechanismen gelten sowohl für das Verstehen als auch für das Interpretieren: Hier wie dort impliziert schon das Verstehen eines einzelnen Zeichens an zentraler Stelle Momente des Folgerns bzw. des *Inferierens*, die durch die materielle Gestalt des Zeichens in der Verständigung ("aposeme") ein- und angeleitet werden. Der Prozess des Folgerns oder eben Inferierens vollzieht sich dann aufgrund der 'individuell-allgemeinen', parasemisch organisierten Zeichensysteme, die dadurch selbst umgestaltet werden. Das Produkt der Inferenz schliesslich, das Verständnis, lässt sich beschreiben als Integriertsein des Zeichens in eben diesem Zeichensystem bzw., mit anderen Worten, als konstituiertes "parasème" im Gedächtnis der Rezipierenden.

Die Relevanz der (weitgehend brachliegenden) semiologischen Grundidee Saussures für eine zeichentheoretisch fundierte Theorie des Verstehens und Inferierens scheint mir damit aufgewiesen zu sein.³⁸ Zentral für eine solche Theorie ist ein Zeichenbegriff, den man im Anschluss an Jäger (1986) und mit Bezug auf Biere (1989)³⁹ einen hermeneutisch-pragmatischen nennen kann: ein Zeichen (aposeme) wird - qua Inferenz - zum Zeichen (parasème) erst in der Verständigung; ein Zeichen (parasème) ist ein verstandenes Zeichen im Sinne eines möglichen Verständnisses dieses Zeichens. Dieser Zeichenbegriff wird mit der gängigen Rede

³⁷Die Nähe dieser Ausdrücke zum sprachphilosophischen Denken des deutschen Idealismus ist deutlich und nicht zufällig: *Ein* erklärtes Ziel Jägers in diesem Beitrag besteht darin, die Verwandtschaft des semiologischen Entwurfes Saussures in den "notes item" mit Positionen Humboldts und Hegels aufzuweisen.

³⁸Ausgehend davon könnte man vielleicht noch einen - wohl riesig erscheinenden - Schritt weitergehen und überlegen, ob Saussures Entwurf nicht das theoretische Fundament für moderne psycholinguistische Experimente im Bereich des Wortverstehens abgeben könnte, ein Fundament, das dort mühsam und in der Regel erst ex post beizubringen versucht wird. Ich denke da v.a. an das "Gating-Paradigma" von Grosjean (grundlegend 1980). Ganz knapp gesagt geht es in diesem Paradigma darum, dass den Vpn computergenerierte Aussprechperioden (sog. "gates" von 30 msec Dauer) einzelner Wörter in verschiedenen Kontextbedingungen ab Tonband vorgespielt werden. Die Vpn müssen dann bei jedem Gate angeben, welches Wort sie gehört haben, und wie sicher sie bezüglich ihrer Vermutungen sind. Durch dieses Design verspricht man sich u.a. Aufschlüsse über den genauen Prozess des Wortverstehens und über die Organisation des subjektiven Lexikons. Meine Idee geht nun dahin, die vorgespielten Gates als Teile eines "aposeme", die von den Vpn zu Protokoll gegebenen Wortkandidaten als mögliche "parasèmes" und die Vertrauensschätzungen als Reflex des sich im Prozess des Verstehens laufend umgestaltenden Zeichensystems zu sehen. Saussure als Wegbereiter moderner Psycholinguistik?

³⁹Biere, dem dieser Abschnitt viele Anregungen verdankt, geht es um die "Vermittlung philologisch-hermeneutischer Traditionen mit dem aktuellen Problemhorizont einer (wieder) verständigungsorientierten Linguistik". (Biere 1989, 2)

vom Sprachzeichen als *Symbol* zumindest stark missverständlich wiedergegeben.⁴⁰

b) Das sprachliche Zeichen als Symbol? Kritik und Alternativen

Im Anschluss an Saussures Cours ist es ja üblich, den symbolischen Charakter sprachlicher Zeichen dadurch aufzuweisen, dass man sagt, sprachliche Zeichen 'hätten' oder 'trügen' Bedeutung aufgrund von *konventionellen Zuschreibungen* (vgl. etwa Linke, Nussbaumer & Portmann 1991, 22f. oder Rickheit & Strohnert 1993, 14, um je ein linguistisches und ein psycholinguistisches Beispiel zu nehmen).⁴¹ Zwar wird eingeräumt, dass Sprachzeichen mitunter *auch* indexikalischen oder ikonischen Charakter haben können, dass sich hierbei etwelche Zuordnungs- und Interpretationsprobleme ergeben und dass auch das Verstehen sprachlicher Zeichen von Unsicherheiten nicht ausgenommen ist. Aber die Grundüberzeugung ist schon die, dass die sprachliche Bedeutung der Wörter verstanden wird, weil wir die Konvention kennen, aufgrund derer etwas sinnlich Wahrnehmbares (z.B. ein Laut) zum bedeutungshaften, 'symbolischen' Zeichen wird. Deutungsprozesse zur Beseitigung potenzieller Verstehens-Unsicherheiten braucht es gemäss dieser Überzeugung erst "auf einer höheren Ebene": "Wir verstehen die Zeichen, wir verstehen auch ihre sprachliche Bedeutung; diese macht aber nicht immer ausreichend klar, was von einer Äusserung zu halten ist, welches ihr sozialer Sinn ist." (Linke, Nussbaumer & Portmann 1991, 24; die AutorInnen verweisen an dieser Stelle explizit auf die Pragmatik). Ganz auf der Linie dieser Grundüberzeugung definiert später auch wieder Keller (1995) Bedeutung als Eigenschaft des Zeichens: "Die Eigenschaft, vermöge derer das Zeichen interpretierbar ist, sei 'Bedeutung des Zeichens' genannt." (109, ganzer Satz im Original fett gedruckt). Ausgehend von dieser Definition wird Bedeutung wiederholt als etwas vorgestellt, das interpretativen Prozessen *vorausgeht*. So jedenfalls verstehe ich Sätze wie: "(...) die Bedeutung ist das, was das Zeichen *interpretierbar* macht." (111, Hervorheb. im Original) oder: "Wir haben uns dazu entschlossen, das *Bedeutung* zu nennen, was dem Interpretieren die Interpretation ermöglicht." (128, Hervorheb. im Original) Resümierend heisst es dazu bei Keller:

Ideen, Gedanken und Vorstellungen lassen sich mit Hilfe von Zeichen mitteilen *dank* der Zeichenbedeutung. Wenn ich dir einen Gedanken mitteilen möchte, so wähle ich Zeichen, die zur Mitteilung dieses Gedankens geeignet sind. Und wenn du schliesslich verstanden hast, welchen Gedanken ich dir mitteilen wollte, so ist dies der Tatsache zu verdanken, dass du die Bedeutung der von mir gewählten Mittel kanntest und auf der Basis der Kenntnis dieser Bedeutung (und einiger sonstiger Annahmen) Schlüsse in meinem Sinne gezogen hast. (112, Hervorheb. im Original)

Implizit spiegeln diese Zitate m.E. eine additive Semantik-Pragmatik-Auffassung und damit eine Meaning-Use-Unterscheidung, in welcher der Begriff der Inferenz bloss sekundäre, kompensatorische Funktion hat.⁴² Gemäss dieser Vorstellung gibt

⁴⁰Das liegt schon daran, dass "Symbol" allgemein der kontroverseste aller Zeichentypen ist. So formuliert etwa Sebeok (1994, 34): "Admittedly, 'symbol' is the most abused term of those under consideration here. In consequence, it has either tended to be grotesquely overburdened, or, on the contrary, reduced (...) to absurd nullity." Sebeok unterscheidet sechs Zeichentypen, nämlich: Signal, Symptom, Ikon, Index, Symbol und Name, vermeidet es aber, *alle* Sprachzeichen *einem* bestimmten Zeichentyp zuzuordnen.

⁴¹Dagegen hat Eco schon früh eingewendet, dass "Konventionalität" kein trennscharfes Merkmal ist, um das Besondere symbolischer Zeichen gegenüber ikonischen und indexikalischen zu betonen. (vgl. besonders Eco 1977, 66f.).

⁴²Auch Biere (1989, Kap. 4) argumentiert gegen eine zu enge, an einem nicht-pragmatischen Zeichenbegriff orientierte Auffassung von Inferenz. Er richtet diese Kritik aber gegen die von ihm

es einen Bereich konventionell determinierten, eindeutigen Zeichenverstehens. Daneben gibt es, als Zusatz gewissermassen, den Bereich pragmatischen Verstehens, in dem - auf der Basis des Wissens um die Bedeutung der vom Sprecher gebrauchten Mittel (Keller 1995, 112) - erschlossen werden muss, "was von einer Äusserung zu halten ist, was ihr sozialer Sinn ist" (Linke, Nussbaumer & Portmann 1991, 24). Pragmatik wird in dieser Vorstellung nicht als alternative Bedeutungstheorie begriffen, sondern der traditionellen Semantik nachgeordnet, deren theoretische Substanz prinzipiell unangetastet bleibt. In einem solchen Konzept erfüllt der Begriff der Inferenz eine ähnlich problematische Kompensationsfunktion, wie die Pragmatik selber: nicht-inferentielles (Wort-)Verstehen steht pragmatisch-inferentiellem (Satz- oder Text-)Verstehen gegenüber.⁴³ Suggestiv gestützt wird dieses Konzept, darauf kommt es mir hier an, durch die nicht weiter problematisierte Verwendung des Symbolbegriffs: Beschreibt man Sprachzeichen als Symbole, wird das *Äquivalenzmodell* sprachlicher Zeichen nahegelegt, wird die Vorstellung einer bloss zweistelligen Zeichenrelation gleichsam mitaktiviert: Aliquid (stat) pro aliquo, ein Bezeichnendes (sprachlich: eine Lautfolge oder ein Schriftbild) steht für Bezeichnetes (Gegenstände der Wahrnehmung und Vorstellung).⁴⁴ Und eben diese Suggestion sollte, mit Blick auf die Aktualgenese von Zeichen, möglichst vermieden und das *Äquivalenzmodell* wenn nicht ersetzt, so doch in ein *Schlussmodell* des Zeichens überführt werden.

Vermeiden liesse sich die Suggestion der rein konventionell determinierten "Stehen-für-Relation" allenfalls dann, wenn man Sprachzeichen nicht *bloss* als Symbole, sondern als *indexikalische* Symbole oder als *symptomatische* Symbole bezeichnen würde.

In Bezug auf Sprache spricht man besonders dann von *Indizes*, wenn es um paraverbale Zeichenausdrücke geht (z.B. ist ein Dialekt ein Zeichen für die regionale Herkunft, die Stimmqualität für das Geschlecht, die Lautstärke für emotionale Zustände) oder um die Besonderheiten deiktischen Sprachgebrauchs. Akzentuiert wird hier in beiden Fällen ein Folge-Verhältnis: indexikalische Zeichenausdrücke lassen Rückschlüsse zu auf einen Grund oder eine Ursache: "Er spricht so laut, weil er wütend ist."; 'wenn meine Dialogpartnerin "hier" sagt (und nicht "dort"), so zeigt sie mir damit Nähe in unserem gemeinsamen Bezugsraum an'. Das sind zweifellos richtige und wichtige Funktionsbeschreibungen bestimmter verbaler und paraverbaler Zeichen, nur ist m.E. nicht einzusehen, weshalb indexikalische Relationen *nur* für die "Zeigwörter" (und sprachbegleitende Phänomene) gelten sollen und für andere Wortklassen nicht. Eine solche, nach wie vor weitverbreitete Vorstellung halte ich für eine Verkürzung, die nicht einer gewissen Ironie entbehrt, weil Bühler - der Referenzpunkt in Sachen Deixis - , in einer weniger beachteten

referierten *psychologischen* Inferenzkonzepte. Demgegenüber beziehe ich mich hier auf linguistische Standardvorstellungen des Verstehens sprachlicher Zeichen.

⁴³*Historisch* gesehen ist dieser Gedankengang nachvollziehbar (die Pragmatik hat Anfang der 70er Jahre Eingang in die linguistische Theoriebildung gefunden, zu einer Zeit also, als bereits strukturalistische Semantikkonzeptionen vorlagen) - und so erklärt sich wohl auch seine Verbreitung in linguistischen Lehrbüchern. *Aktualgenetisch* und *ontogenetisch* halte ich dieses Konzept für falsch.

Zuzustimmen ist ferner Biere (1989, 104), der darauf hinweist, dass man sich mit der Unterscheidung zwischen nicht-inferentiellem Verstehen und inferentiellem Verstehen in das Dilemma begeben würde, Phänomene 'wörtlicher' Bedeutung und solche uneigentlichen Redens (z.B. Metaphern, Ironie) mit zwei verschiedenen Grundauffassungen des sprachlichen Zeichens erklären zu müssen: "Kurz: man müsste ein inkonsistentes Zeichen- und Bedeutungsmodell zugrunde legen."

⁴⁴Grund für diese irreführende Assoziation ist u.a., dass man mit der Beschreibung von Sprachzeichen als Symbole *eine* der drei Bühlerschen Sprachfunktionen, nämlich die Darstellungsfunktion, aus dem 'Organonmodell der Sprache' herausbricht und dominant setzt: "Es [das Sprachzeichen, Stu.] ist *Symbol* kraft seiner Zuordnung zu Gegenständen und Sachverhalten." (Bühler 1982, 28, Hervorhebung im Original). Mit der Isolierung der Darstellungsfunktion geht dann leicht vergessen, dass "drei variable Momente an ihm [dem Sprachzeichen, Stu.] dazu berufen sind, es dreimal verschieden zum Rang eines Zeichens zu erheben." Die beiden anderen - ebenfalls "variablen" (!) - Momente sind bekanntlich 'Ausdruck' und 'Appell'.

Passage selber betont, "dass das Andeuten, welches der zeigende Finger vollbringt, nicht nur die Leistung der Zeigwörter charakterisiert, sondern weit darüber hinaus auch im Funktionsbereich der Begriffswörter zu finden ist und zu den *Struktureigenheiten der menschlichen Sprache gehört*." (Bühler 1982, 172, Hervorhebung von mir) Um den Andeutungscharakter *aller* sprachlicher Zeichen hervorzuheben, eignet sich der Terminus "indexikalische Symbole" weit besser als der Ausdruck "Symbole". Zwar ist die Notwendigkeit von Schlüssen nicht bei allen Sprachzeichen gleich offensichtlich (bei Deiktika ist diese Notwendigkeit viel deutlicher als etwa bei konkreten Autosemantika) und natürlich gibt es Abstufungen hinsichtlich der Sicherheit/ Verlässlichkeit der ausgelösten Schlüsse (z.B. ermöglicht eine Personaldeixis dem Hörer sicherere Schlüsse als ein abstraktes Substantiv), aber das ändert nichts am grundlegenden, nicht hintergehbaren Andeutungscharakter eines jeden sprachlichen Zeichens.

Rechnung tragen liesse sich diesem Andeutungscharakter auch, wenn man Sprachzeichen als *symptomatische Symbole* bezeichnen würde. Das Bestimmungswort „symptomatisch“ würde, so die Legitimation, weit weniger als der Terminus „Symbol“ dazu verleiten, in einem sprachlichen Zeichen die Stellvertreter-Relation schon realisiert zu sehen. Nirgendwo sonst – in diesem Punkt ist Keller (1995, 118) zweifellos zuzustimmen – ist die Metapher des "Stehens-für" so fehl am Platz, wie in Bezug auf Symptome. Bei Symptomen ist zum vornherein klar, dass der Weg vom Wahrnehmbaren aufs Nicht-Offensichtliche nur über eine Schlussfolgerung führt. Bei Symptomen ist es evident, dass die zweistellige Zeichen-Relation nichts 'Garantiertes' ist, sondern während des Verstehens erst entsteht.

Ob man nun das sprachliche Zeichen als "symptomatisches" oder als "indexikalisches Symbol" beschreibt, ist letztlich nicht das Entscheidende. Entscheidend aber ist, dass die Rede von Symbolen auf die Starrheit und Unbeweglichkeit des Sprachzeichens verweist und geeignet ist, den Blick auf die inferentielle Natur schon des Zeichenverstehens zu verstellen. Im Gegensatz dazu sind Inferenzen den Begriffen "indexikalisches" oder "symptomatisches Symbol" quasi inhärent, weil sie mit der Idee einer *dreistelligen Zeichenrelation* eng verbunden sind: Symptome und Indizes sind eine Form von *Anzeichen*, die einen Deutungsprozess seitens der Interpretierenden bzw. Inferenzen seitens der Verstehenden auslösen.

Den Vorteil der vorgeschlagenen Begrifflichkeit - Sprachzeichen als *indexikalische* (oder als *symptomatische*) Symbole - sehe ich weiter darin, dass damit das Gemeinsame sprachlicher und natürlicher Zeichen hervorgehoben wird, ohne dass dabei die Unterschiede verwischt werden. Gemeinsamkeiten hat insbesondere Eco (1985a) herausgearbeitet. Seine These ist, "dass wir nämlich sowohl mit der Sprache als auch mit jeder anderen Art von Zeichen umgehen, indem wir inferentielle Prozesse ausführen." (Eco 1985a, 7) und "dass inferentielle Prozesse (...) die Grundlage *aller* semiotischer Phänomene ausmachen." (ebd., 21, Hervorhebung Stu.) Zu berücksichtigen ist andererseits aber auch das Spezifische sprachlicher Zeichen gegenüber natürlichen Zeichen, und dafür steht auch in dieser Arbeit der Begriff „Symbol“ - allerdings mit verschobenen Akzenten: Das Spezifische sprachlicher Zeichen besteht m.E. primär in ihrer kommunikativen Dynamik und in der Kombinatorik. Sprachliche Zeichen sind, im Gegensatz zu Symptomen und Indizien, die sich einstellen, mehr oder weniger frei verfügbare Kommunikationsmittel (vgl. auch Keller 1995, 128ff.), die ausdrucksseitig in der Relation der zeitlichen Aufeinanderfolge stehen, wobei diese Linearität durch genau angebbare Verknüpfungseigenschaften geregelt ist.⁴⁵ Mit dieser Akzentverschiebung möchte ich das konventionelle Moment des Zeichenverstehens weder in Abrede stellen, noch schmälern, aber ich würde Konvention im Zeichenprozess anders verorten:

⁴⁵Auch *Ikone* werden als Kommunikationsmittel eingesetzt (v.a. in Form von Piktogrammen), aber deren Kompositions- und Verknüpfungseigenschaften sind von denjenigen sprachlicher Zeichen grundsätzlich verschieden.

Konvention *ist* nicht etwas, was das Zeichen gleichsam schon mitbringt, sondern Konvention *wirkt* in Form der von Jäger (1986) so genannten "relativen Deutungsallgemeinheit" und der "relativen Deutungskonstanz".

c) Äquivalenz- vs. Schlussmodell des sprachlichen Zeichens

Ich rekapituliere kurz: Die Auffassung, sprachliche Zeichen seien Symbole, suggeriert die Vorstellung des Äquivalenzmodells des Sprachzeichens; die Begriffe "indexikalisches Symbol" und "symptomatisches Symbol" sind geeignet, mit dieser Assoziation zu brechen, indem sie ein *Schlussmodell* nahelegen. Nur ein Schlussmodell vermag die inferentielle Natur des Zeichens adäquat abzubilden. Die Auseinandersetzung mit der semiotischen Begrifflichkeit erfolgte in den vorangegangenen Abschnitten. Jetzt geht es darum, das postulierte Schlussmodell vor dem Hintergrund des Äquivalenzmodells zu konkretisieren.

Mit dem Äquivalenzmodell sprachlicher Zeichen (p ‚drei Querstriche‘ q) sind im Grunde zwei Probleme verbunden, die eng zusammengehören, aber nicht zusammenfallen: zum einen geht es um die Beziehung zwischen sprachlichen Ausdrücken (Signifikanten) und Bedeutungen im weiteren Sinn (darunter fasse ich hier sprachliche Bedeutungen bzw. Signifikate, aber auch allgemeinere Erkenntnisse und Wissensstrukturen), zum andern um die Beziehung zwischen Gegenständen/ Sachverhalten der sog. Wirklichkeit und Erkenntnissen. (Jäger 1986, Fussnoten 93 und 92, spricht in diesem Zusammenhang und mit Bezug auf Aristoteles vom Modell der doppelten Repräsentation.) Dass es, was die zweite Beziehung angeht, keine Welt von Gegenständen und Sachverhalten geben kann, die unabhängig von synthetischen, konstituierenden Leistungen des Subjekts gedacht werden könnte, ist eine der fundamentalen Einsichten Kants. Und doch ist gerade die Missachtung dieser Einsicht, wie Jäger (1986, 23f.) zeigt, der Ursprungsort der falschen Ansicht, Sprachzeichen 'hätten' oder 'trügen' Bedeutung (erste Beziehung). Denn eigentlich erst dann, wenn Bedeutung als etwas von den Subjekten Unabhängiges gedacht wird, ist sie 'stabil' genug, um in der Verständigung - unabhängig von kommunikativen Vollzügen - als etwas "Präexistentes", "Identisches" und "Wiederholbares" (Jäger 1986) bzw. als etwas der Interpretation Vorausgehendes (Keller 1995) zu funktionieren. Nach dem Äquivalenzmodell sprachlicher Zeichen sind also "Sich-Verständigen, bzw. Verstanden-Haben keine Leistungen, bzw. Ergebnisse von kommunikativen Leistungen der Subjekte möglicher Verständigung, sie verdanken sich vielmehr dem Zeichen selbst, das gewissermaßen für seine Bedeutung 'bürgt'." (Jäger 1986, 24) Dass diese Sichtweise und das damit verbundene Postulat einer zweistelligen Zeichenrelation zur inferentiellen Natur des Zeichens in Widerspruch stehen, wurde oben herausgestellt. Bei der bereits angedeuteten Alternative aber – drei- statt zweistellige Zeichenrelation, Schluss- statt Äquivalenzmodell des Zeichens – werden, wie Jäger (1986) zeigt, oft zwei Schritte aufs Mal gemacht, wenn als dritte Stelle der dreistelligen Zeichenrelation der Zeichenbenützer auftaucht.⁴⁶ Ausgeblendet wird damit die Tatsache, dass sowohl bei Peirce als auch bei Morris "Zeichenausdruck" und "Bezeichnetes" mit einem *Interpretanten* relationiert sind, nicht mit einem *Interpreten*: Peirce versteht unter einer dreistelligen Zeichenrelation "eine Aktion oder einen Einfluss, der aus einer Kooperation dreier Objekte besteht oder diese einschliesst, wie z.B. ein Zeichen, sein Objekt und sein Interpretant, wobei dieser tri-relative Einfluss auf keinerlei Weise in Aktionen zwischen je zwei Objekten aufgelöst werden kann." (CP 5.484) ⁴⁷ *Interpretant* ist jene schwer

⁴⁶So z.B. Biere (1989, 104).

⁴⁷ Peirce wird hier nach der Ausgabe von Apel (1976) zitiert; formal abgekürzt mit CP und der Nummer der jeweiligen Textstelle.

fassbare Grösse, die sich am neutralsten als "Wirkung des Zeichens im Interpretieren" (Nöth 1985, 37) paraphrasieren lässt. *Interpretant* ist zunächst ein sich im Bewusstsein des Interpretieren einstellendes "Gefühl" (5.475), wobei sich dieses Gefühl durch "geistige Anstrengung" zu einer "Vermutung" (5.480) und weiter zu einem "allgemeinen Begriff" verdichten kann (5.486). Alle diese Stufen von Interpretanten nennt Peirce gelegentlich auch "das eigentliche Bedeutungsprodukt des Zeichens" (5.473, Hervorhebung von mir) - und genau das scheint mir das Zentrale zu sein: "Bedeutung" heisst bei Peirce mitunter vieles, aber etwas sicher nicht: Bedeutung ist keine Eigenschaft von Zeichen. Vielmehr leitet das Zeichen als "Vehikel" bzw. als "Repräsentamen" den Interpreten dazu an, eine Bedeutung zu erschliessen.⁴⁸ Das Erschliessen *sprachlicher* Bedeutungen lässt sich mit Saussure präziser fassen als differenzielle Wertbestimmung, die sich auf zwei 'Achsen' vollzieht. Der Wert eines Zeichens wird im kommunikativen Vollzug relativ zu anderen Zeichen bestimmt, und zwar in zweifacher Weise: einerseits über die Verknüpfungen dieses Zeichens mit vorangehenden und nachfolgenden Zeichen im Zeitverlauf (Saussures syntagmatische Relation) und andererseits über die Assoziationen, die das zu verstehende Zeichen auslöst (Saussures assoziative Relation).⁴⁹

d) Schlussfolgerungsverfahren

Um auch die prozeduralen Aspekte des inferentiellen Charakters auch des sprachlichen Zeichens differenzierter beschreiben zu können, sollen nun die schon mehrfach angesprochenen Schlussfolgerungsprozeduren genauer beleuchtet werden. Welcher Art sind die für das Zeichenverstehen konstitutiven Schlüsse? Klar ist zunächst, dass es sich nicht um logisch zwingende Schlüsse handelt, sondern um kontextdependente, mehr oder weniger wahrscheinliche Schlüsse von einem Antezedens auf eine Konsequenz. Nach Busse (1994, 1991), Biere (1989) und Eco (1985a/b) ist die zentrale Schlussfigur des Zeichenverstehens die der *Abduktion*. Eingeführt wurde der Begriff der Abduktion von Peirce, der in Auseinandersetzung mit Kant und unter Bezug auf die aristotelische Beweislehre die gängige Unterscheidung von Deduktion und Induktion um das abduktive Schliessen erweiterte (Biere 1989, 107).⁵⁰ Gemäss Peirce (CP 2.263 u. 5.171) ist Inferenz der Oberbegriff für alle Schlussverfahren, der einerseits ein analytisches (Deduktion) und andererseits zwei synthetische Verfahren umfasst (Induktion und Abduktion/Hypothese). Als Grundlage für die weitere Diskussion greife ich hier die schematische Darstellung für das deduktive, das induktive und das abduktive Schlussverfahren nach Eco (1985a, 67) auf.

⁴⁸Diese in der triadischen Zeichenrelation selbst angelegte Schlussfolgerungsprozedur tritt dann - und nur dann - klar hervor, wenn man die dritte Stelle der Zeichenrelation mit dem Original-Ausdruck *Interpretant* belegt. Sagt man stattdessen *Zeichenbenützer*, kann man sich immer noch Interpretanten denken, die mit von kommunikativen Vollzügen unabhängigen Bedeutungen operieren.

⁴⁹Es gibt offensichtlich Bezüge zwischen den Zeichenkonzeptionen von Peirce und Saussure (z.B. "Vehikel" und "apôseme"), aber eine genaue Prüfung dieser Bezüge kann nicht in Fussnoten erfolgen.

⁵⁰Biere (ebd.) hat die Titel zusammengestellt, unter denen Peirce das abduktive Schliessen behandelt: "Abduktion" (CP 5.171), "Retroduktion" (1.65), "Präsumption" (2.776f.), "Hypothese" (2.623) und "originäres Argument" (2.96). Im Gegensatz zu Biere (1989, 109) nimmt Eco (1985b, 299) an, dass Peirce mit den Begriffen "Abduktion" und "Hypothese" zwei Arten von Schlussverfahren unterscheidet. Ich halte mich im Folgenden an Eco (1985a, 69f.) und verstehe unter der Peirceschen "Hypothese" einen Spezialfall der "Abduktion".

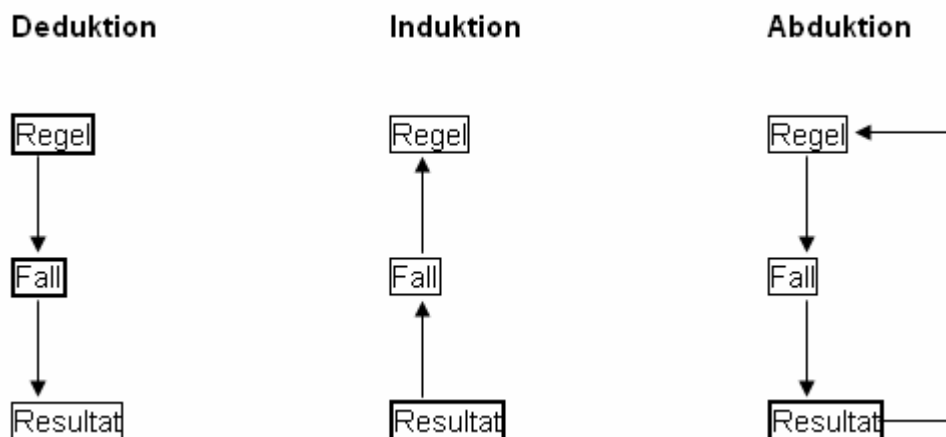


Abb. 1: Schlussfolgerungsverfahren nach Eco (1985a, 67)

In dieser Darstellung bezeichnen stärker konturierte Linien Propositionen, die bereits verifiziert sind, und die Kästchen mit dünnen Linien zeigen Propositionen an, die im Schlussfolgerungsprozess gefunden werden (Eco 1985a, 66).

Ein *deduktiver* Prozess läuft ab, wenn man es mit Substitutionstabellen zu tun hat. Eco (ebd.) bringt als Beispiel das Morsealphabet, bei dem es um das Erkennen der konventionellen Äquivalenz zwischen zwei Ausdrücken geht, die zwei verschiedenen semiotischen Systemen angehören (beispielsweise steht die Zeichenfolge /... --- .../ für das Kürzel S.O.S). Deduktiv wäre das Schlussverfahren auch, wenn das Äquivalenzmodell sprachlicher Zeichen aktualgenetisch relevant wäre: "Jedes Mal, wenn man /Mensch/ ausspricht, meint man 'vernunftbegabtes, sterbliches Tier.'" (Regel) "Man sprach /Mensch/ aus; deshalb meinte man 'vernunftbegabtes, sterbliches Tier.'" (Resultat als Fall der Regel)⁵¹ Würde Zeichenverstehen tatsächlich so funktionieren, gäbe es nur vollkommenes Verstehen oder gänzlich Nicht-Verstehen - und nichts dazwischen: mit dem Zeichenausdruck wäre der Zeicheninhalt verfügbar oder nicht verfügbar; graduelles Verstehen wäre ausgeschlossen. Gerade dies aber ist der Normalfall: Wir müssen laufend entscheiden, welcher Inhalt einem "gegebenen" Ausdruck zugeordnet werden soll (Eco 1985, 67)⁵² - und dieses Geschäft ist ein tentatives und unsicheres Unternehmen.

Das Muster für die *induktiven* Prozesse erläutert Eco (ebd.) anhand ostensiver Definitionen im Fremdspracherwerb: "Jedes Mal, wenn ein muttersprachlicher Sprecher einer uns unbekannten Sprache den Ausdruck /x/ benutzt, zeigt er entweder auf das Objekt >y< oder es gibt eine Wiederholung der Erfahrung >y<." (Deutung des Resultats als Realisation eines allgemeineren Falls) "Aus diesem Grunde kann dieses Wort vernünftigerweise als Bedeutung dieser Klasse von Objekten oder Handlungen interpretiert werden." (Erschliessen der Regel) Mir scheint, das so beschriebene induktive Verfahren habe auch eine grosse Relevanz für den Erstspracherwerb, insbesondere für den Wortschatzerwerb, und da sehr deutlich in den sog. "labeling games" bei der gemeinsamen Bilderbuchlektüre von

⁵¹Die Beziehungen zwischen dem Äquivalenzmodell des sprachlichen Zeichens und der Modellierung der Wortbedeutung in der 'klassischen' Merkmalssemantik (Wortbedeutung als Bündel *notwendiger* und *hinreichender* Merkmale) ist hier offensichtlich.

⁵²Aus psycholinguistischer Perspektive ist allerdings nicht einzusehen, weshalb Eco den Zeichenausdruck als gegeben setzt. Wahrscheinlich gibt es hier einen grösseren Unterschied zwischen geschriebener (gedruckter) und gesprochener Sprache: Buchstabenfolgen sind ein verlässlicherer (weil einheitlicherer) Anhaltspunkt für das Erschliessen von Inhalten als (inter- und intraindividuell stark variierende) Lautfolgen. Und doch muss man m.E. hier wie dort schon für das Erkennen von Zeichenausdrücken Schlussfolgerungsprozesse annehmen (Wiedererkennen von phonologischen und orthografischen Repräsentationen).

Kindern und Bezugspersonen (etwa: "Schau, da ist das Nilpferd", mit begleitendem Zeigen). Beim induktiven Schliessen gibt es allerdings ein Problem, das sich besonders deutlich im Kontrast zwischen Kindersprache und Erwachsenensprache zeigt: Als Erwachsene (und, wie in Eco's Beispiel, als Fremdsprachenerwerbende) wissen wir, dass eine hinweisende Geste als Bedeutungserklärung gemeint sein kann, sodass wir die wahrnehmbare Aktivität, also Ausdruck und Zeigen (Resultat) mit grosser Sicherheit als etwas Regelmässiges, nämlich als Fall von Ostension, deuten und so die Bedeutung des Ausdrucks tatsächlich induktiv erschliessen können. Woher aber weiss das Kind, dass das, was es akustisch (Äussern des Ausdrucks) und visuell (Zeigen) wahrnimmt, als ostensive Erklärung gemeint ist? Das Kind weiss es nicht, aber es kann annehmen, dass hier etwas erklärt werden soll. Übersetzt in die Schlussfolgerungsterminologie könnte man sagen: Das Kind kann annehmen, dass die Aktivitäten, die es wahrnimmt (Resultat), ein Fall der *hypothetisch* aufgestellten Regel sind, die sich mit Eco (ebd.) versuchsweise so formulieren liesse: "Immer wenn die Eltern etwas sagen und dabei auf etwas zeigen, wollen sie mir etwas erklären." Die Interpretation eines Resultats als Fall einer von vielen möglichen Regeln ist aber bereits *das* Kennzeichen des *abduktiven* Schlussverfahrens, das Eco (ebd., 68) einführt als "das versuchsweise und risikoreiche Aufspüren eines Systems von Signifikationsregeln, die es dem Zeichen erlauben, seine Bedeutung zu erlangen." Peirce schreibt zur Abduktion (u.a.!)⁵³: "Die Abduktion ist der Vorgang, in dem eine erklärende Hypothese gebildet wird." (CP 5.171) Zur Hypothese sagt er (ebenso u.a.): "Um eine Hypothese handelt es sich, wenn wir einen sehr seltsamen Umstand finden, der durch die Unterstellung erklärt werden würde, das es ein Fall einer bestimmten allgemeinen Regel ist, und wenn wir daraufhin jene Unterstellung akzeptieren." (2.624)

Abduktion ist, soviel hat die bisherige Diskussion sicherlich gezeigt, das komplexeste der drei Schlussverfahren, und zwar schon deshalb, weil es Elemente der Deduktion und der Induktion miteinander kombiniert (vgl. Abb. 1). Schwer auseinanderzuhalten sind insbesondere die beiden "synthetischen Verfahren" Induktion und Abduktion. In Anlehnung an Biere (1989, 108) und mit Bezug auf Abb. 1 lässt sich dazu Folgendes festhalten: Während im Induktionsschluss von einem Resultat auf einen Fall und weiter auf eine Regel geschlossen wird, wird im abduktiven Verfahren aufgrund eines Resultats eine Regel erschlossen, unter die das Resultat als Fall subsumiert werden kann. Ziel des induktiven Verfahrens ist das Erschliessen der Regel, Ziel der Abduktion dagegen die Deutung eines Resultats als Fall einer hypostasierten Regel. Das Risikoreiche des Abduktionsschlusses besteht nun darin, dass ein beobachteter Sachverhalt (Resultat) als Fall *einer von vielen möglichen Regeln* gedeutet wird, d.h. es wird *angenommen*, der zu erklärende Sachverhalt sei ein Fall genau dieser Regel.⁵⁴ Damit kommt bei der Abduktion an zentraler Stelle ein Moment des Erratens ins Spiel.⁵⁵

Zur Illustration des Abduktionsschlusses führe ich hier ein einfaches Beispiel aus eigenen Daten an (Studer 1998). Es geht um eine semantische Inferenz im Bereich der Wortbedeutungen. Stephanie, ein 9jähriges, schweizerdeutsch sprechendes Kind, liest den ersten Satz eines kurzen Märchens, in dem der Ausdruck "Töchter des Königs" vorkommt. Im anschliessenden Gespräch zwischen Stephanie und mir über diesen Satz spricht die Probandin immer von "Prinzessinnen" (nie von

⁵³Richter (1995) hat den Gebrauch des Begriffs "Abduktion" in Peirce's Schriften sehr genau analysiert und kommt zum Schluss (ebd., 172ff.), dass von einem einheitlichen Abduktionskonzept bei Peirce nicht gesprochen werden kann.

⁵⁴Hinsichtlich der "Chronologie der Informationsbeschaffung" besteht das Problem beim Abduktionsschluss darin, dass Regel und Fall zugleich erkannt werden müssen (vgl. dazu Biere 1989, 109; Eco 1985b, 299 und die dort zitierte Literatur).

⁵⁵Biere (1989, 113) sieht das Moment des Erratens "im Kontext hermeneutischen Denkens als Gegenstand einer Kunstlehre (...) bereits methodisch präfiguriert." und kommt in diesem Zusammenhang auf Schleiermachers Begriff der *Divination* zu sprechen.

"Töchtern"), obwohl dieses Wort im Text nicht explizit vorgekommen ist. Was Stephanie gelesen hat, ist der Ausdruck "Töchter des Königs". Das ist der beobachtete Sachverhalt bzw. das Resultat. Erschlossen hat sie, dass Töchter des Königs *in der Regel* Prinzessinnen sind. Das ist kein besonders gewagter (weil durch viele Erfahrungen mit Märchen und deren ProtagonistInnen gestützt und daher naheliegender) Schluss, aber hypothetisch ist er trotzdem.⁵⁶ Schliesslich fasst Stephanie die gelesene Textstelle (das Resultat) als Fall dieser allgemeinen Regel auf: Sie spricht von "Prinzessinnen".

e) Abduktionstypen

Eco (1985a, 69ff.) umreist drei Abduktionstypen, betont aber, dass es sich dabei um eine typologische Abstraktion eines genauer segmentierbaren Kontinuums verschieden komplexer und unterschiedlich gewagter Abduktionsverfahren handle, die auch kombiniert auftreten könnten. Unterscheidungskriterium für die drei Typen ist, wie wahrscheinlich der Schluss vom Resultat auf die Regel ist bzw. wie plausibel allfällige Alternativen zur hypostasierten Regel sind. Demnach gibt es, aufgezählt von a) bis c) mit zunehmendem Unsicherheitsgrad, a) übercodierte Abduktionen, b) untercodierte Abduktionen und c) kreative Abduktionen. Zu diesen drei Typen kommt in Eco (1985b, 299ff.) d) die Meta-Abduktion hinzu.⁵⁷ Nützlich für eine inferenzbasierte Theorie des *Sprachverstehens* sind m.E. hauptsächlich über- und untercodierte Abduktionen⁵⁸; nützlich, weil die Wahrscheinlichkeit des Schlusses in vielen Fällen hoch bzw. alternative Deutungen wenig plausibel sein dürften. So, d.h. bei einer Beschränkung auf über- und untercodierte Abduktionen, lässt sich jedenfalls der naheliegende Einwand entkräften, dass es zwangsläufig zu einem "'Überschuss' an Kreativität" kommen muss, wenn man für das Verstehen sprachlicher Zeichen das Schlussmodell ansetzt. (Biere 1989, 115)

Eine *übercodierte Abduktion* liegt vor, wenn das Erschliessen der Regel automatisch oder halb- bzw. quasi-automatisch erfolgt (Eco 1985a, 69f; Eco 1985b, 299f.). Quasi-automatisch ist der Schluss, weil die Regel dem Status eines Codes nahekommt, wobei "von grösster Wichtigkeit [ist], dass selbst die Interpretationen durch Codes eine, wenn auch noch so schwach ausgeprägte, abduktive Leistung voraussetzen." (Eco 1985b, 299-300)⁵⁹ Eco (1985a, 69) illustriert den Typus der

⁵⁶Im "schlimmsten" Fall könnte es sich herausstellen, dass es sich um Töchter eines 'falschen' Königs handelt, sodass unklar wäre, ob man trotzdem noch von Prinzessinnen reden kann.

⁵⁷d) liegt allerdings, wie Eco (1985a, 71f.) darlegt, nicht auf der gleichen Ebene wie a), b) und c). Meta-Abduktionen sind vielmehr ein integraler Bestandteil kreativer Abduktionen, insofern sie in der Entscheidung bestehen, "ob das mögliche Universum (oder der Zustand der Dinge), die die kreative Abduktion umrissen hatte, dasselbe war wie das 'wirkliche' [bisher erfahrene, Stu.] Universum." Erhellend ist die Beschreibung der Funktion von Meta-Abduktionen in Eco 1985b, 301: "Bei über- oder untercodierten Abduktionen ist diese Meta-Ebene der Schlussfolgerung nicht obligatorisch, da wir unser Gesetz [im Sinne der bisherigen Wortwahl 'Regel', Stu.] einem Depot bereits geprüfter Welterfahrung entnehmen."

⁵⁸Kreative Abduktionen und Meta-Abduktionen werden als zentral für die Rekonstruktion von Denkleistungen bei revolutionären Entdeckungen angesehen (z.B. die in diesem Kontext häufig zitierte Entdeckung Keplers, dass die Umlaufbahn des Mars die Form einer Ellipse hat), dürften aber beim Sprachverstehen kaum eine Rolle spielen. Die kreativen Abduktionen lassen sich m.E. dem Bereich der *Textinterpretation* (nicht des *Sprachverstehens*) zuordnen.

⁵⁹Im Zusammenhang einer inferenztheoretischen Perspektive auf Sprachzeichen ist der Rückgriff auf "Codes" natürlich heikel, da mit diesem Begriff immer noch die informationstheoretisch-nachrichtentechnische Bedeutung verbunden ist, die ihrerseits ein Äquivalenzmodell sprachlicher Zeichen nahelegt. Will man dagegen, wie in der vorliegenden Arbeit, am Schlussmodell festhalten, kann mit "Code" gerade nicht ein durch Sprachteilhabe garantiertes und verfügbares Inventar von Korrelationen zwischen Ausdrücken und Bedeutungen gemeint sein. Sinn macht der Code-Begriff hingegen, wenn man ihn auf verschiedene Grade "relativer Deutungskonstanz" und "relativer Deutungsallgemeinheit"

übercodierten Abduktion mit folgendem Beispiel: "Wenn jemand /Mensch/ ausspricht" (Resultat), "muss ich zunächst einmal annehmen, dass diese Äusserung Vorkommnis (token) eines deutschen Worttyps ist." (Fall der Regel, hier der Type-token-Korrespondenz) Derartige Leistungen sind so selbstverständlich, dass sie kaum als solche registriert werden. Und doch braucht es, um die Bedeutung der Äusserung /Mann/ zu verstehen, eine vom Kontext und vom diskursiven Kotext geleitete Annahme - die Äusserung stellt den Typus eines deutschen Wortes dar - und eine Entscheidung - die Äusserung (Resultat) ist ein Fall der angenommenen Regel (Eco ebd. u. Eco 1985b, 300). Weniger selbstverständlich wäre diese abduktive Leistung dagegen auf einem Kongress mit internationaler Beteiligung. In diesem Fall bekäme besagte Regel allenfalls Konkurrenz ("War diese Äusserung tatsächlich ein token eines *deutschen* Worttyps?"). Sobald derartige Alternativen in Betracht gezogen werden, hat man es mit untercodierten Abduktionen zu tun.

Eine *untercodierte Abduktion* liegt vor, wenn die Regel aus einer Reihe ähnlich wahrscheinlicher Alternativen ausgewählt werden muss (Eco 1985a, 70). Die gewählte Regel ist also lediglich die plausibelste unter verschiedenen möglichen, und da man nicht sicher sein kann, ob es sich um die zutreffende handelt, wird sie auch nur provisorisch aufrechterhalten und muss weiteren Gültigkeitsproben unterzogen werden (Eco 1985b, 300).

Wenn also geäussert wird /dies ist ein Mensch/, müssen wir entscheiden, ob gesagt wird, dass es sich um ein vernunftbegabtes Tier, eine sterbliche Kreatur oder um ein schönes Beispiel von Humanität handelt usw. Gleicherweise kann /dies ist kein Mensch/ entweder bedeuten 'dies ist nicht vernunftbegabt' oder 'dies ist nicht sterblich', und zwar unabhängig davon, ob der Satz von einem Monstrum erzählt, das Doktor Frankenstein hergestellt hat, oder von einem Engel spricht. (Eco 1985a, 70-71)

Eco (ebd.) scheint hier so etwas wie eine probabilistisch konzipierte Merkmals-theorie der Wortbedeutung anzusetzen (vgl. dazu etwa Smith & Medin 1981, 62ff.), wenn er weiter schreibt, dass die Entscheidungen bei untercodierten Abduktionen darin bestünden, festzulegen, "ob bestimmte Eigenschaften (die zur Bedeutung eines Ausdruck gehören) vergrössert oder narkotisiert werden müssen."⁶⁰

Mit Ecos Spezifizierung abduktiver Verfahren liegt ein semiotisch fundierter Ansatz vor, mit dem - wie es scheint - inferentielle Leistungen beim Zeichenverstehen analytisch genau beschrieben werden können. In der referierten Form allerdings bleibt dieses Modell noch ziemlich abstrakt, und Beschreibungsadäquatheit ist vorerst ein Postulat, das sich in der Diskussion weiterer Beispiele des Wortverstehens als zutreffend erweisen muss. Zudem bedarf das Modell einiger Ausweitungen und Präzisierungen, um es auf das Sprachverstehen im allgemeinen anwenden zu können. Die notwendigen Ausweitungen betreffen in erster Linie den *Verstehensgegenstand*, denn verstanden werden ja in aller Regel nicht isolierte Zeichen oder einzelne Wörter, wie sie in der bisherigen Argumentation im Zentrum gestanden haben, sondern Zeichenverbindungen bzw. Wortkombinationen. Zu

(Jäger 1986) bezieht. Im Falle von Codes wären dann Deutungskonstanz und -allgemeinheit von Relationen zwischen Ausdrücken und Bedeutungen sehr hoch oder 'maximal'.

Eco (1985a, Kap. 5) unterscheidet zwischen "Systemcodes" (Codes als System) und "Codes". Während erstere Systeme sind, die auch unabhängig von kommunikativen Vollzügen bestehen können und die, wie z.B. das phonologische System, aus einer endlichen Zahl von Elementen und Kombinationsregeln bestehen, stellen letztere Korrelationen zwischen Elementen zweier oder mehrerer System-Codes dar. In dieser Hinsicht wäre Sprache "ein Code, weil sie zunächst einmal ein korrelatives Mittel ist." (ebd., 253)

⁶⁰M.E. ist die Rede von "Eigenschaften, die zur Bedeutung eines Ausdrucks gehören" im Kontext eines Schlussmodells sprachlicher Zeichen widersprüchlich. Man müsste sagen, "Eigenschaften, die in diesem kommunikativen Vollzug wahrscheinlich zur Bedeutung des Ausdrucks gehören."

präzisieren ist dabei v.a. auch, was es genau bedeutet, Äusserungen in der Verständigung als Fälle vermuteter *Regeln* zu deuten.

Meine Annahme ist: Diese vorzunehmenden Konkretisierungen, Ausweitungen und Präzisierungen sind im Rahmen des von Eco vorgeschlagenen Schlussmodells möglich. Die zugehörige These lautet: Für das Verstehen zusammenhängender Äusserungen sind prinzipiell die gleichen inferentiellen Mechanismen ausschlaggebend wie beim Wortverstehen. Zwar erschöpft sich Sprachverstehen nicht in der blossen Akkumulation abduktiv erschlossener Einzelzeichen, aber das für Einzelzeichen entwickelte Schlussmodell lässt sich sinnvoll auch auf andere sprachliche Ebenen beziehen, also nicht nur auf das Wortverstehen, sondern auch auf das Verstehen von sprachlichen Einheiten 'unterhalb' und - dies v.a. - 'oberhalb' der Wortgrenze.

4. Inferenzen und sprachliche Ebenen

Ausgangspunkt des hier unternommenen Versuchs, abduktive Leistungen entlang sprachlicher Ebenen zu beschreiben, sind zwei ganz grundlegende, oft genannte Prämissen des Sprachverstehens (vgl. z.B. Busse 1994, 1991; Marschall 1995; Gauger 1995 u.a.m.): Zum einen laufen Zeichen bei den Verstehenssubjekten in linearer Reihenfolge ein, zum anderen sind Sprachzeichen auf verschiedenen Ebenen der Komplexität organisiert. Ersteres könnte man die aktualgenetische, letzteres die sprachsystematische Prämisse nennen. Zu diesen Prämissen sind einige Bemerkungen nötig:

Mit der *aktualgenetischen Prämisse* wird auf ein (scheinbar) einfaches, für Sprecher/ Schreiber und Hörer/ Leser gleichermassen folgenreiches Grundmerkmal des Zeichenverkehrs rekuriert: Alles, was gesagt oder geschrieben wird, muss in eine zeitlich-lineare Abfolge gebracht werden; d.h., es muss nacheinander formuliert und damit in *einer* Dimension realisiert werden, was u.U. ein komplexer Inhalt oder ein mehrschichtiger Gedankengang ist.⁶¹ Dieser Zwang zur Linearisierung zeitigt Folgen auch für die Rezeption: Das, was verstanden werden soll, trifft auf Seiten der Verstehenssubjekte Zeichen für Zeichen, Wort für Wort in eben dieser einen Dimension ein. Verfehlt wäre indessen die Vorstellung, jeder Rezeptionsvorgang setze mit der Verarbeitung eines einzelnen Zeichens ein, denn Verstehen ist immer *Verstehen aus einem Kontext heraus* - ob im Sinne Wittgensteins, der in seiner Gebrauchstheorie der Bedeutung darauf hingewiesen hat, dass Verstehen sich immer nur eingebettet in eine *sprachlich-kommunikative Praxis* abspielt, oder im Sinne Hörmanns, der in seiner psychologischen Semantik hervorgehoben hat, dass jedes wahrzunehmende Zeichen in einem *epistemischen Kontext* steht, der als Vororientierung der Verstehenssubjekte wirkt (Busse 1991, 167f.; vgl. auch Scherner 1984). Hinzu kommt v.a. auch, dass sich ein Rezeptionsvorgang nicht streng linear, sondern rhythmisch und sprunghaft vollzieht. Beim *Lesen* z.B. kommt es, wie Messungen der Augenbewegungen klar zeigen, zwischen einzelnen Ruhepausen (Fixationen) regelmässig zu Rückwärts- (Regressionen) und Vorwärtsbewegungen (Sakkaden); für einen Forschungsüberblick siehe Rayner & Sereno 1994; Haberlandt 1994; Günther 1989. Zwar kann man annehmen, dass die

⁶¹Bei der Formulierung des 'Linearitätsprinzips' kommt man kaum umhin, Metaphern zu verwenden, die eine Entscheidung hinsichtlich des Verhältnisses von Sprechen und Denken implizieren. Busse (1994, 60) etwa spricht von "enormen *Umwandlungsvorgängen*", die stattfinden, wenn "'Inhalte', 'Bedeutungen', 'Ideen', 'Gedanken' etc. in die lineare Form sprachlicher Zeichen/Zeichenketten *umgesetzt* werden müssen." (Hervorheb. Stu.) Solche 'Umsetzungsmetaphern' implizieren die Existenz sprachfreien oder doch vorsprachlichen Denkens. Vgl. demgegenüber den Hinweis auf die Position Saussures (Grundfragen, 133) oben in Kap. 3.b).

Informationsverarbeitung hauptsächlich während der Fixationen erfolgt⁶², aber wie die Daten genau zu interpretieren sind, ist weitgehend eine offene Frage. Beispielsweise fallen Fixationen und syntaktische Grenzen (Phrasen, Sätze) keineswegs immer zusammen.⁶³ Beim *Rezipieren gesprochener Sprache* sind Vorwegnahmen und Rückblenden nur in kleinerem Ausmass möglich. Dies liegt am beschränkten Fassungsvermögens des Arbeitsgedächtnisses (dazu etwa Carpenter, Miyake & Just 1994). Einiges deutet aber darauf hin, dass auch das Redeverstehen nicht nur sukzessive Wort für Wort erfolgt, doch die Resultate aus einschlägigen Experimenten lassen ähnliche Fragen offen wie die Befunde von Blickbewegungsstudien. So erlaubt etwa das "Shadowing-Paradigma" von Marslen-Wilson (grundlegend dazu Marslen-Wilson & Tyler 1980) - eine Anordnung, bei der Vpn einen verbalen Input mit möglichst geringer zeitlicher Verzögerung nachsprechen müssen - subtile Schlussfolgerungen über das Zusammenspiel von Informationsaufnahme und Erwartungen, die in den Verstehensprozess eingebracht werden, aber die Daten weisen eben auch darauf hin, dass sich das Redeverstehen immer wieder über syntaktisch privilegierte Übergänge 'hinwegsetzt'. Zu bedenken ist schliesslich, dass das Prinzip der Eindimensionalität der eintreffenden Zeichenkette ganz generell nur mit kleineren (geschriebene Sprache) und grösseren Einschränkungen (gesprochene Sprache) gilt: Geschriebene (gedruckte) Texte sind insofern nur bedingt eindimensional, als oft satztechnische Mittel wie Fett- und Kursivdruck, Sperrungen, Einrückungen, verschiedene Schrifttypen und -grössen etc. eingesetzt werden, die, zusammen mit den Satzzeichen, Strukturen und Hierarchien anzeigen können. Eine ähnliche Funktion kommt in der gesprochenen Sprache den para- und nonverbalen Zeichen zu (Suprasegmentalia sowie Mimik, Gestik und Proxemik), welche die Lautketten permanent begleiten.

Ein Wort noch zur *sprachsystematischen* Prämisse: Wie gesagt sind einlaufende Zeichen und Zeichenketten auf verschiedenen Ebenen der Komplexität organisiert. Als hierarchisch gestufte Ebenen, die von Stufe zu Stufe komplexere Inferenzleistungen verlangen, setze ich in Anlehnung an Heringer (1988, 1987) und Busse (1994, 1991) an: Phoneme/ Grapheme, Wörter, Phrasen, Sätze und Texte. Dabei geht es mir nicht um die mit diesen Ebenen verbundenen, 'genuin' linguistischen Kontroversen (Anzahl, Definition und 'Autonomie' der Ebenen), sondern lediglich um einen für die Rezeption relevanten grammatischen Orientierungsrahmen, innerhalb dessen ich die Begriffe dort schärfte, wo es nötig ist.⁶⁴

Wenn ich im Folgenden ein konventionelles, nämlich ein 'aszendentes' Vorgehen wähle (vom Phonem über den Satz zum Text), und nicht ein 'deszendentes' (vom Text zum Phonem), dann ist das eine rein arbeitspraktisch motivierte, keine theoretisch begründete Entscheidung. Ein deszendentes Vorgehen wäre für die Untersuchung des Sprachverstehens mindestens so plausibel, hätte aber den Nachteil, dass man laufend Begriffe verwenden müsste, die auf und für 'tiefere' Ebenen geprägt wurden.

⁶²Angesetzt wird üblicherweise eine "zentrale Wahrnehmungsspanne", die beim flüssigen Lesen geübter Leserinnen durchschnittlich ca. 15 Buchstaben rechts und etwa 5 Buchstaben links von einem Fixationspunkt umfasst und, jenseits von dieser, eine "periphere Wahrnehmung", deren Funktion darin besteht, über die Registrierung herausragender Schriftmerkmale wie Grossbuchstaben und Wortzwischenräumen den nächsten Fixationspunkt zu bestimmen.

⁶³Es fällt auf, dass die in diesem Bereich experimentell arbeitenden Psychologen und Psycholinguisten die Blickbewegungsdaten allgemein vorsichtiger interpretieren als Linguisten, die mit diesen Daten argumentieren (etwa Heringer 1988, oder Marschall 1995).

⁶⁴Die grammatische Analyse eines zu verstehenden Textes kann, wie Heringer (1988, 10) sehr zutreffend bemerkt, im besten Fall das korrekt darstellen, was die Verstehenden in der Verständigung (auch) erreichen müssen. Dabei ist zum Vornherein damit zu rechnen, dass Hörer/ Leser nicht den systematischen Weg der grammatischen Analyse gehen, sondern individuell verschieden und unter Einsatz abkürzender Rezeptionsheuristiken vorgehen.

4.1 Inferenzen auf der Phonem-/ Graphem-Ebene

Inferenzartige Leistungen sind bereits 'unterhalb' der Ebene des Wortes im Spiel, etwa dann, wenn es um die Korrektur fehlerhafter und unvollständiger Wortbilder oder um die Identifikation eines undeutlich ausgesprochenen Phonems geht. So kann z.B. ein Rezipient, auch wenn er ein einzelnes Phonem innerhalb eines Wortes nicht vollständig identifizieren konnte, aus einer bestimmten phonetischen Umgebung (sowie aus dem weiteren Äusserungskontext und dem Kontext) darauf schliessen, dass es sich um ein Phonem des Typs x und nicht um eines des Typs y handelt (Busse 1994, 57-58).⁶⁵ Wenn solche Leistungen üblicherweise nicht unter dem Stichwort 'Inferenz' behandelt oder gar explizit aus der Inferenzforschung ausgeschlossen werden, dann liegt das daran, dass diese Leistungen kaum je 'bewusst' erfolgen und dass phonologische Regeln - im Unterschied zu vielen semantischen - zwar von den meisten SprachteilnehmerInnen beherrscht, aber normalerweise nicht formuliert werden können (Busse, ebd.). Oder es liegt ganz einfach daran, dass das Forschungsprogramm der Inferenzforschung begrenzt werden soll (Rickheit & Strohner 1985). Es liegt aber nicht daran, dass diese Leistungen nicht nach dem Muster abduktiver Prozesse rekonstruiert werden könnten: Aufgrund eines Resultats (nicht vollständig identifiziertes Phonem einer Lautkette, z.B. /a/?/c/) wird hypothetisch darauf geschlossen, dass es sich beim undeutlich Gehörten um einen Fall der Regel x (Phonemfolge /a/b/c/), nicht um einen Fall der Regel y (Phonemfolge /a/d/c/) handelt.

Auf abduktiven Leistungen bei der Wahrnehmung von geschriebenen Wörtern aufgebaut, ist die "Schreibfehler-Entdeckungsmethode" von Garrod & Sanford (z.B. 1990) zur Erforschung von koreferentiellen Inferenzen. Die relative Schnelligkeit, mit der Vpn Schreibfehler in Testsätzen entdecken, ist für die Autoren ein Indiz dafür, inwieweit in schriftlichen Texten anaphorische Pronomen und Nomen sofort in die Textrepräsentation integriert werden.

4.2 Inferenzen beim Wortverstehen

Moderne psycholinguistische Wortverstehensforschung legt einen Schnitt zwischen die 'blosse' Worterkennung, engl. "word recognition" (Wahrnehmen und Erkennen von realisierten Wortformen durch Adressieren und Identifizieren von repräsentierten Wortbildern oder Wortmustern), und die anschliessenden Verarbeitungsprozesse (Erschliessen von *Bedeutungen*, Integration in Vorwissen). Mit den Unterkapiteln 4.2.1 und 4.2.2 folge ich dieser Unterscheidung, obwohl umstritten ist, ob bzw. inwieweit es sich bei dieser primär analytischen Zweiteilung auch um temporale Phasen des Wortverstehens handelt (vgl. Knobloch 1994, 127).

4.2.1 Inferenzen beim Worterkennen

Ebenso weitgehend automatisiert wie auf der Phonem-/ Graphem-Ebene laufen abduktive Leistungen auf der Ebene des Worterkennens ab (vgl. auch Busse 1994, 60f.): Dabei geht es, wie oben (Kap. 3.e)) im Zusammenhang mit den übercodierten Abduktionen bereits angedeutet, darum, eine Phonemfolge oder eine Buchstaben-

⁶⁵Auch wenn die Umgebung eines kritischen Phonems keine weiteren distinktiven Hinweise bietet und wenn, wie z.B. in frz. /gant/ vs. /camp/, spektrogrammanalytisch betrachtet zwischen zwei Phonemen ein kontinuierlicher Übergang besteht, tendieren wir dazu, diese Phoneme kategoriell wahrzunehmen - und dies sehr schnell und mit einer nur ganz kleinen 'Unsicherheitszone' - ein 'klassischer' Fall einer übercodierten Abduktion (zur kategoriellen Wahrnehmung von Phonemen vgl. z.B. Anderson 1996, 56f.).

kette, also ein Vorkommnis (syntaktisches Wort als *token*), einem bekannten Wortmuster (Zitierform des Lexems als *type*), und das heisst auch - einer Wortart -, zuzuordnen.⁶⁶ Was wir in gegebenen Texten finden, sind syntaktische Wörter (Resultate), z.B. die token "schwimme, schwimmst, schwimmt, schwimmen", die als Varianten der Zitierform des Lexems, hier "schwimmen", d.h. als Fälle der Tokentype-Korrespondenz-Regel, identifiziert werden müssen. Dies ist eine Leistung, die bei näherem Hinsehen gar nicht so selbstverständlich ist, denn schon diese einfachen Wortformen sind syntaktisch polyfunktional, was besonders gut sichtbar wird in einer rezeptionsorientierten Darstellungsweise, wie sie Heringer verwendet (vgl. Heringer 1988, Anhang 3)⁶⁷:

Form	Funktion		Temp.		Mod.		Num.		Pers.
schwimmen	Infinitiv fin. Verb				ind.		pl.		1
					konj.		sg.		3
			präs.		imp.		pl.		
schwimme	fin. Verb				ind.		sg.		1
			präs.		konj.		sg.		3
schwimmst	fin. Verb				ind.				
			präs.		konj.		sg.		2
schwimmt	fin. Verb				ind.		sg.		3
					konj.		pl.		2
			präs.		imp.		pl.		

Abb. 2: Form-Funktions-Beziehungen syntaktischer Wörter aus der Perspektive der Rezeption

Wie ein Blick auf die Tabelle zeigt, sind bei diesen Beispielen eigentlich nur zwei Funktionen eindeutig: Zum einen handelt es sich bei "schwimme, schwimmst und schwimmt" um finite Verben (was man erschliessen kann, wenn man weiss, dass "schwimm-" das Stammmorphem eines Verbs ist und dass die grammatischen Morpheme -e, -st und -t - in Verbindung mit Verbstämmen⁶⁸ - Endungen finiter Verben anzeigen⁶⁹). Zum andern sind "schwimme", "schwimmst und "schwimmt" Präsensformen (was man erschliessen kann, wenn man weiss, dass im Deutschen das Tempus Präsens (im Gegensatz z.B. zum Präteritum) morphologisch nicht

⁶⁶Für die Beschreibung der Leistungen beim Worterkennen ist es unumgänglich, den alltags-sprachlich-mehrdeutigen Begriff "Wort" terminologisch zu differenzieren. Einer weiter verbreiteten Begrifflichkeit entsprechend (z.B. Linke, Nussbaumer & Portmann 1991, 55ff.) verwende ich *syntaktisches Wort* für jede spezifische grammatische Ausprägung eines Wortausdrucks. Unterschiede zwischen syntaktischen Wörtern sind oft materiell (durch Suffixe) realisiert, aber - wie z.B. im Fall von Homonymie - nicht immer. Ein *Lexem* ist eine Zusammenfassung syntaktischer Wörter unter Neutralsetzung morphosyntaktischer Merkmale (v.a. Numerus, Kasus, Person und Tempus). In Wörterbüchern steht die *Zitier- oder Nennform des Lexems* (in Grammatiken zum Fremdspracherwerb auch "Vokabeln"). Das ist die Wortform eines besonders häufigen syntaktischen Wortes des betreffenden Lexems (im Deutschen etwa "Nominativ Singular" für Nomina und "Infinitiv Präsens Aktiv" für Verben).

⁶⁷Zu Heringers "Rezeptiver Grammatik des Deutschen" vgl. auch die Doppelrezension von Glinz und von Abraham in der ZGL 18/1990.

⁶⁸Dieser Zusatz ist nötig, denn -e ist u.a. auch ein Pronominalmorphem, das seinerseits wieder polyfunktional ist (vgl. Heringer 1988, 142).

⁶⁹Grundlegende Voraussetzung für diese Schlussfolgerungen ist ferner das Wissen um die kompositionelle Struktur von Wörtern und deren Flektierbarkeit.

markiert wird, sog. "Nullmorphem"⁷⁰, und dass bei Präsensformen flexivische Veränderungen am Stammmorphem eher selten sind⁷¹). Eindeutig sind diese beiden Funktionen indessen auch nur aus der systematischen Perspektive der obigen Darstellung, die auf einer Analyse der möglichen Verwendungsweisen einzelner Wortformen basiert. Aus der Sicht der Rezeption kann man aber auch eine noch grundsätzlichere Frage stellen: Wie merkt ein Leser/Hörer überhaupt, dass "schwimm-" ein *Verbstamm* ist?⁷² Die Antwort auf diese Frage läuft über den Kotext, und der Kotext ist auch der Schlüssel zur Beantwortung der Fragen, wie entscheidbar ist, ob bei "schwimm-en" die Funktion Infinitiv oder finites Verb realisiert ist, und warum, ganz generell, bei diesen syntaktischen Wörtern normalerweise keine Zweifel aufkommen bezüglich der Wortart und auch nicht hinsichtlich des Modus, des Numerus und der Person. Wortformen werden eben, wie schon mehrfach hervorgehoben, nicht isoliert, sondern innerhalb eines Äusserungskontextes erkannt, und dieser Kotext ist in verschiedenen Hinsichten redundant⁷³, was verständnis erleichternd wirken kann. Verstehensrelevante Informationen liefert zunächst der Kotext, und zwar in Form von Kongruenzen, Wortstellungen und Satzbauplänen. Wenn beispielsweise "schwimmen" als zweites Wort in einem Satz, nach dem Personalpronomen "wir", auftaucht, kann bereits über die Wortart entschieden werden (es handelt sich um ein Verb, weil die Wortfolge "wir" - "schwimmen" - "?" als Fall des Satzbauplanes "Subjekt - Prädikat - ?" gedeutet werden kann). Damit ist auch eine Entscheidung zugunsten einer finiten und gegen eine infinite Verbform möglich, und zwar für eine finite *Indikativform*, denn der Konjunktiv wäre in dieser Position zumindest ungewöhnlich.⁷⁴ Aufgrund der Kongruenz zwischen "wir" und "schwimmen" fallen gleichzeitig mit diesen Entscheidungen die Alternativen beim Numerus und bei der Person weg (vgl. Abb.2): "schwimmen" ist 1. Pers. Pl. Bedingt durch die Wortstellung des finiten Verbs kann man weiter annehmen, dass mit "schwimmen" etwas ausgesagt (und nichts gefragt oder befohlen wird), dass also ein Aussagesatz vorliegt. Das ist zwar eine plausible Annahme, weil ein Aussagesatz eine sehr häufige Satzart ist (Normalfall bzw. "unmarkierter Fall" oder auch "Default"), aber es ist gleichzeitig eine unsichere Annahme, solange man sich ausschliesslich am Kotext orientiert, denn Verb-Zweitstellung ist auch in einem Fragesatz ("Wir schwimmen noch zwei Längen?") oder in einem Befehlssatz ("Wir schwimmen keine Länge mehr!") möglich. Weitere Evidenz für oder gegen einen Aussagesatz liefert der pragmatische Kontext: Wird "wir schwimmen..." *gesprochen*, dürfte aufgrund des Äusserungszusammenhangs und der Intonation rasch klar sein, ob hier etwas ausgesagt, gefragt oder befohlen wird. Aber auch in einem schriftlichen Text gibt es Indizien mit vergleichbarer Funktion, neben den Satzzeichen etwa der momentane 'Erzählduktus'. Schliesslich

⁷⁰Zur Problematik des Begriffs "Nullmorphem" für eine Theorie der Morphologie vgl. z.B. Linke, Nussbaumer & Portmann 1991, S. 67ff.

⁷¹Vgl. "ich sage, du sagst, er sagt" vs. "ich sehe, du siehst, er sieht". (Ein Problem für Deutschlernende fremder Muttersprache besteht darin, dass die Unterscheidung von Verben mit und solchen ohne innermorphematischen Abwandlungen nicht mit der Unterscheidung zwischen regelmässigen und unregelmässigen Verben korrespondiert.)

⁷²Die Laut- oder Graphemstruktur ist hier jedenfalls kein zuverlässiger Hinweis, da es Wörter gibt, die gleich enden, die aber einer anderen Wortart zugehören (z.B. das Nomen "Trimm" [seemannspr.: ordentl. u. gepf. Zustand eines Schiffes, DuGW]). Bezüglich der Identifikation der Wortart ganz unzuverlässig wäre der Wortanfang: Hier sind Dutzende von Wörtern denkbar, die wie "schwimm-" beginnen, z.B. Schwindel (Nomen), schwindsüchtig (Adjektiv) usw.

⁷³"Redundant" in dem Sinne, dass es verschiedene Indizien für eine einzelne Funktion geben kann, bei der Wortart z.B. Flexion *und* Wortstellung.

⁷⁴...wenn auch nicht ganz ausgeschlossen: Denkbar ist eine Redewiedergabe, in welcher der Sprecher/ Schreiber für den Konjunktiv keine eindeutige Form wählt (nicht: "wir schwämmen") und nicht ins sog. Ersatzsystem ausweicht (nicht: "wir würden schwimmen"), sodass der Modus unklar bliebe.

bietet häufig auch der satzübergreifende Kontext Verständnishilfen: Wenn "wir schwimmen ..." nicht der erste Satz eines Textes ist, dann kann man davon ausgehen, dass die Personengruppe, auf die mit "wir" referiert wird, bereits eingeführt wurde. Ist das der Fall, so stellt sich die Frage, ob man es mit einem finiten Verb oder einem Infinitiv zu tun hat, möglicherweise nicht: Hat man z.B. Grund zur Annahme, dass nun über eine (weitere) Aktivität der ProtagonistInnen berichtet wird, könnte "schwimmen" schnell und sicher als finites Verb identifiziert werden. Möglich ist weiter, dass die Handlung des Schwimmens thematisch mit dem/n vorangehenden Satz/Sätzen verknüpft ist, z.B. durch ein konstantes oder ein abgeleitetes Thema (vgl. Heringer 1988, 44). Auch dies ist ein Faktor, der den Vorgang des Worterkennens beeinflussen kann.

Ausgegangen bin ich von einem vermeintlich einfachen Beispiel der Worterkennung - und das Blickfeld hat sich unter der Hand auf Sätze und bis hin zu satzübergreifenden Aspekten ausgeweitet. Das ist aber kein Zufall, sondern hängt direkt mit der sprachlichen Leistung "Worterkennen" zusammen. Als Ergebnis der exemplarischen Diskussion dieses Vorgangs lassen sich insbesondere zwei Punkte festhalten:

1. Die (als abduktiver Prozess beschriebene) Zuordnung einer Laut- oder Buchstabenfolge bzw. eines syntaktischen Wortes zu einem Wortmuster ist eine sprachliche Leistung, die eingebettet ist in ein ganzes Ensemble von sprachlichen Leistungen, deren allgemeines Ziel darin besteht, die jeweils realisierten Funktionen polyfunktionaler Wortformen zu identifizieren. Solche Identifikationen gelingen nur, wenn sprachliches Wissen von anderen Ebenen herangezogen wird. Beim Worterkennen interagieren (mindestens) phonologisches, syntaktisches, semantisches und pragmatisches Wissen.⁷⁵
2. Worterkennung ist kein streng sukzessiver Prozess des schrittweisen Aufbaus von Informationen, sondern *auch* ein erwartungsgeleiteter Vorgang⁷⁶, bei dem kontextuelle Vor- und Rückgriffe sowie die Beachtung kontextueller Aspekte unumgänglich sind. Unumgänglich ganz allgemein, um Form-Funktions-Beziehungen zu erkennen, und unumgänglich besonders, um provisorische Zuordnungshypothesen von syntaktischen Wörtern zu Wortmustern zu prüfen und Alternativen auszuschliessen.

4.2.2 Erschliessen von Wortbedeutungen

Das Erkennen eines Wortes ist nun allerdings bloss der erste Schritt zum Wortverstehen. Der zweite, wohl nur analytisch exakt davon zu trennende Schritt besteht im Erschliessen der Wortbedeutung.⁷⁷ Zwar erfordert die Zuordnung eines syntaktischen Wortes zu einem Wortmuster neben anderen schon semantische

⁷⁵Entsprechend wird das Wortverstehen oft und zurecht als paradigmatisch für das gesamte Sprachverstehen angesehen; vgl. z.B. Balota 1990.

⁷⁶Dies ist dann jeweils der Ort, an dem Linguisten (z.B. Busse 1994, 1991; Nussbaumer 1991), und selbst Linguisten, die erklärermassen nicht viel von Interdisziplinarität halten (wie Heringer, vgl. bes. Heringer 1989), psycholinguistisches Vokabular ins Spiel bringen. Verbreitet ist insbesondere das Begriffspaar *Bottom-up-Prozess* (textgeleiteter Informationsaufbau) und *Top-down-Prozess* (Wirkung von Vorwissen und von Annahmen, die während des Sprachverstehens laufend aktualisiert werden).

⁷⁷Wenn hier und im Folgenden vom Erschliessen von *Wortbedeutungen* die Rede ist, so ist damit immer die Bedeutung von Wörtern im Sprachgebrauch gemeint, also die *aktuelle* oder *okkasionele* Bedeutung von Wörtern. Davon zu unterscheiden ist der Begriff "usuelle Bedeutung", der oft zur Bezeichnung der Bedeutungsangaben in einem Wörterbuch verwendet wird (daher auch - wenngleich nicht ganz treffend - der Begriff "Lexikonbedeutung"; exakter wäre "Wörterbuchbedeutung"). Im gegenwärtigen Kontext sachlich richtig, aber umständlich, wäre die Ausdrucksweise 'Erschliessen des mit Wörtern Gemeinten'; vgl. dazu unten, Kap. 4.3.2 (Verstehen von Satzinhalten).

Informationen, und man kann mit gewissem Recht sagen, auch Wortarten hätten 'Bedeutung'⁷⁸, aber diese Art von 'Bedeutung' gleicht eher einem sehr groben Bedeutungsrahmen, welcher der weiteren Ausdifferenzierung bedarf.⁷⁹ Auch ist es ja durchaus üblich, dass einem Lexem mit gegebener Wortart mehrere Bedeutungen zukommen (vgl. dazu auch die Wörterbuchzitate zum Artikel "verstehen" in Kap. 2.): Das vielzitierte "Schloss" etwa kann entweder "ein herrschaftliches Gebäude" oder "den Schliessmechanismus einer Tür" bedeuten (DuGW). Polyseme Wörter wie "Schloss" dürften indessen für die Bedeutungsfindung kaum problematisch sein, da der Kontext meistens eine rasche Disambiguierung erlaubt.⁸⁰ Liegen die Bedeutungs-Varianten eines Lexems dagegen näher beieinander, ist von anspruchsvolleren Verstehensleistungen auszugehen.

Wie funktioniert nun das Erschliessen einer 'vollen' Wortbedeutung, wenn man die Wortform als erkannt voraussetzt? Zur Illustration dieses Vorgangs ziehe ich ein Beispiel von Busse (1994, 63f.) heran. Es geht um die Bedeutung von "Fenster" im Satz "Das Fenster lässt sich nicht mehr schliessen.", wobei angenommen wird, der Satz werde von einem Sprecher geäußert, der vor dem Bildschirm eines PCs sitzt. Ein solches Beispiel würde man wahrscheinlich im gegenwärtigen Diskussionszusammenhang nicht unbedingt erwarten, weil es, so könnte man einwenden, 'nur' die interpretativen Mechanismen beim Verstehen von Metaphern zeigt. Damit aber, so der antizipierte Einwand, wird ein Spezialfall des Wortverstehens herausgegriffen und nicht das 'eigentliche' Wortverstehen thematisiert. Metaphorisches Verstehen ist indessen m.E. gerade nicht etwas, das von 'wörtlichem' Verstehen grundsätzlich unterschieden werden müsste. Ich gehe, u.a. gestützt auf Biere (1989) und Busse (1994), im Gegenteil von einem Kontinuum zwischen 'wörtlichem' und 'nicht-wörtlichem' Verstehen aus und betrachte metaphorisches Verstehen lediglich als den einen Pol dieses Kontinuums, als besonders ausgezeichneten Pol allerdings, der gut geeignet ist, die inferentiellen Leistungen zu studieren, die - hiervon prinzipiell nicht verschieden, aber eben weniger offensichtlich - auch für das wörtliche Verstehen anzusetzen sind.⁸¹ Mit Bezug auf die oben (Kap.3.d) u. e)) dargestellten Schlussfolgerungsprozeduren könnte man metaphorisches Verstehen (bzw. exakter, das Verstehen neuer Metaphern)⁸² auch als Extremfall untercodierter Abduktionen bezeichnen. Das wäre dann einfach ein Fall, bei dem verschiedene Bedeutungshypothesen möglich und u.U. annähernd gleich plausibel sind.

Was also bedeutet "Fenster" im Satz "Das Fenster lässt sich nicht mehr schliessen."? Als Randbedingungen sollen folgende Annahmen gelten (Busse 1994,63f.):

- i) Der Sprecher dieses Satzes sitzt vor dem Bildschirm eines PCs, auf dessen gegenwärtig gezeigtem Bild in einem rechteckigen, beleuchteten Rahmen Buchstaben, numerische Zeichen und Ikonen angeordnet sind.
- ii) Der Satz wird in einem Raum geäußert, in dem entweder Gegenstände, auf welche die üblichen Bedeutungen von Fenster zutreffen, nicht vorhanden sind,

⁷⁸Primär informiert eine Wortart zwar über die morphosyntaktische Ausdifferenzierbarkeit und damit über die syntaktische Verwendbarkeit eines Lexems. Andererseits aber bietet ja beispielsweise der Grammatik-Duden immer auch eine *inhaltliche* Beschreibung (und eine semantische Subklassifizierung) der Wortarten. So werden etwa bei den Verben Bedeutungsgruppen (Tätigkeits-, Vorgangs- und Zustandsverben) sowie Aktionsarten (zeitliche Verlaufsweise, Wiederholung, Grad und Intensität u.a.) unterschieden (vgl. Duden Bd.4, 1984, 92f.). Man könnte deshalb auch sagen, Wortarten seien die 'Schnittstelle' oder das 'Scharnier' zwischen formalen und inhaltlichen Aspekten von Wörtern.

⁷⁹Mit der Wortart "Verb" wird z.B. ausgedrückt, dass jemand etwas ausführt oder auf etwas einwirkt. Was aber ausgeführt oder wie auf etwas eingewirkt wird, darüber sagt die Wortart noch nichts aus.

⁸⁰Dennoch weisen psycholinguistische Experimente darauf hin, dass beim Verstehen ambiger Wörter zunächst beide Bedeutungen aktiviert werden (z.B. Kawamoto 1993).

⁸¹Vgl. dazu auch die Überlegungen zu einer additiven Semantik-Pragmatik-Auffassung oben in Kap. 3.c).

⁸²Zu Theorien der Metapher unter kognitiven Aspekten vgl. etwa Baldauf 1997.

oder sich in schon geschlossenem Zustand befinden. Als 'übliche' Bedeutungen von Fenster kommen in Frage (DuGW): "(1a) meist verglaste Öffnung, die Licht (u. Luft) in einen geschlossenen Raum dringen lässt" oder "(1b) zum Verschliessen der Fensteröffnung dienendes gerahmtes Glas".

- iii) Der Hörer dieses Satzes hört zwar das Wort "Fenster" in dieser Verwendung das erste Mal, hat aber einige Kenntnisse von der Funktionsweise moderner PCs, sodass man davon ausgehen kann, dass es zumindest möglich ist, den Satz auch bei einem ersten Hören zu verstehen.

Vor dem Hintergrund dieser drei Annahmen kann der Hörer vermuten, dass die Bedeutung des Wortes Fenster nicht eine übliche, d.h. weder (1a) noch (1b) ist. Weiter kann er annehmen, dass mit Fenster in dieser Äusserung und in diesem Kontext auf etwas hingewiesen wird, was sich im gemeinsamen Wahrnehmungsraum von Sprecher und Hörer befindet, was also mit dem Computer (bzw. einem Teil davon) zu tun haben dürfte. Im Einzelnen könnte sich der Verstehende etwa Folgendes überlegen (Busse 1994, 63-64):

'In diesem Kontext ist mit 'Fenster' offenbar etwas am Computer gemeint; das Einzige, was am Computer einem (normalen) Fenster ähnlich ist, ist der Bildschirm; allerdings kann der Satz sich wohl nicht auf den ganzen Bildschirm beziehen, da wir dann normalerweise nicht das Wort 'schliessen' verwenden würden, sondern das Wort 'ausschalten'; der Sprecher hat vorhin eine Taste betätigt, und daraufhin ist das vorherige Bild auf dem Bildschirm verschwunden; jetzt betätigt er die Taste wieder, und das Bild des Bildschirms verändert sich nicht; mit dem Wort Fenster könnte hier also eine bestimmte Form des Bildschirm-Bildes gemeint sein, und mit der Formulierung 'Fenster schliessen' der Versuch, dieses Bild zum Verschwinden zu bringen.'

Diese hier etwas umständlich rekonstruierten (gleichsam mikroskopisch vergrösserten und in Zeitlupe dargestellten) 'Überlegungen' sind nichts weiter als ein Versuch, vergleichendes oder *analogisches Sprachdenken* zu beschreiben, wie es mit zu den fundamentalsten sprachlichen Fähigkeiten gehört und wie es im alltäglichen Sprachverstehen laufend stattfindet. Mit "analogischem Sprachdenken" ist hier gemeint, dass die neue Bedeutung von "Fenster" aufgrund bekannter Verwendungen des Wortes erschlossen werden kann, indem die neue mit den bekannten Verwendungsweisen verglichen wird. Ergebnis dieses Vergleichs sind einige wenigstens in Teilen übereinstimmende Bedeutungsaspekte, hier v.a. die rechteckige Form von Fenstern und vielleicht die Möglichkeit, 'durch' Fenster etwas zu sehen. Die Leistung des Verstehenden in diesem Beispiel besteht also darin, seine in der bisherigen sprachlichen Sozialisation erworbenen Kenntnisse der Bedeutung von "Fenster" (in etwa (1a) und (1b), siehe oben) gemäss den Erfordernissen einer (teilweise) neuen Situation zu differenzieren, um so die bisherigen Kenntnisse mit dem aktuellen Sprachgebrauch wieder in Übereinstimmung zu bringen.⁸³ Es ist dies eine Leistung, die genau dem Muster abduktiver Schlussfolgerungen entspricht: Ein Vorkommnis ("Fenster") wird als Fall einer noch unbekannten, hypothetisch aufgestellten Regel ("rechteckige Bildschirmausschnitte lassen sich

⁸³Entwicklungspsychologisch liesse sich dieser Vorgang, der für den (ungesteuerten) Wissenserwerb allgemein sehr zentral ist, mit Begriffen Piagets beschreiben. Piaget zufolge spielen in jeder menschlichen Auseinandersetzung mit der 'Welt', also auch beim Verstehen, zwei Funktionen eine grosse Rolle, die er mit zwei aus der Biologie adaptierten Begriffen als *Assimilation* (Anwendung von subjektiven Schemata auf Gegenstände, die dabei diesen Schemata angeglichen werden) und *Akkommodation* (Anpassung der angewandten Schemata an die Besonderheiten der assimilierten Realität) bezeichnet. Die Anwendung dieser Begriffe auf das Fenster-Beispiel sähe dann so aus: Ein Ausschnitt der bisher assimilativ-akkommodativ konstruierten Realität ("Fenster" in der Bedeutung von (1a) und (1b)) kann mit den Erfordernissen der aktuellen Verstehenssituation nicht mehr zur Deckung gebracht werden. Dieses Ungleichgewicht setzt einen vorwiegend akkommodativen Ausgleichsprozess in Gang (Erweiterung der repräsentierten Bedeutung), der dann zu einer Wiederherstellung des Gleichgewichts führt (mit Piaget – vgl. besonders Stocker 1996– könnte man von einem re-äquilibrierten Schema sprechen).

als Fenster bezeichnen") gedeutet.⁸⁴ Das ist eine mögliche und wahrscheinliche Regel, aber dennoch eine unsichere und jedenfalls eine, die im weiteren Sprachgebrauch noch überprüft werden muss. Wenn nun der Verstehende in einem Computer-Handbuch auf den mit einer entsprechenden Grafik illustrierten Satz stösst: "Vor dem Drucken ist das Fenster mit den Druckertreibern zu öffnen.", dann hätte er ein weiteres Indiz für die Adäquatheit der vermuteten Regel. Das wäre dann der Beginn des Übergangs von einer untercodierten zu einer übercodierten Abduktion, von einem komplexen zu einem 'gewöhnlichen' Inferenzprozess, und so würde sich vielleicht auch der Übergang von einer neuen zu einer konventionalisierten Metapher modellieren lassen. Sprachtheoretisch wichtig ist dabei, wie auch Busse (1994, 64) herausstellt, dass es keinen prinzipiellen Unterschied gibt zwischen vergleichendem Sprachdenken der geschilderten, metaphorisch-auffälligen Art und dem unauffällig-gewöhnlichen Wortverstehen. Hier heisst Verstehen, sich so zu verhalten, wie es den erworbenen kommunikativen Erfahrungen entspricht. Dort heisst Verstehen, sich so zu verhalten, wie es den erworbenen Erfahrungen *am nächsten kommt* bzw. *am besten entspricht*.

Anhand des Fenster-Beispiels lässt sich nun auch Genaueres über die Regel-Komponente in abduktiven Schlussfolgerungen sagen. Als Folie dazu kann das Funktionieren von semantischen Regeln im Sprachgebrauch dienen, wie es Busse (1994, 64f., in offensichtlicher Anlehnung an den späten Wittgenstein) beschreibt: Die übliche Bedeutung von "Fenster" kennen, heisst wissen, in welchen Situationen das Wort erfolgreich gebraucht werden kann. Regelhaft wäre der Wortgebrauch dann, wenn "Fenster" nur in denjenigen Situationen gebraucht wird, die annähernd identisch sind mit den bisherigen Kommunikationserfahrungen, in denen "Fenster" erfolgreich verwendet wurde.⁸⁵ Weitgehend analog dazu kann man für die Rezeption formulieren: Ein Wort gemäss einer Regel verstehen heisst, dieses Wort so zu verstehen, wie es in Präzedenzfällen verstanden wurde, die zu einem befriedigenden Verständnis geführt haben. So gefasste Regeln sind im konkreten sprachlichen Verhalten verankert bzw. stärker noch, Regeln sind selbst nichts anderes als eine Art von Verhaltensregelmässigkeiten. Am treffendsten scheint mir in diesem Zusammenhang der Terminus "Verhaltensregularitäten", den Heringer (1990, 52; passim) vorschlägt: Mit "Verhaltens*regularität*" wird einerseits dem Steuerungscharakter von "Regeln" Rechnung getragen, andererseits klingt an, dass Regeln bestimmte Verbindlichkeitsgrade aufweisen.⁸⁶ Solch regelmässigem oder eben regulärem Verhalten, das auf vergleichbare Verstehenssituationen in bisherigen Kommunikationserfahrungen rekurriert, ist immer ein hypothetisches und gleichzeitig ein individuelles Moment eigen, denn sowenig, wie es zwei identische Situationen (oder ein Vorkommnis, das mit einem Präzedenzfall identisch ist) gibt, sowenig gibt es identische Kommunikationserfahrungen für verschiedene Verstehenssubjekte.⁸⁷ Regeln im hier intendierten Sinn sind demnach keine rein

⁸⁴In Begriffen der logischen Semantik könnte man diese Art der Bedeutungserweiterung beschreiben als Ausdehnung der Extension durch Reduktion intensionaler Merkmale: Wenn "Fenster" fortan auch für Ausschnitte von Computerbildschirmen gebraucht werden kann, hat ein Merkmal wie "lässt sich von Hand schliessen" keinen definierenden Status mehr.

⁸⁵Busse (1994, 65) spricht in diesem Zusammenhang treffend vom *Handeln nach Präzedenzfällen von erfolgreichen Handlungsvollzügen des gleichen Typs*, die ein Sprachteilhaber als Erfahrungswissen gesammelt hat.

⁸⁶Man könnte sagen: Verhaltens*regularitäten* sind Verhaltens*regelmässigkeiten*, die allgemein befolgt werden und von denen auch allgemein erwartet wird, dass sie befolgt werden (vgl. Heringer 1990, 52).

⁸⁷Vgl. dazu auch Saussures Ausführungen zur "synchronischen Gleichheit" (Grundfragen, 128ff.). Als Beispiel für "synchronische Gleichheit" bespricht Saussure u.a. die mehrmalige Verwendung des Wortes "Messieurs" in einem Vortrag. Bilanzierend dazu hält er fest (ebd., 130): "Immer, wenn ich "Messieurs" anwende, so erneuere ich dessen Materie; es ist ein neuer Lautakt und ein neuer psychologischer Akt. Was die beiden Anwendungen desselben Wortes gleich macht, beruht nicht auf der materiellen Gleichheit, noch auf der genauen Ähnlichkeit des Sinns, sondern auf den Elementen,

abstrakten Gebilde, sondern kontextsensitive und individuell 'gefärbte' Grössen, und Regelfindung als Teil des abduktiven Prozesses ist immer auch etwas Subjektives und Momentan-Variables.

4.3 Inferenzen beim Satzverstehen

Gemäss der eingangs in Kap. 4 angeführten 'sprachsystematischen Prämisse' lautet die nächste Frage, welche Rolle Inferenzen auf der Ebene von Phrasen und Sätzen spielen. Ich nähere mich dieser Frage, parallel zum Vorgehen beim Wortverstehen, über eine Beschreibung der Leistungen an, welche die Rezipierenden beim Verstehen formaler Strukturen (idealiter) erbringen müssen (Kap. 4.3.1), und gehe dann über zu Aspekten des Satzinhaltes (Kap. 4.3.2) - dies immer im Bewusstsein, dass auch beim Satzverstehen mit Rezeptionsheuristiken zu rechnen ist, die von der gegebenen Beschreibung abweichen.

4.3.1 Syntaktisches Satzverstehen

Phrasen, einfache Sätze und komplexe Sätze⁸⁸ haben einen inneren formalen Aufbau.⁸⁹ Dieser Aufbau ist für das Verstehen zweifellos relevant, muss aber weitestgehend erschlossen werden, denn einerseits haben die formalen Gliederungen auf Satzebene nur teilweise Korrelate an der Satzoberfläche, und andererseits kommt es auch dort, wo solche Korrelate materiell realisiert sind, zu mehrdeutigen Form-Funktionsbeziehungen, sodass Vergleichsoperationen und Entscheidungen aufgrund von Präzedenzfällen unumgänglich sind.

Phrasen beispielsweise sind, informell gesagt, Gruppen von Wörtern, die inhaltlich eng zusammengehören (und meistens eng beieinander stehen), aber Phrasengrenzen sind äusserlich nicht gekennzeichnet. Nicht gekennzeichnet sind auch die - inhaltlich nicht minder relevanten - Hierarchien zwischen einzelnen Phrasen, und eine offensichtlich interpretative Leistung ist ferner auch das Erkennen der Satzgliedfunktion einzelner Phrasen (eine Nominalphrase etwa kann Subjekt, Objekt, Adverbial oder Attribut sein). Ein Beispiel von Heringer (1987, 18), in dem die impliziten Ordnungsgesichtspunkte *Phrasengrenzen*, *Bezüge zwischen Phrasen* und *Satzgliedfunktion der Phrasen* explizit gekennzeichnet sind, soll dies illustrieren:

die man wiederfinden muss." Und von Polenz ²1988, 299: "Jeder Kommunikationsakt ist ein Neuvollzug von Sprache, der vor allem semantisch nie dem bereits früher Gesagten völlig gleichen kann (...), zumal jede Situation mindestens teilweise Neues enthält."

⁸⁸Zu den Begriffen im Sinne von Arbeitsdefinitionen für die vorliegenden Zwecke, orientiert v.a. an Nussbaumer 1991 und an der Duden-Grammatik (Duden Bd. 4, 1984):

Phrasen (engl. "phrase") sind in der Regel Gruppen von mehreren, strukturell zusammengehörenden Wörtern, können aber auch nur aus einem Wort bestehen. Als Phrasen kommen zunächst in Betracht das *Prädikat* (bzw. die *Gruppe verbaler Teile*) einerseits und die *Satzglieder* andererseits, also insbesondere Verbalphrase (VP), Nominalphrase (NP), Adjektivphrase (AP) und Partikelphrase (PP).

Einfache Sätze bestehen, sieht man von den sog. "Einwortsätzen" ab, aus mehreren Phrasen. In der Schulgrammatik spricht man auch von *einer* verbalen Wortkette. In der Terminologie der Valenzgrammatik besteht ein einfacher Satz aus einem Verb + Ergänzungen/ Aktanten + ev. freien Angaben. *Komplexe Sätze* bestehen aus mehreren verbalen Wortketten.

⁸⁹Einen inneren Aufbau haben natürlich auch *Teilsätze* (engl. "clause"), die - im Gegensatz zu den syntaktisch und interpunktuell selbständigen *Ganzsätzen* (engl. "sentence") - unselbständig sind. Teilsätze und komplexe Sätze beachte ich im Folgenden nicht weiter. - Es ist klar, dass mit den gegebenen Arbeitsdefinitionen noch etwelche Probleme verbunden sind, zumal ich mich, wie Heringer (1988, 1987), an dem ich mich in diesem Abschnitt v.a. orientiere, nicht nur auf ein einzelnes Grammatikmodell beziehe; aber diese Probleme sind im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht weiter von Belang.

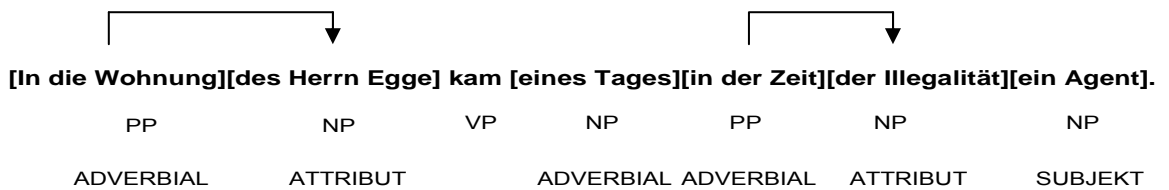


Abb. 3: Implizite formale Gliederungen auf Satzebene: Phrasen (eckige Klammern; VP=Verbalphrase, NP=Nominalphrase, PP=Partikelphrase), Hierarchien zwischen Phrasen (Pfeile) und Satzglieder (Kapitälchen); nach Heringer 1987, 18.

Wenn solche Ordnungsgesichtspunkte im Zusammenhang mit der Rezeption zur Sprache kommen, ist üblicherweise von sprachlichem (syntaktischem) Wissen als einer Verstehensvoraussetzung die Rede (z.B. Nussbaumer 1991). Das ist sicher richtig, kann aber im Rahmen des Schlussmodells des Sprachverstehens präziser formuliert werden. Präziser wäre, dieses Wissen als (*flexibel handhabbares*) *Musterwissen* zu bezeichnen (Heringer, 1988, spricht von "Schemata"), das als Basis für Vergleichsoperationen und Schlussfolgerungen bei konkreten Vorkommnissen dient.⁹⁰ Dass solches Musterwissen beim grammatischen Verstehen zur Anwendung kommt und wie es funktioniert, wird deutlich, wenn man sich syntaktische Konstruktionen wie (1) und (2) ansieht (die Beispiele sind Heringer 1988, 13f., entnommen):

(1) Er hat durch ein Versehen seines Freundes Ehefrau geküsst.

Wer (1) zum ersten Mal hört oder flüchtig liest, dem dürfte der Satz zunächst nicht 'aufgehen'. Das liegt hier an den impliziten Hierarchien zwischen den Phrasen (und an den formal nicht markierten Phrasengrenzen), welche einer bestimmten Erwartung zuwiderlaufen: Offenbar tendieren wir dazu, die Phrase "seines Freundes" der vorangehenden Phrase "durch ein Versehen" unterzuordnen - und straucheln. Der Satz geht nicht auf und erfordert eine Reinterpretation: "seines Freundes" wird von der Nominalphrase "Ehefrau" dominiert, nicht von der Präpositionalphrase "durch ein Versehen". Sichtbar wird hier eine Folge erwartungsgeleiteten Vorgehens. *Eine* solche Erwartung beim grammatischen Verstehen⁹¹ geht dahin, neue Phrasen in die laufende Phrase zu integrieren, d.h. die gerade in Konstruktion befindliche Phrase so spät wie möglich abzuschliessen bzw. erst dann mit dem Aufbau einer hierarchisch nebengeordneten Phrase zu beginnen, wenn es deutliche Hinweise dafür gibt.

Es scheint indessen auch das umgekehrte Prinzip zu geben. Nach diesem Prinzip versuchen die RezipientInnen, eine Phrase sobald als möglich abzuschliessen. Geschieht dies vorschnell, d.h. bevor hierfür ausreichende Evidenz vorliegt, kann man ebenfalls auf Holzwege geraten. In (2) beispielsweise könnte man versucht sein, die Präpositionalphrase zu früh (nach "Ende" oder nach "1978") abzuschliessen:

(2) Vor seinem Ende 1978 gehaltenen Vortrag...

Eine solche Lesart erweist sich aber spätestens dann als falsch, wenn man beim Adjektiv "gehaltenen" angelangt ist. Auch hier ist ein Reinterpretationsprozess nötig,

⁹⁰Eine offene und auch in dieser Arbeit offen bleibende Frage ist, ob solch formales Musterwissen rein aufgrund von Erfahrungen aufgebaut werden kann oder ob hierfür eine genetische Prädisposition angenommen werden muss.

⁹¹Heringer (1988, 13) spricht treffend von "Routinen" und grenzt diesen Ausdruck von "Strategien" ab, nach denen ein Rezipient bewusst oder halb bewusst verfähre. Routinen dagegen seien "eher unbewusst, mühsam und früh erworben oder genetisch hinterlegt."

in dessen Verlauf die Phrasen-Hierarchien neu überdacht werden müssen. Es stellt sich heraus, dass alle Phrasen bis und mit der Nominalphrase "Vortrag" in die mit "Vor" eröffnete Präpositionalphrase integriert werden müssen.

Nun würde wohl heute niemand mehr die Existenz grammatischen Schemawissens, von dem die gegebenen Beispiele natürlich nur ein kleiner Ausschnitt sind, leugnen.⁹² Aber das ist hier auch nicht der Punkt. Von Interesse ist hier vielmehr, dass zwei (möglicherweise sogar mehrere) konkurrierende Schemata bzw. Routinen *nebeneinander* existieren können. Und wenn das möglich ist, dann lässt sich das Modell des abduktiven Schliessens auch auf grammatische Routinen anwenden. Es ginge dann auch beim syntaktischen Verstehen darum, ein Vorkommnis als Fall einer noch nicht gegebenen Regel zu deuten. Bei einem Satz, in dem (wie in (1) oder in (2)) die Hierarchien zwischen einzelnen Phrasen auf den ersten Blick nicht klar sind, könnte man dann von untercodierten Abduktionen und demzufolge von komplexeren Inferenzprozessen sprechen. Im Normalfall dürften indessen die primären Erwartungen eintreffen: wir "straucheln" relativ selten und Reinterpretationsprozesse der geschilderten Art sind eher die Ausnahme. Für den Normalfall grammatischen Verstehens ist die Annahme übercodierter Abduktionen plausibler. Das wären dann Abduktionen, bei denen ein Vorkommnis auf Anhieb richtig, d.h. als Fall der erwarteten, aufgrund zahlreicher Präzedenzfälle recht sicher erwartbaren und dann auch tatsächlich realisierten Phrasenstruktur gedeutet wird.

Hinsichtlich des inneren Baus von Teilsätzen und einfachen Sätzen aus Phrasen ist vieles durch die Selektionseigenschaften von Wortformen - nicht nur, aber v.a. von Verben - "determiniert"; so der gängige grammatische Jargon (z.B. Nussbaumer 1991, 52). Das ist allerdings eine verfängliche Redeweise, denn mit einer erkannten Verbform ist zwar ein Stellenplan gegeben, der wichtige Hinweise für den Satzaufbau liefert (Anzahl der Stellen und syntaktische 'Präfigurierung' der Stellen, z.B. Akkusativ-Ergänzung als zweite Stelle eines zweiwertigen Verbs), sodass man, hat man das finite Verb gelesen, einen Plan für das Verstehen des ganzen Satzes entwerfen kann. Doch wie zuverlässig ist ein solches Muster? Zuverlässig genug, um von Determination zu reden? Ich meine nicht. Die 'härteste' noch adäquate Formulierung ist m.E. die einer fast sicheren Hypothese im Sinne der übercodierten Abduktionen. Als typisches Beispiel für eine übercodierte Abduktion kann (3) gelten, in dem das Muster "zweistelliges Verb mit Subjekt am Satzanfang und Akkusativobjekt in dritter Position" realisiert ist.⁹³

(3) Der Job verlangt einen praktischen Mythologen.

Geht man in Erwartung besagten Satzbauplans an diesen Satz heran (zweistelliges Verb mit Subjekt am Satzanfang und Akkusativobjekt an dritter Position), kann man annehmen, dass nach dem Subjekt ("der Job") zuerst ein Verb und danach noch eine zweite nominale Ergänzung folgt. Sobald man dann das finite Verb gelesen hat, verdichtet sich diese Annahme weiter zu einer fast sicheren Hypothese, die sich dann auch als zutreffend erweist (die akkusativische Nominalphrase ist tatsächlich realisiert, hier durch "einen praktischen Mythologen").

'Leseführung' durch derartige Satzbaupläne kann aber auch irreführen. Das hat ganz verschiedene Gründe. Zunächst einmal ist bekanntlich gerade im Deutschen die Wortstellung recht frei, und hiervon wird oft Gebrauch gemacht, um besondere kommunikative Effekte zu erzielen (in (3) z.B. würde die Voranstellung der Akkusativ-Ergänzung das Spezielle des "Jobs" hervorheben). Zweitens müssen nicht

⁹²In der Psycholinguistik wird das syntaktische Satzverstehen unter dem Stichwort "parsing" untersucht. Über den Stand der Forschung und insbesondere über die bisher empirisch ermittelten "Routinen" informiert ausführlicher Mitchell 1994.

⁹³Dieses Muster wird als häufigster Satzbauplan für einfache Sätze ausgewiesen (Heringer 1987, 70-71, mit Bezug auf die Duden-Grammatik).

immer alle Leerstellen eines Prädikats gefüllt sein: "Befremden" beispielsweise ist ein zweiwertiges Verb, aber eine Konstruktion wie "Der Januskopf befremdet.", in der hinzugedacht werden muss, *wen* der Januskopf befremdet, sind keine Seltenheit. Gravierender für das Verstehen sind schliesslich, drittens, Fälle, in denen wir nicht sehen, dass eigentlich ein anderes als das vermutete Verb vorliegt, das eine andere Bedeutung und - unter Umständen auch - einen anderen Stellenplan hat:⁹⁴ "Gründen" beispielsweise hat eine zwei- und eine dreiwertige Lesart (V1: neu schaffen, "Sie gründet einen Orden."; V2: auf etwas aufbauen, "Er gründet seine Hoffnung auf ihre Aussage.") "Geben" hat zwei zweiwertige Lesarten (V1-1: existieren, "Es gibt einen Gott."; V1-2: geschehen, "Es gibt ein Gewitter.") und eine dreiwertige Lesart (V2: aushändigen, "Ich gebe ihm den Computer."). "Anstellen" hat sogar zwei zwei- und zwei dreiwertige Lesarten (V1-1: in Betrieb setzen, "Er stellt das Radio an."; V1-2: in eine Arbeitsstelle einsetzen, "Wir stellen ihn morgen an."; V2-1: sich in einer bestimmten Weise verhalten, "Du stellst dich an wie ein Kind."; V2-2: sich anreihen, "Er stellt sich am hinteren Ende an.") Gerade das letzte Beispiel zeigt deutlich, wie unsicher es sein kann, wenn man schon beim Lesen des Verbs einen Satzplan entwirft. Zwar erscheint die flektierte Form von "stellen" in allen vier Varianten an zweiter Stelle, nach dem Subjekt, aber unklar ist, wie viele und welche Ergänzungen nötig sind. Dies klärt sich hier erst durch die realisierte Bedeutung der Verben, die ihrerseits wiederum nur erschlossen werden kann, wenn man den ganzen Satz überblickt (erst dann merkt man überhaupt, dass es sich um das 'trennbare' Verb "anstellen" - und nicht um "stellen" - handelt). Das scheint mir nun ein Indiz dafür zu sein, dass auch bei formalen Satzmustern untercodierte Abduktionen auftreten können: Die bei "stell-" mögliche Hypothese über den realisierten Satzbauplan ist jedenfalls eine sehr unsichere. Von welcher Regel (zwei- oder dreistelliges Satzmuster?) das Vorkommen "xy - stell-" ein Fall ist, entscheidet sich erst durch den Kontext und die erschlossene Verbbedeutung. Insofern erweist sich auch syntaktisches Verstehen als Prozess, der mit kontextuellen Vorgriffen und Rückblenden durchsetzt ist (der sich also nur teilweise sukzessive vollzieht) und bei dem verschiedene Wissenskomponenten, zumal grammatische, semantische und pragmatische, miteinander interagieren.

4.3.2 Verstehen von Satzinhalten

Neben den beschriebenen (und weiteren, hier nicht beachteten) formalen Eigenschaften 'haben' Sätze natürlich auch semantische und pragmatische Eigenschaften, von denen jetzt die Rede sein soll. Leitfrage ist dabei wiederum, welche Rolle Inferenzen bei solchen Eigenschaften spielen könnten.

Ein ebenso umfassendes wie detailliertes Modell für Satzinhalte hat von Polenz (21988) vorgelegt. Das Modell eignet sich sehr gut zur Explizierung von Satzbedeutungen und des mit Sätzen Gemeinten, insbesondere zur Offenlegung komprimierter (von v. Polenz auch "versteckt" und "impliziert" genannter) Inhalte von Sätzen.⁹⁵ Allerdings, und das ist für meine Leitfrage ein wichtiger Punkt: die "Satzsemantik" von v. Polenz ist keine Darstellung satzsemantischer Rezeptionsprozesse, denn Ausgangspunkt der dort diskutierten Beschreibungen sind maximal explizite *Paraphrasen* inhaltlich komprimierter Strukturen. Paraphrasen aber setzen ihrerseits schon ein Verständnis, oder mehr noch, eine Interpretation des zu verstehenden Materials voraus (vgl. dazu auch Busse 1991, 71). Die "Ceterum-censeo-Klausel", die ich schon beim Wortverstehen und beim syntaktischen Satzverstehen

⁹⁴Bei Heringer 1987, 74ff., heissen diese Fälle "Valenzdubletten mit unterschiedlicher Bedeutung".

⁹⁵Der Untertitel der "Deutschen Satzsemantik" heisst denn auch treffend "Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens". Formulierungen wie "versteckte Inhalte" weisen auf die (auch) sprachkritische Intention von v. Polenz hin.

gebraucht habe, gilt also hier noch in stärkerem Masse: Das, was sich aufgrund des Modells über das Verstehen von Satzinhalten sagen lässt, ist eine Annäherung an eine Art von Maximum dessen, was RezipientInnen (auch) erreichen könnten. Wie weit ein bestimmtes Verständnis im Einzelnen geht, welches Verständnis die RezipientInnen tatsächlich erreichen⁹⁶ und wie sie dabei vorgehen, das sind Fragen, die, teilweise mindestens, empirisch weiter abgeklärt werden können; aber es sind eben auch Fragen, die sich erst vor dem Hintergrund eines komplexen Modells mit der nötigen Präzision stellen lassen. Aus diesem Grund stelle ich das Modell von v. Polenz in einiger Breite dar, und zwar in vier Schritten: Nach einem Überblick über das Modell (Abschnitt a)) setze ich mich mit den Funktionen genauer auseinander, welche Inferenzen in Bezug auf den propositionalen Gehalt (b)) und den pragmatischen Gehalt von Sätzen (c)) haben. In einem letzten Schritt (d)) geht es um mögliche Vereinfachungen des Modells, die sich insbesondere im Anschluss an die Diskussionen in c) aufdrängen.

a) Das Satzinhaltsmodell von v. Polenz im Überblick

Nach v. Polenz (21988, 91ff.) besteht ein Satzinhalt im Wesentlichen aus dem *propositionalen Gehalt* (auch Aussagegehalt) und aus dem *pragmatischen Gehalt* (auch Handlungsgehalt).⁹⁷ Diese beiden Hauptkomponenten werden weiter differenziert mit Begriffen der Prädikatenlogik und der Sprechakttheorie: Demnach setzt sich der propositionale Gehalt eines Satzes aus einer oder mehreren *Propositionen* zusammen. Zentraler Terminus einer Proposition (auch Prädikation oder Aussage) ist das *Prädikat*⁹⁸ (auch Aussagekern). Die das Prädikat notwendig ergänzenden Komponenten werden *Referenz-* oder *Bezugsstellen* genannt. Als dritten, ebenfalls notwendigen Teil einer Prädikation setzt v. Polenz (ebd.) die *Quantifizierung* (auch Grössenbestimmung) an, deren Funktion darin besteht, die Bezugsstellen zu quantifizieren. Beispiel (101f.): Im Satz "Und Gott redete alle diese Worte." ist "redete" ein zweistelliges Prädikat, zu dem die Referenzstellen 'Gott' und 'Worte' gehören; formal wird der Aussagegehalt dieses Satzinhaltes notiert als $P_{(x,y)}$ bzw. ("mit Einsetzung einer sog. Prädikatskonstante anstelle der Prädikationsvariablen P") $REDEN_{(x,y)}$. In diesem Satz ist die Quantifizierung durch "alle diese ... -e"

⁹⁶V. Polenz (21988, 300) äussert sich in diesem Punkt - auch er übrigens mit Anleihen bei der "psychologischen Semantik" von Hörmann (1978) - sehr vorsichtig: "Wenn man Glück hat, kann man mit seinen ANNAHMEN das vom Sprecher/ Verfasser Gemeinte wenigstens annähernd treffen; oft aber ist das Verstandene nur eine ungenaue, unvollständige oder überinterpretierende Rekonstruktion des Gemeinten; und verschiedene Hörer/ Leser kommen dabei meist zu teilweise verschiedenen Ergebnissen." (Herhorheb. im Original) Dem würde ich zustimmen - mit einer Modifikation allerdings: Die 'Quellen' für ein subjektiv geprägtes, mitunter auch partielles Verständnis würde ich nicht nur in der "Rekonstruktion des Gemeinten", sondern auch im "Bedeuteten" verorten, das nach v. Polenz "rein sprachlich geregelt" sein soll (siehe dazu auch oben, Kap. 3 dieser Arbeit, und weiter unten in diesem Abschnitt).

⁹⁷Die mit "im Wesentlichen" gemachte Einschränkung soll darauf hinweisen, dass v. Polenz neben den beiden Hauptkomponenten des Satzinhaltes noch eine weitere Komponente, die sog. "Relationen" (auch Aussagenverknüpfungen), ansetzt. Darunter subsumiert er u.a. versch. Partikel wie beispielsweise die koordinierenden Konjunktionen. Da aber solche Mittel sprachliche Einheiten auf ganz verschiedenen Ebenen verknüpfen können (z.B. Phrasen, Teilsätze, Ganzsätze, grössere Textteile), ist ihr satzsemantischer Status ungewiss (siehe 92, 265ff.). Nussbaumer (1991, 118, 182) versucht der Tatsache, dass Aussagen-Verknüpfungen sprachlich oft nicht expliziert sind, auch begrifflich Rechnung zu tragen: Explizite Verknüpfungen nennt er "Konnektive", implizite, d.h. "nicht-sprachliche, konzeptuelle relationale Grössen" heissen bei ihm "Konnektoren".

⁹⁸Der Ausdruck "Prädikat" ist bei v. Polenz eine satzsemantische Kategorie. Wenn es bei ihm um grammatische Aspekte (im Sinne der traditionellen Satzgliederung in Prädikat und Subjekt) geht, verwendet er die Bezeichnung *Prädikatsausdruck*. Ein Prädikatsausdruck kann durch Verben, aber auch durch Adjektive oder Nomina realisiert sein (105ff.).

ausgedrückt.⁹⁹ Die andere Hauptkomponente des Satzinhaltes, der pragmatische Gehalt, besteht aus den Komponenten *Illokution* (auch Sprecherhandlung), *Perlokution* (Bewirkungsversuch) und *Propositionale Einstellung* (Sprechereinstellung). Diesen drei in der Sprechakththeorie etablierten Begriffen fügt v. Polenz (92) die Komponente *Kontakt und Beziehung* hinzu, um "der Ausweitung der Sprachpragmatik auf Soziales hin" gerecht zu werden. Die vier Komponenten des pragmatischen Gehaltes illustriert v. Polenz (97ff.) anhand eines sehr komplexen Satzes aus dem Vorwort des Buches "Erkenntnis und Interesse" von Jürgen Habermas. Dort heisst es: "Ich unternehme den historisch gerichteten Versuch einer Rekonstruktion der Vorgeschichte des neueren Positivismus in der systematischen Absicht einer Analyse des Zusammenhangs von Erkenntnis und Interesse." Diesem Satz lassen sich - mit Blick auf den Titel des Buches und aufgrund von regelhaften Erwartungen bezüglich Struktur und Funktion eines Vorwortes in wissenschaftlichen Werken - die *Illokutionen* "Erläutern", "Präzisieren" und "Vorinformieren" zuschreiben. Demnach liegt - nach der Sprechaktklassifikation von Searle (1971, 1982) - eine repräsentative Sprachhandlung vor. Nur schwer von der Illokution zu trennen ist in diesem Beispiel (aber nicht nur hier!) die *Perlokution*. Man kann vielleicht sagen, dass mit der vorliegenden repräsentativen Sprachhandlung bewirkt werden soll, dass die LeserInnen den Satzinhalt im Sinne einer Perspektivierung der Lektüre zur *Kenntnis nehmen* sollen. (Auch das ist primär eine Zuschreibung, die nur durch einschlägiges Vorwissen möglich ist.) Bei der *propositionalen Einstellung* geht es v.a. um den Wahrheitswert und die Bewertung von Teilen des Satzinhaltes. Dazu gehören u.a. die sog. Existenz-Präsuppositionen. Z.B. wird mit dem Ausdruck "Rekonstruktion der Vorgeschichte des neueren Positivismus" stillschweigend vorausgesetzt (und angenommen, die RezipientInnen akzeptierten die Voraussetzung), dass es einen "neueren Positivismus" tatsächlich gibt. Bewertungen liegen in diesem Satz allenfalls in Form von Wort-Konnotationen vor: 'Positivismus' ist für den Autor ein negativ besetztes Wort - so kann man annehmen, wenn man den entsprechenden philosophischen Diskurs kennt und weiss, wie sich Habermas dazu stellt. Hinsichtlich der sozialpragmatischen Komponente *Kontakt und Beziehung* schliesslich lässt sich aufgrund stilistischer Beobachtungen etwas sagen über das Image, das der Verfasser von sich selber (Selbstdarstellung) und von den Lesenden (Adressaten-Image) vor seinen LeserInnen aufbaut. So kann man z.B. die textstilistische Entscheidung des Verfassers, den Satz mit "Ich" zu beginnen, als Symptom für einen Modernitätsanspruch interpretieren - wozu allerdings das Wissen um die traditionelle Scheu, einen wissenschaftlichen Text mit "Ich" zu beginnen, unabdingbar ist. Im Bereich des Adressaten-Image könnte man geltend machen, dass Habermas, indem er das Vorwort mit einer derart komplexen Formulierung beginnt, nur einen ausgewählten Leserkreis ansprechen will, der mit einem solchen Stil etwas anzufangen weiss. - Auf der Seite des pragmatischen Gehaltes ist in diesem Modell noch eine wichtige Komponente ausgespart, die v. Polenz dann allerdings an anderer Stelle (unter dem Stichwort "kontextsemantische Gewichtung", siehe v.a. 292ff.) behandelt: Es geht darum, dass Sätze gewöhnlich eine mehr oder weniger deutliche Zweiteilung aufweisen, wobei oft im ersten Satzteil Bekanntes mitgeteilt (oder, textlinguistisch gedacht, wieder aufgenommen) und im zweiten Satzteil etwas (Neues) über das Bekannte ausgesagt wird. Zu dieser Zweiteilung gibt es eine ganze Reihe von Konzepten und Begriffen.¹⁰⁰ Durchgesetzt haben sich v.a. die Begriffspaare

⁹⁹Der gesamte propositionale Gehalt wird bei v. Polenz mit Bühlers Darstellungsfunktion der Sprache in Beziehung gebracht und auch als "nichtpragmatischer" oder "vorpragmatischer" Teil des Satzinhaltes bezeichnet - was m.E. nicht frei von Widersprüchen ist, denn v. Polenz (91, 92 und besonders 67ff.) spricht selber auch von den *Sprachhandlungen* des Bezugnehmens, Prädiszierens und Quantifizierens.

¹⁰⁰Nussbaumer (1991, 56f.) führt u.a. an: "textual fit" (Enquist 1989) und "Informationsstruktur" bzw. "Informationsgliederung" (Motsch et al. 1989/90). Inwieweit mit diesen Begriffspaaren sachliche

Thema-Rhema und Fokus-Hintergrund (im Englischen finden sich oft auch die Unterscheidungen "given-new" und "topic-comment", vgl. z.B. Gernsbacher & Givón, Hrsg., 1995).

Was lässt sich nun aufgrund dieser analytischen Auffächerung von Satzinhalten für das Verstehen im Allgemeinen und für Inferenzen im Besonderen ableiten?

Zunächst einmal scheint es Komponenten zu geben, die häufig sprachlich ausgedrückt werden (die Prädikate und - schon mit grösseren Einschränkungen - die Bezugsstellen) und solche, die sprachlich prinzipiell höchstens angedeutet werden (alle Komponenten des pragmatischen Gehalts).¹⁰¹ Zwischen diesen beiden Polen wären dann jene Komponenten anzusiedeln, die manchmal ein materielles Korrelat haben und manchmal nicht (Relationen und Quantifizierungen). Von daher sind viele und vielfältige Inferenzen, wenig überraschend, insbesondere beim pragmatischen Gehalt und wohl auch bei den Relationen und Quantifizierungen zu erwarten.¹⁰² Sieht man indessen genauer hin, wird die konstitutive Funktion von Inferenzen auch für das Verstehen des propositionalen Gehaltes sofort deutlich. Dies möchte ich im Folgenden exemplarisch zeigen, und zwar anhand von Überlegungen zu *semantischen Rollen*, welche die Bezugsstellen einer Prädikation inhaltlich spezifizieren. Kernfrage ist dabei wiederum, ob die Schlussfigur der Abduktion auch zur Explizierung des Verstehens dieses Aspektes von Satzinhalten beitragen kann. Der Weg zur Präzisierung dieser Frage führt über eine Auseinandersetzung mit Fillmore.

b) Inferenzen beim Verstehen des propositionalen Gehaltes: The case for frames and scenes

Die Frage nach den Bezugsstellen präsentiert sich in der Satzsemantik anders als in der Valenzgrammatik: Während es in der Valenzgrammatik darum geht, wie viele und welche Ergänzungen von einem bestimmten Prädikatsausdruck abhängig sind, setzt die Satzsemantik bei einer semantischen Typisierung von Prädikaten an und sucht nach inhaltlichen Kategorien von Bezugsstellen mit dem Ziel, systematische Beziehungen zwischen Prädikaten und Bezugsstellen - sog. *Aussagerahmen* - zu beschreiben. Aussagerahmen sind das (semantische) Gegenstück zu den (syntaktischen) Satzbauplänen der traditionellen Grammatik (v. Polenz, 1955ff.).

Entscheidendes auf diesem Gebiet hat Fillmore geleistet¹⁰³, den ich hier aus zwei Gründen etwas ausführlicher zu Wort kommen lasse: Zum einen war Fillmore einer

Unterschiede einhergehen, wäre im Einzelnen noch zu prüfen. Zum Thema-Rhema-Konzept als Methode zur Analyse des thematischen Verlaufs von Texten siehe u.a. Brinker³1992.

¹⁰¹Illokutionen z.B. sind manchmal anhand sog. Illokutionsindikatoren erkennbar. Dazu gehören v.a. Satzarten (z.B. Deklarativ- vs. Interrogativsatz), performative Formeln (z.B. "ich behaupte, verspreche" usw.) und bestimmte Partikeln (z.B. "bitte, gefälligst"). Hinzu kommen verschiedene medien-spezifische Illokutions-Indikatoren, bei der gesprochenen Sprache primär para- und nonverbale Merkmale, bei geschriebener Sprache u.a. typografische Mittel (siehe etwa v. Polenz, 194f.; Linke, Portmann & Nussbaumer 1991, 190f.).

¹⁰²Bei der Illustrierung der vier Komponenten des pragmatischen Gehalts durch den 'Habermas-Satz' hat sich die zentrale Funktion von Inferenzen bereits abgezeichnet: Beispielsweise fusst das Verstehen von Illokutionen auf regelhaften Erwartungen, ist also ein hypothesengeleiteter Vorgang, der durch Vorwissen und bereits verstandenen Text in Gang gesetzt wird und der zu mehr oder weniger sicheren Schlüssen führt.

¹⁰³Siehe dazu den von Dirven & Radden 1987 herausgegebenen Reader, in dem die wichtigsten Schriften Fillmores zur Kasusgrammatik abgedruckt und eingeleitet sind, sowie besonders Fillmores Aufsatz "A Private History of the Concept Frame" (1987) und die dort zitierte Literatur. Auf die Schriften des Readers nehme ich folgendermassen Bezug: "The Case for Case" (1968) = Fillmore 1987a; "Some Problems for Case Grammar" (1971) = Fillmore 1987b; "The Case for Case Reopened" (1977) = Fillmore 1987c; "Scenes-and-Frames Semantics" (1977) = Fillmore 1987d; "Schemata and Prototypes" (1977) = Fillmore 1987e.

der ersten Linguisten, der die Wichtigkeit kognitionspsychologischer Ansätze für semantische Fragestellungen erkannt hat. Zum andern möchte ich der Tendenz entgegenarbeiten, Fillmores Überlegungen auf das Konzept der semantischen Rollen zu reduzieren und Teile dieses Konzepts unbesehen in das Modell der modernen generativen Grammatik zu integrieren.¹⁰⁴ Fillmore (1987a) hat als Erster systematisch zwischen Oberflächenkasus (Nominativ, Akkusativ usw.) und Tiefenkasus (Agentiv, Instrumental usw.) unterschieden.¹⁰⁵ Und er tat dies aufgrund der Beobachtung, dass ein grammatischer Kasus ganz verschiedenen Inhaltstypen entsprechen kann.¹⁰⁶ Deshalb kehrte er die Perspektive um und setzte an die Stelle semantisch spezifizierter Oberflächenkasus, aber auch an die Stelle semantischer Merkmale (wie sie ja u.a. auch zur Spezifizierung der Bezugsstellen von Prädikatsausdrücken im Valenzwörterbuch verwendet werden), semantische Typen von Argumentstellen (siehe dazu besonders Fillmore 1987b). Diese Typen nannte er zunächst - noch mit explizitem Bezug auf die frühen Arbeiten zur Transformationsgrammatik - "deep (structure) cases" (so z.B. noch in Fillmore 1987b/c), später "case roles" (dies u.a. in Fillmore 1987d). Heute sind hierfür die Begriffe "semantischer Kasus" - oder nur (und missverständlich, weil 'janusköpfig') "Kasus" -, "semantische Rollen" oder einfach "Rollen" gebräuchlich. Wie viele Rollen-Typen es gibt, lässt sich wohl immer nur relativ, nämlich abhängig vom jeweiligen Verwendungszweck von semantischen Rollen, sagen.¹⁰⁷ Fillmore selber zeigte sich in diesem Punkt schwankend (Dirven & Radden 1987, 7). Die umfangreichste Liste diskutierte er in Fillmore 1987b; dort kommen vor: "Agent", "Instrument", "Experienter", "Object", "Location", "Source", "Goal", "Time".¹⁰⁸ Allerdings ist die Frage

¹⁰⁴Diese Tendenz geht dahin, semantische Rollen (als "thematische Rollen" bzw. "Theta-Rollen") in die Lexikonkomponente des Generativen Modells zu importieren, um Phänomene wie die Diathese (Aktiv-Passiv-Wechsel) in den Griff zu bekommen, zu deren Erklärung formal-grammatische Prinzipien nicht ausreichen (vgl. etwa Linke, Nussbaumer & Portmann 1991, 113f.). Beispiel: "Sie stellt das Buch in die Bibliothek." vs. "Das Buch wird (von ihr) in die Bibliothek gestellt." Ohne die Spezifizierung von Theta-Rollen müsste die generative Grammatik (GG) für "stellen" und "gestellt werden" zwei verschiedene Repräsentationen annehmen, weil "stellen" als zweites Argument eine NP im Akkusativ selektiert ("sie stellt *das Buch*"), während "gestellt werden" in der gleichen Position eine (fakultative) Präpositionalgruppe verlangt ("das Buch wird (*von ihr*) gestellt"), also etwas morphosyntaktisch völlig anderes. Das wäre nicht nur psycholinguistisch unplausibel (weil unökonomisch), sondern auch formal nicht sehr elegant, worauf in der GG ja viel Wert gelegt wird. Geht man dagegen von der Semantik von "stellen" aus, kann man sagen, dass bei "stellen" und "gestellt werden" die gleichen Rollen im Spiel sind (nämlich *Agens*, *Patiens/ Thema* und *Richtung*), dass diese Rollen aber bei Aktiv und Passiv übers Kreuz auf die ersten beiden Argumente verteilt sind. - Gegen die Integration von semantischen Rollen Fillmorescher Provenienz in die GG spricht u.a., dass in der generativen Grammatik ein grammatisches 'Modul' postuliert wird, das vollständig unabhängig von anderen kognitiven Mechanismen sein soll, wohingegen es Fillmore (sehr deutlich in Fillmore 1987d/e) gerade auf die Interaktion von kognitiven und sprachlichen Prozessen ankommt.

¹⁰⁵Die Betonung liegt hier auf "systematisch", denn auch in der traditionellen Grammatik wurde verschiedentlich versucht, grammatische Kasus semantisch zu differenzieren (vgl. etwa "genitivus subjectivus", "genitivus objectivus", "genitivus partitivus") - dies allerdings immer aus formaler Perspektive, d.h. es ging darum, bestimmten Prädikatsausdrücken Inhalte zuzuordnen (v. Polenz, 167f.).

¹⁰⁶V. Polenz (168-169) demonstriert dies am Beispiel des Nominativs in der Satzgliedrolle des grammatischen Subjekts und kommt zum Schluss, dass die inhaltliche 'Füllung' dieser Position (beinahe) beliebig ist bzw. dass es keine Kongruenz zwischen dieser Ausdrucksform und bestimmten Inhaltstypen gibt.

¹⁰⁷Das Anwendungsfeld für semantische Rollen ist nach v. Polenz (169) ein weites: Wortbildung, Lexikografie, Stilistik, linguistische Datenverarbeitung. Hörmann (1978, 503) hat die Bedeutung von semantischen Rollen für den Spracherwerb herausgestellt: "Das Kind lernt, wie PIAGET seit langem sagt, das Kennen allmählich aus dem Können zu differenzieren. (...) Was sich da aus dem Umgang mit den Dingen und Ereignissen der Welt für das kleine Kind als Entität heraushebt, was sich da in der Interaktion zwischen Kind und Welt konstantisiert, sind freilich zunächst nicht Gegenstände im Sinne der Physik, sondern Rollen in der Handlung des kindlichen Lebens: Agent, Patient, Instrument, Ort ..."

¹⁰⁸V. Polenz (170-172) legt eine Liste mit 19 Rollen vor, betont aber, dass es sich dabei keineswegs um eine erschöpfende Darstellung handle.

nach der Anzahl semantischer Rollen in den späteren Arbeiten Fillmores gar nicht die entscheidende. Entscheidender ist, dass bestimmte Bezugsstellen-Rollen von bestimmten Prädikatsklassen abhängig sind, sodass sich Rollen und Prädikate zu Typen von Aussagerahmen ("linguistic frames") verbinden lassen, für die Fillmore kognitive Korrelate, sog. "cognitive scenes", postuliert, wobei sich "frames" und "scenes" gegenseitig evozieren können (siehe dazu insbesondere Fillmore 1987d). Fillmore (ebd., 82) schreibt dazu:

I want to say that people, in learning a language, come to associate certain scenes with certain linguistic frames. I intend to use the word *scene* (...) in a maximally general sense, to include not only visual scenes but familiar kinds of interpersonal transactions, standard scenarios, familiar layouts, institutional structures, enactive experiences, body image; and, in general, any kind of coherent segment, large or small, of human beliefs, actions, experiences, or imaginings. I intend to use the word *frame* for referring to any system of linguistic choices - the easiest cases being collections of words, but also including choices of grammatical rules or grammatical categories - that can get associated with prototypical instances of scenes. I would like to say that scenes and frames, in the minds of people who have learned the associations between them, *activate* each other; and that, furthermore, frames are associated in memory with other frames by virtue of shared linguistic material, and that scenes are associated with other scenes by virtue of sameness or similarity of the entities or relations or substances in them or their contexts of occurrence. (Hervorhebungen im Original)¹⁰⁹

Ursprünglich nahm Fillmore (1987, 30) an, jeder Aussagerahmen¹¹⁰ charakterisiere einen Ausschnitt aus einer abstrakten (schematisierten) Szene. ("I thought of each case frame as characterizing a small abstract 'scene' or 'situation'"). Dagegen betonte er später v.a. den Wert des Konzepts der Aussagerahmen für sprachvergleichende Untersuchungen (ebd., 31):

The scene schemata definable by the system of semantic cases (a system of semantic role notions which I held to be maximally general and defining a minimal and possibly universal repertory) was sufficient (...) for understanding those aspects of the semantic structure of a verb which were linked to the verb's basic syntactic properties and to an understanding of the ways in which different languages differently shaped their minimal clauses, but they were clearly not adequate for describing with any completeness the semantic structure of the clauses containing individual verbs.

Die hier explizit zum Ausdruck gebrachte Skepsis gegenüber dem eigenen Ansatz - zur Beschreibung der semantischen Struktur spezifischer Vorkommensweisen von einzelnen Prädikationen ist das Konzept der Aussagerahmen zu wenig differenziert - war für Fillmore Anlass, auf der Seite der "scenes" (nicht etwa auf der Seite der "frames") nach anderen Systematisierungen zu suchen, und zwar nach "larger cognitive structures capable of providing a new layer of semantic role notions in terms of which whole domains of vocabulary could be semantically characterized." (ebd.) Wenn auch Fillmores lexikologisch ausgerichtete Arbeiten in der Folge dieser Umorientierung, z.B. zu den "verbs of judging" (Verben wie "blame", "accuse", "criticize") oder zum Wortfeld "commercial event" recht allgemein (und die "larger cognitive structures" m.E. unterbestimmt) bleiben¹¹¹, auf etwas hat er doch immer

¹⁰⁹Diese Äusserungen sind wohl eher als Programmentwurf denn als Definitionen i.e.S. aufzufassen. Fillmore (1987d, 82) ist sich jedenfalls bewusst, dass "all of this may sound at first like naive arm-chair psychology". Auch ist der Begriff "scene" "a word I am not completely happy with". (ebd.)

¹¹⁰Der Originalausdruck bei Fillmore (ebd.) heisst "case frames". Ich folge hier der Begrifflichkeit von v. Polenz (174), der zurecht von Aussage- oder Prädikationsrahmen (nicht von Kasusrahmen) spricht, da es nicht nur um die semantischen Rollen, sondern um ganze Prädikationen geht.

¹¹¹In diesen Arbeiten versucht Fillmore die semantische Verwandtschaft von Verben durch die Annahme aufzuweisen, dass verwandte Verben dieselbe allgemeine Szene evozieren, diese aber unterschiedlich perspektivieren: "In particular, I tried to show that a large and important set of English verbs could be seen as semantically related to each other by virtue of the different ways in which they 'indexed' or 'evoked' the same general 'scene'." (Fillmore 1987, 32) Beispielsweise gehören zur allgemeinen Szene, die durch die Verben des Kaufens und Verkaufens evoziert wird, die Elemente

wieder mit Nachdruck hingewiesen, und das ist die Relevanz des Frame-Begriffs für das Verstehen von Texten:

Further, knowing that a text is, say, an obituary, a proposal of marriage, a business contract, or a folktale, provides knowledge about how to interpret particular passages in it, how to expect the text to develop, and how to know when it is finished. It is frequently the case that such expectations combine with the actual material of the text lead to the text's correct interpretation. And once again this is accomplished by having in mind an abstract structure of expectations which brings with it roles, purposes, natural or conventionalized sequences of event types, and all the rest of the apparatus that we wish to associate with the notion of 'frame'. (Fillmore 1987, 32-33)¹¹²

In Weiterführung dieser Gedanken hat v. Polenz (21988,174ff.) ganz konkrete Vorschläge für semantische Aussagerahmen gemacht. Beispielsweise notiert er einen dreistelligen Aussagerahmen für die Verben des Gebens (und damit semantisch verwandte Prädikate) folgendermassen: HANDLUNG (AGENS, CONTRA-AGENS, ADDITIV). Formal deckt sich diese Notation mit der Darstellung von Propositionen, mit der sie sich ja auch kombinieren lässt (siehe dazu z.B. Singer 1990). Inhaltlich bedeutet sie, dass es hier um die Prädikationsklasse HANDLUNG (=HA) geht, die alle Handlungsprädikate umfasst (und z.B. die Klasse der Zustandsprädikate ausschliesst) und mit der drei semantische Rollen verknüpft sind, nämlich die Rollen AGENS (Person, die eine Handlung ausführt, abgekürzt AG), CONTRAAGENS (Person, auf die hin eine Handlung gerichtet ist, CAG) sowie ADDITIV (etwas, das bei einer Handlung zu einer Person hin bewegt wird, sodass es danach in einer (Teil-)Besitz-Beziehung zu dieser Person steht, ADD). Dieser Aussagerahmen-Typ ist sehr weit verbreitet (v. Polenz, 175): Zwei Personen sind Beteiligte einer partnerorientierten Handlung, bei der die erste Person (AG) initiativ, die zweite (CAG) reaktiv wirkt und bei welcher der AG vor und der CAG nach der Handlung über ADD verfügt. Beispiele hierfür sind:

- (1) "Sie (AG) überweist (HA) diesen Betrag (ADD) der Steuerbehörde (CAG)."
- (2) "Die Akten (ADD) werden von den Banken (AG) einer internationalen Kommission (CAG) zur Verfügung gestellt (HA)."
- (3) "Viele Leute (AG) haben dem Flüchtlingshilfswerk (CAG) Pakete (ADD) geschickt (HA)."

Betrachtet man diesen dreistelligen Aussagerahmen für die Verben des Gebens vor dem Hintergrund von Fillmores These - ein Rahmen (bzw. Teile davon) evoziert eine (Teil-)Szene -, sehen die Konsequenzen für das Verstehen von (1) etwa so aus: Wer die ersten beiden Wörter von (1) liest ("Sie überweist..."), hat bereits dreierlei Indizien dafür, wovon der Satz handeln und wie er weitergehen könnte. Erwarten kann man aufgrund des dreistelligen Prädikats erstens, dass noch zwei weitere Bezugsstellen realisiert werden (die erste ist durch "sie" bereits

'Käufer', 'Verkäufer', 'Ware' und 'Geld', wobei mit "kaufen" die Handlung des Käufers in Bezug auf die Ware fokussiert wird (und die Elemente 'Verkäufer' und 'Geld' in den Hintergrund treten), wohingegen bei "verkaufen" die Handlung des Verkäufers in Bezug auf die Ware im Vordergrund steht (und die Elemente 'Käufer' und 'Geld' im Hintergrund bleiben). Bilanzierend zu diesen Arbeiten hält Fillmore (1987, 32) fest: "Again, the point of the description was to argue that nobody could be said to know the meanings of these verbs who did not know the details of the kind of scene which provided the background and motivation for the categories which these words represent. Using the word 'frame' for the structured way in which the scene is presented or remembered, we can say that the frame structures the word-meanings, and that the word 'evokes' the frame." (Fillmore 1987, 32)

¹¹²Unter dem Eindruck der Arbeiten von Rosch (1973) und Berlin & Kay (1969) zur Farbwahrnehmung und zur Kategorisierung natürlicher Objekte adaptierte Fillmore dann auch das Prototypenkonzept für die "Scenes-and-Frames semantics" derart, dass er die Szenen, vor deren Hintergrund Aussagerahmen verstanden werden, als kulturspezifische Prototypen modellierte (vgl. Fillmore 1987, 33, und speziell Fillmore 1987e). - Einen guten Überblick über den Stand der Prototypentheorie und über Probleme dieses Ansatzes aus sprachwissenschaftlicher Sicht gibt Kleiber (1993).

'besetzt').¹¹³ Über diese allgemeine Annahme hinaus kann man, zweitens, Spezifischeres hinsichtlich des Inhalts der semantischen Rollen erwarten: "Da "überweisen" zur Prädikatsklasse 'Verben des Gebens' gehört, ist mit einem Empfänger (CAG) und mit etwas zu rechnen, das in den Besitz des Empfängers gelangt (ADD)". Drittens schliesslich dürfte das Verb "überweisen" die Szene 'Finanztransaktion' od. ähnl. evozieren, was einerseits spezifischere Erwartungen hinsichtlich der Semantik des Empfängers ermöglicht und andererseits auch die Anzahl möglicher Ausdrücke einschränkt, die in der Position von ADD stehen können.

Der gesamte - hier natürlich wiederum in 'Slowmotion' und vielfach vergrössert dargestellte - Prozess, der sich beim Verstehen von (1) abspielt, lässt sich problemlos als Abduktionsschluss modellieren, und darauf kommt es mir in dieser Arbeit ja hauptsächlich an. Auszugehen wäre dabei - in diesem Beispiel (und möglicherweise bei Aussagerahmen generell) - von einem komplexen, mehrstufigen Abduktionsschluss nach folgendem Muster: Ein Vorkommnis wird als Fall von *mehreren*, zwar noch nicht gegebenen, aber wahrscheinlichen Regeln interpretiert, und zwar aufgrund von (weitgehend) analogen Präzedenzfällen - dies alles tentativ zunächst und unter Vorbehalt gegenläufiger Evidenz, wie sie das weiter zu verarbeitende Sprachmaterial mit sich bringen könnte. Konkret heisst das, am Beispiel von (1): Vorkommnis ist immer "überweist"; 'Handlungsprädikat' könnte eine erste Regel sein, 'Verb des Gebens' eine zweite, 'dreistelliger Aussagerahmen' eine dritte und 'Finanztransaktion' (die evozierte Szene) eine vierte Regel, unter die das Vorkommnis als Fall zu subsumieren wäre. Die damit illustrierte Annahme, ein Vorkommnis löse eine ganze Kette von Abduktionsschlüssen aus, lässt sich durch bereits diskutierte Ausführungen Fillmores stützen. Wie dargelegt geht Fillmore (1987d, 82) davon aus, dass sich "frames" und "scenes" nicht nur gegenseitig aktivieren können, sondern dass "(...) furthermore, frames are associated in memory with other frames by virtue of shared linguistic material, and that scenes are associated with other scenes by virtue of sameness or similarity of the entities or relations or substances in them or their contexts of occurrence." Da Fillmore zudem die Begriffe "frame" und "scene" nicht auf eine bestimmte Einheit oder Grösse festlegt ("any system of linguistic choices" bzw. "any kind of coherent segment (...) of human beliefs, actions, experiences, or imaginings", ebd.), kann man begründet davon sprechen, dass sich die zu erschliessenden Regeln gegenseitig aktivieren. Dabei lässt sich das Bild von Regeln, die sich gegenseitig aktivieren, noch weiter differenzieren, denn für das Verstehen von (1) - "Sie (AG) überweist (HA) diesen Betrag (ADD) der Steuerbehörde (CAG)." - sind die vier vorgeschlagenen Regeln - 'Verb des Gebens', 'Handlungsprädikat', 'dreistelliger Aussagerahmen' und 'Finanztransaktion' - offenbar nicht alle gleich zentral, d.h., zwischen einzelnen Regeln kommt es zu Redundanzen bzw. zu Überschneidungen. Beispielsweise sind die Verben des Gebens eine Teilklasse der Handlungsprädikate und zudem nur eine Teilmenge der dreistelligen Aussagerahmen. Entsprechend drängt sich eine Hierarchisierung der zu findenden Regeln auf, was sich grafisch etwa so darstellen liesse:

¹¹³Schon die Anwendung valenzgrammatischer Gedanken auf den Vorgang des Verstehens führt zu dieser Annahme (vgl. oben, Kap. 4.3.1).

FRAMES

SZENEN

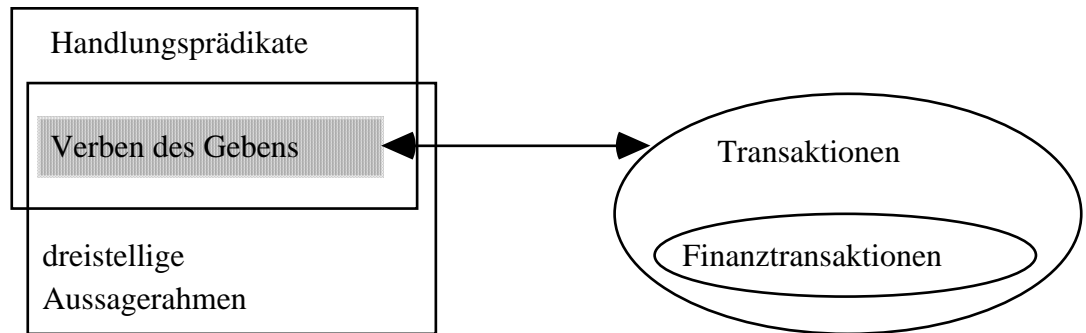


Abb. 4: Schematische Darstellung von Beziehungen zwischen (Teilen von) Frames und Szenen auf der Basis von Fillmore (1987d)

Wie in Abb. 4 durch Hervorhebung angedeutet, ist das Zentrale beim Verstehen des Beispielsatzes (1) das Zuordnen von "überweisen" zu den Verben des Gebens. Ist diese Zuordnung geglückt, sind einerseits die anderen Regeln im Bereich der Frames ('Handlungsprädikat' und 'dreistelliger Aussagerahmen') gleichsam schon mitaktiviert und es ist andererseits auch eine Kopplung mit dem allgemeinen Schema 'Transaktion' auf der Seite der Szenen möglich, das seinerseits das spezifische Schema einer Finanztransaktion 'enthält' bzw. aktivieren kann. Selbstverständlich ist Abb. 4 kein Modell der Repräsentation, die beim Verstehen von (1) auf- und umgebaut wird. Die Darstellung will nur zum Ausdruck bringen, dass bei einer Kette von Abduktionsschlüssen von einem Wichtigkeitsgefälle bzw. von einer Hierarchie der Schlussfolgerungen auszugehen ist. Darüber hinaus mag das Schema zeigen, dass man, einschlägiger Kontext vorausgesetzt, in das Verstehen eines Satzes sowohl von der Seite der Frames als auch von der Seite der Szenen einsteigen kann und dass man sich bei einzelnen Abduktionsschlüssen verschieden weit vorwagen kann (beispielsweise ist die Aktivierung der Szene 'Finanztransaktion' spezifischer, gleichzeitig aber auch etwas unsicherer als die Szene 'Transaktion'¹¹⁴). Tendenziell würde ich alle genannten Schlüsse beim Verstehen von (1) den übercodierten Abduktionen zuordnen, aber eben nur tendenziell, denn der Satz hätte ja nach dem finiten Verb, auf das alles anzukommen scheint, auch so weitergehen können: "Sie überweist der Bank *einen nicht gedeckten Check*." Zwar liegt auch hier ein dreistelliger Aussagerahmen vor, mit "Sie" (AG) als erster und "der Bank" (CAG) als zweiter Bezugsstelle, aber in der dritten Bezugsstelle erscheint eine eingebettete Prädikation ("der Check *ist nicht gedeckt*", HA) und nicht ein einfaches Bezugsobjekt im Sinne von "dieser Betrag" (ADD). Ist man jetzt, so liesse sich folgern, auf den Rahmen HA (AG, CAG, ADD) fixiert, läuft man vielleicht Gefahr, die eingebettete Prädikation zu überlesen bzw. zu überhören. Das unterstreicht noch einmal das Risikohafte eines jeden abduktiven Geschäfts. Und was wäre, wenn (1) schlicht als "Sie überweist diesen Betrag." realisiert würde? In diesem Fall könnte man im Anschluss an Fillmores spätere Arbeiten (vgl. besonders Fillmore 1987d) sagen, dass das Verstehen auch dieses Satzes über die Aktivierung eines dreistelligen Aussagerahmens führt, bzw. stärker noch, dass dieser Satz gerade deswegen verstehbar ist, weil ein Rezipient beim Lesen oder Hören von "überweist" - unabhängig davon, was im Weiteren sprachlich noch alles realisiert wird - einen dreistelligen Aussagerahmen aktiviert. Ist das der Fall, kann der Rezipient die dritte,

¹¹⁴Überwiesen wird zwar im allgemeinen schon Geld, aber zwingend ist das nicht. Überweisen werden können z.B. auch Diebe (DuGW: "der überwiesene Dieb", mit dem Vermerk: "österr. veralt.".)

nicht realisierte Bezugsstelle entweder aufgrund des Kontextes ergänzen (zu ergänzen wäre hier die Rolle des CAG)¹¹⁵ oder aber der aktivierte Aussagerahmen bietet ihm die Möglichkeit, nachzufragen: "Wem überweist sie eigentlich diesen Betrag?". In beiden Fällen muss man unterstellen, dass der Produzent einen CAG (mit)meint, aber nicht realisiert. Das ist aber m.E. eine plausible Unterstellung, denn es fällt schwer, Beispiele zu finden, in denen die Stelle eines CAG nicht mindestens im Hintergrund präsent ist. Vgl. z.B. i) "Sie *überweist* diesen Betrag." vs. "Sie *bringt* diesen Betrag."; ii) "Sie überweist diesen Betrag nicht, sondern *er*." oder iii) "Sie überweist *diesen* Betrag, nicht *jenen*." In allen diesen Beispielen liegt der Akzent jeweils auf einer anderen semantischen Rolle - auf HA bei i), auf AG bei ii), auf ADD bei iii) - und die Rolle des CAG ist sprachlich nicht realisiert; und doch kann man das Geschäft einer Transaktion nur dann einigermaßen adäquat verstehen, wenn man diese Rolle als etwas, das im Hintergrund präsent ist, hinzudenkt. Ganz unproblematisch ist dieses Hinzudenken, wenn man annimmt, dass das Verstehen eines Satzes mit einem Verb des Gebens über die Aktivierung eines dreistelligen Aussagerahmens läuft. Und diese Aktivierung stellt sich, wie in Abb. 4 angedeutet, gleichsam von selber ein, wenn ein Verb wie "einlösen" als Fall eines Verbs des Gebens erschlossen wird.¹¹⁶

Hauptfunktion der Auseinandersetzung mit Fillmores Überlegungen zu semantischen Rollen und dem darauf basierenden Konzept der Aussagerahmen war es, exemplarisch zu zeigen, dass Inferenzen auch für das Verstehen des propositionalen Gehaltes von Sätzen eine tragende Rolle spielen. Dies scheint nun evident, und ich komme zurück auf das Satzinhaltsmodell von v. Polenz (1988). Dieses Modell befrage ich jetzt noch etwas genauer bezüglich seiner Konsequenzen für das Verstehen besonders des pragmatischen Gehaltes von Sätzen.

c) Verstehen und Mitverstehen im Satzinhaltsmodell von v. Polenz:
Ausweitungen und Problematisierungen

Rückblende: Die Hauptkomponenten im Satzinhaltsmodell sind der propositionale Gehalt und der pragmatische Gehalt. Der propositionale Gehalt von Sätzen umfasst die Prädikate, die Bezugsstellen und Quantifizierungen; der pragmatische Gehalt wird weiter differenziert nach den Aspekten Illokution, Perlokution, propositionale Einstellung, 'Kontakt und Beziehung' (Selbstdarstellung und Adressaten-Image) sowie 'kontextsemantische Gewichtung' (Informationsstruktur von Sätzen).

In einem Zusatz zu diesem Modell bemerkt v. Polenz (eher beiläufig zwar, aber mit weitreichenden Konsequenzen für eine Analyse des Verstehens): "Ausserdem ist innerhalb jeder dieser Komponenten des Satzinhalts der Unterschied zwischen BEDEUTETEM und GEMEINTEM einerseits und MITBEDEUTETEM, MITGEMEINTEM und MITZUVERSTEHENDEM andererseits zu berücksichtigen." (92; Grossschreibung im Original). Genauer dazu liest man dann im Schlusskapitel der "Satzsemantik", in dem v. Polenz ausführlich auf das Verstehen eingeht. Dort (302ff.) heisst es eingangs, Verstehen vollziehe sich zum einen durch Anwenden von Sprachwissen auf Bedeutetes und Mitbedeutetes und zum andern durch

¹¹⁵Eben damit scheint der Produzent dieses Satzes - Kooperationswilligkeit vorausgesetzt - zu rechnen, wenn er es 'sich leistet', nur zwei Stellen eines dreistelligen Bezugsrahmens zu realisieren.

¹¹⁶Auf den hier diskutierten Aussagerahmen-Typ lässt sich das abduktive Schlussverfahren offensichtlich leicht anwenden. Allerdings: Inwieweit ausgehend davon Generalisierungen möglich sind, muss schon deshalb offen bleiben, weil eine Zusammenstellung auch nur der häufigsten Typen von Aussagerahmen, die es im heutigen Deutsch gibt, nach wie vor fehlt. V. Polenz (180) geht indessen von einer endlichen Menge möglicher Typen von Aussagerahmen aus. Er schätzt deren Zahl "in unserer heutigen Kommunikationskultur" auf "weit über 100" (ebd.).

Annahmen über Gemeintes, Mitgemeintes und sonstiges Mitzuverstehendes. V. Polenz gibt dazu das folgende Schema) ¹¹⁷:

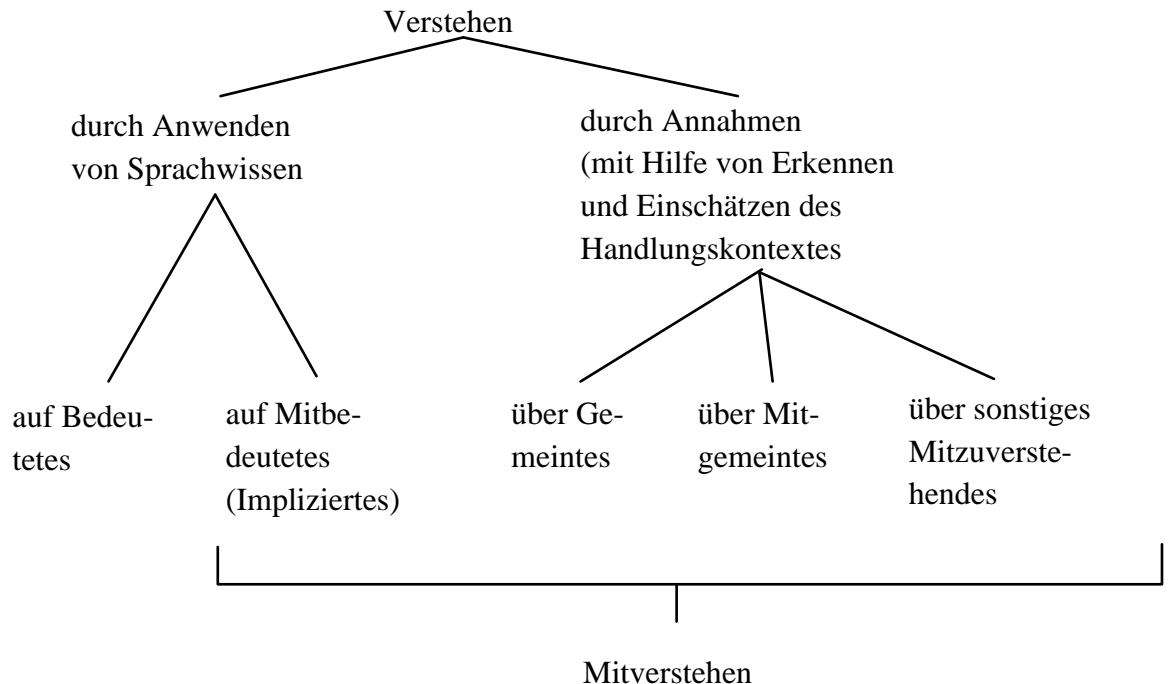


Abb. 5: Aspekte des Verstehens und Mitverstehens (v. Polenz ²1988, 303; die Ausdrücke 'Verstehen', 'Mitverstehen', 'Anwenden', 'Annahmen', 'Erkennen' und 'Einschätzen' sind im Original gross geschrieben)

Gemäss v. Polenz (298ff.) geht es für die RezipientInnen zunächst darum, das Bedeutete und das Gemeinte zu erfassen.¹¹⁸ Zum Bedeuteten und Gemeinten kommt dann Mitbedeutetes und Mitgemeintes hinzu. Das sind Inhalte, die im sprachlichen Ausdruck unberücksichtigt bleiben, aber zu ihm hinzugedacht werden müssen. Zum

¹¹⁷In gewissem Gegensatz zu von Polenz gehe ich davon aus, dass es, fokussiert man den *Vorgang* des Verstehens, keinen prinzipiellen Unterschied gibt zwischen dem "Anwenden von Sprachwissen" und den "Annahmen über Gemeintes, Mitgemeintes und Mitzuverstehendes". Das Erkennen von Ausdrucksformen auf Wort- und Satzebene sowie das Erschliessen von Wort- und Satzbedeutungen ist m.E. ebenso eine als Abduktion beschreibbare Leistung auf der Basis von Präzedenzfällen wie das Erschliessen dessen, was mit Äusserungen gemeint (und mitgemeint und mit zu verstehen gegeben) sein könnte. Aus der Perspektive der Rezeption besteht der Unterschied zwischen dem "Anwenden von Sprachwissen" und den "Annahmen über Gemeintes, Mitgemeintes und Mitzuverstehendes" nicht darin, dass es hier um Annahmen geht und dort nicht, sondern darin, wie zuverlässig die jeweiligen Annahmen sind.

¹¹⁸Primär besteht der Inhalt sprachlicher Äusserungen nach v. Polenz (299) "aus dem, was die sprachlichen Ausdrucksformen von Wortschatz und Grammatik her als ihre Bedeutungen 'mitbringen', konkreter: Was Sprecher/Verfasser bzw. Hörer/Leser in ihrem Sprachwissen als Bedeutungen gespeichert haben (...)" und "zum wesentlichen Teil auch aus dem, was Sprecher/Verfasser jeweils ausdrücken wollen und können, aufgrund ihrer Absichten, (...)." "Von dem, was man mit seiner Äusserung meint, sind die Bedeutungen der Ausdrücke nur ein Teil (...)." Diese Auffassung kann ich nur cum grano salis teilen; m.E. braucht es, mindestens für den Bereich der *Wortbedeutungen*, eine Trias von Bedeutungsbegriffen, denn das, was die SprachbenützerInnen in ihrem Wissen als Bedeutungen 'gespeichert' haben, entspricht einfach nicht dem, "was die sprachlichen Ausdrucksformen von Wortschatz und Grammatik her als ihre Bedeutungen 'mitbringen'." Bei Letzterem geht es um das *sprachsystematisch* eruierbare *Bedeutungspotenzial* von Ausdrucksformen, bei Ersterem aber um etwas Individuelles oder doch individuell gefärbtes, das sich im Verlaufe kommunikativer 'Biografien' konstituiert. Für das, was sich da konstituiert hat und was laufender Umgestaltung in Verständigungssituationen unterworfen ist, kommt der Sauresche Terminus "parasème" in Frage (vgl. dazu oben, Kap. 3.a).

Mitbedeuteten zählt v. Polenz v.a. Weglassungen (Ellipsen und andere komprimierte Ausdrücke, vgl. 24ff.), die schnell und sicher ergänzt werden können, und konventionalisierte Konnotationen von Wörtern (vgl. 218ff.). Neben solcherart Mitbedeutetem, das bei "ehrlichem, offenem, sorgfältigem Formulieren" (302) auch mitgemeint wird, gibt es noch anderes Mitgemeintes, das nicht zugleich Mitbedeutetes ist. Von diesem Mitgemeinten erwarten die Sprechenden, dass es die Rezipierenden mitverstehen *können*, und zwar durch Annahmen, die auf der Kenntnis von Kommunikationsprinzipien einerseits und auf der Einschätzung von kontextuellen Faktoren andererseits basieren (ebd. und besonders 310ff.).

Sprachtheoretisch wurde dem Umstand, dass Sprachverstehen in Teilen ein Mitverstehen ist, auch mit dem Terminus "Präsupposition" und dem Konzept der *Implikaturen* Rechnung getragen.¹¹⁹ Ich halte diese beiden Konzepte übrigens durchaus für kompatibel, und zwar nicht nur, was den Grundgedanken angeht (Erfassen des Nicht-Gesagten, gleichwohl aber Zu-Verstehen-Gegebenen¹²⁰), sondern bis hinein in die versuchten begrifflichen Differenzierungen.¹²¹ Insgesamt scheint das Konzept der Implikaturen für die Zwecke pragmatisch-semantischer Analysen konsequenter weitergedacht worden zu sein als dasjenige der Präsuppositionen.

Die Differenzierung dessen, was zu verstehen ist, nach den fünf Aspekten "Bedeutetes", "Mitbedeutetes", "Gemeintes", "Mitgemeintes" und "sonstiges Mitzuverstehendes", lässt sich am besten durch ein Beispiel veranschaulichen, das v. Polenz (301 u. 304ff.) bespricht und mit dem auch Busse (1991) arbeitet. Es geht um den Satz "Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit."¹²² Während jedoch v. Polenz diesen Satz vornehmlich in sprachkritischer Absicht analysiert und das Interesse von Busse auf *interpretationstheoretische* Fragen ausgerichtet ist, geht es mir in erster Linie wieder um den Nachweis der Tragfähigkeit des Abduktions-Konzepts für das Sprachverstehen.

Anhand des ersten Wortes in diesem Satz, "jeder", verdeutlicht v. Polenz zuerst noch einmal den Unterschied zwischen Bedeutetem und Gemeintem: Sprachsystematisch gesehen hat "jeder" grundsätzlich zwei *Bedeutungsvarianten* (zwei Lesarten): Mit "jeder" kann man sich entweder auf alle Menschen beziehen (etwa "Jeder ist sich selbst der Nächste.") oder nur auf männliche Personen ("Nicht jeder kann einen Schlips binden."). *Gemeint* haben die Textverfasser wohl "alle Menschen", soviel lässt sich recht zuverlässig annehmen, weil man davon ausgehen kann, dass es für Männer und Frauen nicht zwei verschiedene Grundgesetze gibt.

¹¹⁹Das Konzept der Präsuppositionen stammt gemäss v. Polenz (1988, 307f.) aus der analytischen Philosophie (Frege, Russell u.a.), vgl. dazu auch Linke & Nussbaumer 1988 und die dort zitierte Literatur. Das Implikatur-Konzept wurde von Grice (1975) entwickelt und spielt seither in der linguistischen Pragmatik eine bedeutende Rolle, vgl. u.a. Levinson 1983, Sperber & Wilson 1986. Eine aktuelle Auseinandersetzung mit Implikaturen bietet der Sammelband von Liedtke 1995.

¹²⁰Zur problematischen Unterscheidung von Gesagtem und Nicht-Gesagtem vgl. Liedtke 1995, der einen Vorschlag von Grice aufnimmt und zusätzliche Abgrenzungskriterien vorschlägt.

¹²¹Beispielsweise wird versucht, Präsuppositionen in "zeichengebundene" und "gebrauchsgebundene" zu unterteilen (Linke & Nussbaumer 1988) und bei Implikaturen wird oft zwischen konventionell und konversationell bedingten unterschieden (Grice 1975; Liedtke, 1995). Hier deckt sich nicht nur das Unterscheidungskriterium - Gebrauchs(un)abhängigkeit -, sondern in der Regel werden auch die gleichen Beispiele gegeben. Ein Streitpunkt in der Diskussion des Griceschen Ansatzes ist, ob die von Grice so genannten Standardimplikaturen (auch "generalisierte konversationelle Implikatur"), Implikaturen also, die - im Gegensatz zu den partikularisierten - weitgehend kontextindependent sein sollen, ein eigenständiger Implikaturtyp sind (was Levinson, 1983, annimmt) oder ob es überhaupt nur partikularisierte konversationelle Implikaturen, also mehr oder weniger stark kontextabhängige Implikaturen gibt (so Sperber & Wilson 1986). Beide Positionen haben ihre Vor- und Nachteile: Hält man im Sinne von Levinson an den Standardimplikaturen fest, verschwimmt m.E. die Grenze zwischen diesen und den konventionellen Implikaturen. Verzichtet man mit Sperber & Wilson auf Standardimplikaturen, wird aus den partikularisierten konversationellen Implikaturen ein Sammelbegriff, der an Schärfe einbüsst.

¹²²Es handelt sich um den ersten Satz des Artikels 2.2 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland vom 23. 5. 1949. In den Artikeln 1-5 sind die Grundrechte festgeschrieben.

Zum von den Textverfassern Gemeinten gehört es nach v. Polenz (305) auch, dass mit "Jeder" besonders auch Jugendliche und Kinder gemeint sind.¹²³ Problematischer sind indessen weitere Annahmen darüber, wie weit der Kreis des mit "jeder" Gemeinten gezogen werden soll (v. Polenz, 301): Gehört z.B. werdendes Leben im Mutterleib dazu? Und was ist mit "klinisch toten" PatientInnen?

Der Vorgang, der sich beim Verstehen des Ausdrucks "jeder" abspielt, lässt sich recht präzise mittels der Abduktionsterminologie beschreiben, wobei sich wiederum die Unterscheidung zwischen übercodierten und untercodierten Abduktionen anbietet: Eine übercodierte Abduktion läge bei der "recht zuverlässigen Annahme" vor, eine untercodierte bei den "weiteren Annahmen": Im Übergangsbereich von jener zu diesen wird der Schluss vom Vorkommnis ("jeder") auf die zu findende Regel bzw. das Erkennen des Vorkommnisses als Fall der vermuteten Regel ("mit 'jeder' sind alle Menschen gemeint" bzw. "mit 'jeder' könnten gemeint sein...") zunehmend ungewiss.

Zum Mitbedeuteten im Beispielsatz "Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit." gehört nach v. Polenz (304-5) - u.a. -, "dass die in 'Leben' und 'körperliche Unversehrtheit' enthaltenen, nominalisiert eingebetteten Prädikationen vollständiger als 'jemandes Leben', 'jemandes Körper', 'jemandes Unversehrtheit' zu verstehen sind (...) und dass das in 'Unversehrtheit' enthaltene Prädikat 'versehrt werden' im Sinne des gebräuchlicheren Synonyms 'verletzt werden' zu verstehen ist und nach seiner Valenz- und Tiefenstruktur zu ergänzen ist durch 'jemand' in der 1. Bezugsstelle und 'durch etwas' in der 2. Bezugsstelle, wobei nur das erstgenannte 'jemand' mit dem Satz-Subjekt 'jeder' bezugsidentisch ist." Zum Mitgemeinten rechnet v. Polenz (ebd.), "dass in der zweiten Bezugsstelle von 'verletzt werden' ('durch wen oder was?') Naturereignisse wie Unfälle, Krankheit, Wespenstiche, Unwetter, Erdbeben usw. ausgeschlossen werden." Eine mögliche Paraphrase, in der das Mitbedeutete und Mitgemeinte expliziert ist, könnte dann etwa so lauten: 'Es ist verboten, dass jemand jemandes Körper verletzt.' oder 'Niemand (kein Mensch) darf jemandes Körper verletzen.' Der Weg vom Ausgangssatz zur Paraphrase ist exakt darstellbar als Folge von Abduktionsschlüssen: "'Versehrt werden' im Sinne des gebräuchlicheren Synonyms 'verletzt werden' zu verstehen", ist m.E. nur eine andere Formulierung für den Prozess, ein Vorkommnis ("versehrt werden") als Fall der vermuteten Regel ("versehrt werden" bedeutet "verletzt werden") aufzufassen. Das ist ein zuverlässiger Schluss, also eine übercodierte Abduktion - und gleichwohl einer, bei dem das hypothetische Moment deutlich zutage tritt, denn Bedeutungsgleichheit zweier Wörter ist nie absolut bzw. immer nur graduell, und eben weil es im Grunde gar keine echten Synonyme gibt, bleibt auch dieser Abduktionsschluss nicht ganz risikofrei. Grösser wäre das Risiko dann beim Erschliessen des Mitgemeinten (oder Nicht-Mitgemeinten): Indizien dafür, dass es in diesem Satz 'nur' um körperliche Verletzungen durch Schuld anderer Menschen geht, hat wohl nur, wer mit juristischen Texten allgemein und besonders mit dem ganzen Grundgesetz, dem der Satz entnommen ist, vertraut ist. Wenn man über dieses Wissen verfügt, dann - und nur dann - kann man sich an Präzedenzfällen orientieren, welche die Basis für solche Schlussfolgerungen abgeben.

Zur von v. Polenz so genannten "primären Verstehensbasis", die sich aus dem Bedeuteten und Mitbedeuteten einerseits und dem Gemeinten und Mitgemeinten andererseits zusammensetzt, kommt dann noch weiteres Mitgemeintes hinzu. Hierbei handelt es sich um Mitzuverstehendes, das sich nur "annähernd erschliessen" lässt und für das es keine "Garantie für eine Kongruenz" mit dem Mitgemeinten gibt. (305) Für den Beispielsatz des Grundgesetzes nimmt v. Polenz

¹²³Das Argument von v. Polenz (ebd.), mit dem er "besonders Jugendliche und Kinder" zum mit dem Ausdruck "jeder" Gemeinten zählt - nicht jeder Gebrauch von "jeder" sei so gemeint - ist allerdings ein dünnes. M.E. könnte man das 'Meinen' von "Jugendlichen und Kindern" genauso gut zum Mitgemeinten oder sogar zum sonstigen Mitzuverstehenden zählen. Hier fehlen mitunter geeignete Abgrenzungskriterien.

sechs solche mitzuverstehende Satzinhalte an, darunter beispielsweise den folgenden: 'Wenn ich als Bürger', so könnte ein Rezipient annehmen, 'ein Recht gesetzlich zugesichert bekomme, das eigentlich selbstverständlich sein sollte, dann muss das einen bestimmten Grund haben. Anlass dieser Zusicherung ist wahrscheinlich, dass es oft zu Verstößen gegen dieses Recht kommt. Also muss man gesetzlich regeln, was halt doch nicht selbstverständlich ist. Grund für diesen Satz war folglich, dass die genannten elementaren Rechte gefährdet sind.' Zwar gibt es für diese Annahmen im Satz selber keinerlei Indizien, aber plausibel sind sie schon. Dies lässt sich mit der Griceschen Relevanzmaxime begründen, die im kommunikativen Austausch sehr oft in der einen oder anderen Form mit im Spiel ist (nach Sperber & Wilson 1986 ist es die wichtigste Maxime überhaupt): Wenn jemand etwas sagt oder schreibt, dann gehen wir in aller Regel davon aus, dass es einen Grund für das Gesagte oder Geschriebene gibt, dass es also mit dem Geäußerten etwas Relevantes auf sich hat. Und wenn dieser Grund sprachlich nicht genannt wird, dann liegen wir gut mit der Annahme, dass es sich um einen naheliegenden Grund handelt, den zu erschliessen uns die Textverfasser ohne Weiteres zutrauen. (Würde es sich nicht um einen naheliegenden Grund handeln, so kann man weiter annehmen, hätten die Textverfasser diesen Grund wohl ausdrücklich genannt). Die Schlussfolgerung, die zum Mitverstehen dieses Satzinhaltes führt - etwa: 'Grundrechte müssen gesetzlich verankert werden' -, folgt wiederum dem abduktiven Muster: Ein Vorkommnis, hier der nicht genannte Grund, wird qua Präzedenzfall tentativ als Fall einer Regel ('ein nicht genannter Grund ist ein naheliegender Grund') identifiziert. Als richtig herausstellen würde sich dieser Schluss dann, wenn in den weiteren Paragraphen des Gesetzestextes zusätzliche Grundrechte explizit zugesichert würden. Genau das ist dann ja auch der Fall, sodass sich die Hypothese, retrospektiv gesehen, als zutreffend erweist.

Als zutreffend erweisen sich m.E. auch, ebenfalls retrospektiv gesehen, die Vorschusslorbeeren, mit denen ich das Satzinhaltsmodell von v. Polenz bedacht habe: Das Modell eignet sich in der Tat sehr gut dazu, die Inhalte "hintergründiger" Sätze möglichst genau und nachvollziehbar aufzuschlüsseln. Deutlich geworden ist auch, und damit sehe ich meine Ausgangsthese als bestätigt an, dass der Prozess des Aufschlüsselns recht präzise als Folge von Abduktionen beschrieben werden kann: Das Verstehen auch von *Satzinhalten* ist als inferentiell-abduktiver Vorgang rekonstruierbar.

Allerdings: Nicht jedes zu verstehende Stück Sprache weist die Dichte und gleichzeitig die Vagheit juristischer Texte auf, anhand derer v. Polenz sein Satzinhaltsmodell hauptsächlich entwickelt. Hier stellt sich die heikle Frage der Anwendbarkeit dieses Modells auf 'einfachere' Sätze in der Alltagssprache, zumal der gesprochenen. Die Prämisse "ehrliches, offenes, sorgfältiges Formulieren" beispielsweise, unter der "Mitbedeutetes auch mitgemeint wird" (302), mag zwar für einen Gesetzestext gelten, aber trifft diese Prämisse auch auf die gesprochene Alltagskommunikation zu? Und, damit zusammenhängend: Inwieweit sind die beschriebenen Prozesse noch als Vorgänge des *Verstehens* (und nicht schon als solche des Interpretierens) aufzufassen (vgl. Kap. 2.2.1)? Beide Fragen zielen in die gleiche Richtung: Lässt sich das Modell von v. Polenz für die Beschreibung alltäglichen Verstehens vereinfachen, ohne ihm seine Substanz zu nehmen?

d) Auf der Suche nach Vereinfachungen des Satzinhaltsmodells

Ein Ansatzpunkt zur Vereinfachung bietet v. Polenz' Forderung, innerhalb *jeder* Satzinhaltskomponente sei der Unterschied zwischen Bedeutetem und Gemeintem einerseits und zwischen Mitbedeutetem, Mitgemeintem und Mitzuverstehendem andererseits zu berücksichtigen (92f.). Diese Forderung kann nämlich zweierlei

bedeuten: Sie kann bedeuten, (a) dass die Unterschiede zwischen den Aspekten des Bedeuten und Meinens auf beide *Hauptkomponenten* des Satzinhaltes zu beziehen sind, also auf den propositionalen und auf den pragmatischen Gehalt; sie kann aber auch bedeuten, (b) dass diese Unterschiede auf alle Subkomponenten der beiden Hauptkomponenten des Satzinhaltes zu beziehen sind, im Einzelnen also auf die Prädikate, Bezugsstellen und Quantifizierungen (propositionaler Gehalt) sowie auf die Illokutionen, Perlokutionen, propositionalen Einstellungen und die Aspekte 'Kontakt und Beziehung' sowie 'kontextsemantische Gewichtung' (pragmatischer Gehalt). Hält man sich an die erste Lesart, reduziert sich die Komplexität des Modells beträchtlich, aber es bleibt differenziert genug für die Rekonstruktion alltäglichen Verstehens. Man kann sogar argumentieren, dass das Modell für das *Verstehen* in der Lesart (a) deskriptiv adäquater ist als in der Lesart (b), denn zum einen lässt sich das Mitbedeutete (im Unterschied zum Bedeuteten) und das Mitgemeinte und Mitzuverstehende (im Unterschied zum Gemeinten) nicht immer an jeder einzelnen Subkomponente des Satzinhaltes festmachen (vielmehr ist es eher so, dass sich Bedeutetes und Mitbedeutetes sowie Gemeintes, Mitgemeintes und Mitzuverstehendes oft erst durch das Zusammenwirken verschiedener Subkomponenten des Satzinhaltes ergeben), und zum andern ist zweifelhaft, ob die Unterscheidung zwischen Gemeintem und Mitgemeintem (und erst recht jene zwischen Mitgemeintem und sonstigem Mitzuverstehendem) tatsächlich in allen Fällen durchgehalten werden kann. Aber selbst wenn dies möglich wäre: sinnvoll wäre eine solch minutiöse Differenzierung wohl nur dann, wenn es darum geht, *Interpretationen* transparent zu machen.

Zur Illustrierung und Konkretisierung dieser Überlegungen greife ich als Beispiel das Detailproblem der Quantifizierungen auf. Bei Quantifizierungen kann man sich fragen, ob es Sinn macht, dann, wenn sie sprachlich nicht näher expliziert sind, zwischen Gemeintem einerseits und Mitgemeintem/ Mitzuverstehendem andererseits zu unterscheiden. Wollte man diese Unterscheidung beibehalten, müsste man in einem Satz wie "Der Schweizer isst gerne Käse." wohl zuerst festlegen, wie viele Schweizer *gemeint* sind, ob also ein 'prototypischer' Schweizer als Individuum oder einige, viele oder die meisten Schweizer gemeint sind (ausschliessen kann man vielleicht, dass alle Schweizer gemeint sind). Angenommen man wüsste, dass mit "der Schweizer" "die meisten Schweizer" *gemeint* sind, was könnte dann das *Mitgemeinte* dieser nunmehr explizierten Quantifizierung sein? Allenfalls eine ironische Übertreibung der Grössenordnungen im Sinne einer Ausbeutung der Griceschen Quantitätsmaxime? Ganz offensichtlich ist eine solche Interpretation spekulativ - und gerade dies, aber m.E. auch wirklich *nur* dies, scheint mir gewonnen, wenn in diesem Satz zwischen Gemeintem und Mitgemeintem unterschieden wird: Man kann zeigen, dass die Interpretation des Satzes "Der Schweizer isst gerne Käse." als 'ironische Übertreibung der Grössenordnungen' spekulativ ist, weil hier eine zweite Interpretation (was ist das Mitgemeinte?) auf einer ersten Interpretation (was ist das Gemeinte?) aufruht. Allerdings ist es sehr unwahrscheinlich, dass die Verstehenden diesen Weg gehen. Für sie dürfte es in diesem Beispiel primär um die Frage gehen 'Ironie oder nicht'.¹²⁴ Entscheidend für diese Frage ist nun aber m.E. nicht eine einzelne Satzinhaltskomponente (hier die Quantifizierung), sondern die Interaktion eines Ensembles solcher Komponenten: Wenn der Satz "Der Schweizer isst gerne Käse." tatsächlich ironisch zu verstehen ist¹²⁵, dann ergibt sich dies doch eigentlich erst durch das Zusammenwirken der Prädikate "essen"

¹²⁴Zentral wäre hier also gerade das *Mitgemeinte*. Wenn aber das eigentlich Zentrale einer Äusserung das *Mitgemeinte* sein kann, weshalb sollte man dieses dann 'hinter' der Vorsilbe "Mit-" verstecken? Und: wird hier - 'neben' oder vor dem *Mitgemeinten* - überhaupt noch etwas gemeint? M.E. wäre es - Ironie vorausgesetzt - nicht nur einfacher, sondern auch zutreffender - zu sagen, die Äusserung sei ironisch *gemeint*.

¹²⁵Es könnte sich auch um eine zwar stereotype, aber nicht-ironische Äusserung handeln.

und "gerne" *mit* den dazugehörigen Argumenten "Schweizer" und "Käse" *und* den nicht explizierten Quantifizierungen dieser Bezugsstellen (aber keineswegs *nur* durch die Quantifizierungskomponente).

Dieses Beispiel sollte, *pars pro toto*, im Wesentlichen zwei Punkte illustrieren: Zum einen scheint die Unterscheidung zwischen Gemeintem und Mitgemeintem für die Untersuchung von Rezeptionsprozessen nicht immer nötig (bzw. der Begriff des Gemeintem ausreichend) zu sein, und zum andern ist davon auszugehen, dass sich Gemeintes, wozu man auch allfälliges Mitgemeintes und Mitzuverstehendes rechnen könnte, erst durch die Interaktion verschiedener Satzinhaltskomponenten ergibt. - Diese Bemerkungen tun dem Satzinhaltsmodell von v. Polenz keinen Abbruch, aber sie vermögen vielleicht anzudeuten, in welche Richtungen Vereinfachungen des Modells zum Zweck der Rekonstruktion alltäglichen Verstehens gehen könnten.

4.4 Textverstehen

Bei der Diskussion von Inferenzen in den vorangehenden Teilkapiteln 4.2 (Wortverstehen) und 4.3. (Satzverstehen) habe ich jeweils zwischen Aspekten der Form und des Inhalts unterschieden - dies zwar nicht, ohne wiederholt zu betonen, dass es sich hierbei um analytisch motivierte Unterscheidungen handelt, die dazu dienen, abduktive Leistungen beim Sprachverstehen möglichst differenziert zu rekonstruieren, und stets in Rechnung stellend, dass die aktualgenetischen Prozesse von den beschriebenen Leistungen abweichen können, aber doch ohne den Wert der Form-Inhalts-Gegenüberstellung grundsätzlich anzuzweifeln.

Auf der Ebene der Texte nun, den prototypischen Kommunikaten in der Verständigung, könnte man, mit den gleichen Vorbehalten, ein analoges Vorgehen erwägen, indem man versuchte, zwischen *Textausdrucks-* und *Textinhaltsstrukturen* zu unterscheiden. Obwohl es dafür durchaus *auch* Gründe gibt, erweist sich diese Unterscheidung für die Analyse der *Textrezeption* m.E. letztlich als theoretisch inkonsistent (was dann nicht zuletzt auch einen andern Aufbau des laufenden Kapitels 4.4 im Vergleich zu den Abschnitten 4.2. und 4.3 erforderlich macht).

Bereits die Begründung dieser Einschätzung - Argumente für und wider eine Form-Inhalts-Dichotomie stelle ich in Kap. 4.4.2 zusammen - ist mit ziemlich hohem argumentativem Aufwand verbunden, weil schon hier zentrale Fragen der Textrezeption berührt werden (u.a.: was genau ist "Kohäsion"?).

Beginnen will ich die allgemeineren Bemerkungen zum Textverstehen aber nicht damit, sondern mit einigen Überlegungen zum Gegenstand der Textrezeption, den Texten (Kap. 4.4.1), um so eine Basis zu haben für die Gewichtung einschlägiger Pro- und Kontra-Argumente bezüglich der Form-Inhaltsdichotomie.

Nun kann es hier nicht darum gehen, über "Texte im Allgemeinen" zu handeln und den zahlreichen differenzierten Auseinandersetzungen, die es zu diesem Thema gibt, eine weitere beiseite zu stellen. Ein solcher Zugang hätte wohl auch heute noch bei Harweg (1979 [1968]) anzusetzen, dessen berühmte Textdefinition, wonach ein Text "ein durch ununterbrochene pronominale Verkettung konstituiertes Nacheinander sprachlicher Einheiten" ist (148), z.B. von Rolf (1993) als "der am weitesten durchdachte aller bisher vorgeschlagener Textbegriffe" bezeichnet wird (2), hinter den man "eigentlich immer nur zurückfallen kann." (16)¹²⁶ *Meine Über-*

¹²⁶Trotz der Hochschätzung von Harwegs Textbegriff legt Rolf seiner eigenen Arbeit - er beschäftigt sich mit der Funktion von Gebrauchstextsorten - dann doch nicht den Harwegschen Textbegriff zugrunde, sondern einen an Brinker (³1992) orientierten (vgl. dazu unten, Kap. 4.4.3).

In den Ausführungen zu Textbegriffen kommt Rolf (1993) zum (wenig überraschenden) Schluss, dass "die überwiegende Mehrzahl der bisherigen Textdefinitionen auf einer Verabsolutierung bzw. Favorisierung von Einzelaspekten [beruht]. Einzelne, wenn auch sehr wichtige Aspekte von Texten sind, je nach der zugrunde gelegten Teildisziplin - und das ist zumeist die gerade vorherrschende ge-

legungen zum Textbegriff sind zum Vornherein auf Texte *in der Verständigung* bezogen, wobei gerade in einer die Verständigung fokussierenden Perspektive auf Texte besonders deutlich wird, wie heterogen und teilweise auch inkompatibel die Konzepte sind, die alle mit dem Ausdruck 'Text' belegt werden. Um hier einen Weg zu finden, rekurriere ich auf einen (sonst weniger beachteten) Vorschlag von Nussbaumer (1991), der geeignet scheint, etwas Ordnung in die Diskussion über Texte zu bringen - Ordnung nicht nur im terminologischen, sondern auch im konzeptuellen Bereich. Der Vorschlag geht dahin, zwischen *zu verstehendem Text* und *verstandenen Text* zu unterscheiden. Die kritische Auseinandersetzung mit diesem Ansatz, den ich auch hinsichtlich seiner psycholinguistischen und textlinguistischen Konsequenzen befrage, ist Gegenstand von Kap. 4.4.3.

Im Abschnitt 4.4.4 geht es um Textfunktionen. Zwar steht die Wichtigkeit der Frage, *wie* bzw. *als was* Rezipienten einen Text verstehen (z.B. als informierenden, auffordernden, expressiven Text usw.) ausser Zweifel, aber angegangen wurde das Problem der Textfunktionen bisher fast ausschliesslich aus der Produktionsperspektive. Hier will ich versuchen, gestützt u.a. auf Burkhardt (1990a) und Heinemann & Viehweger (1991), etwas Grundlagenarbeit für das Textverstehen zu leisten.

Als Nächstes fasse ich die bis dahin unter verschiedenen Aspekten entwickelten Überlegungen zur Kohärenz - fraglos das zentrale Phänomen des Textverstehens - in Form einer Zwischenbilanz zusammen und nehme dann, aufbauend darauf, zweierlei Differenzierungen vor (Kap. 4.4.5). Die Differenzierungen betreffen einerseits die sog. Kohärenzrelationen und andererseits die Frage nach allfälligen Grenzen der Kohärenz, wie sie von Givón (1995) postuliert werden. Diese Frage diskutiere ich v.a. anhand von dialogischen, mündlich realisierten Texten, die ich in Kap. 4.4.5, komplementär zu den anderen Abschnitten, stärker in den Vordergrund rücke.

Mit der Öffnung des Textbegriffs hin auf Gespräche wird es zwar, in weiterer Abweichung vom bisherigen Vorgehen, unumgänglich, an einigen Stellen der Arbeit Aspekte der Textproduktion miteinzubeziehen, aber mit dieser Öffnung gewinne ich u.a. Anschluss an die These, wonach sich für Kohärenz so etwas wie eine wechselseitige Verantwortlichkeit der Verständigungssubjekte postulieren lässt (Wilkes-Gibbs 1995, 243, spricht vom "principle of mutual responsibility"). Fragen will ich dann, wie sich diese gesprächsanalytisch begründete These zu derjenigen verhalten könnte, die besagt, dass es 'letztinstanzlich' immer die Rezipierenden sind, die über das Sinnvollsein von Texten befinden (eine These, die für die Rezeption monologischer, schriftlich realisierter Texte heute doch weniger kontrovers ist).¹²⁷

Da die grundlegenden Ausführungen zum Textverstehen ziemlich viel Raum beanspruchen, diskutiere ich inferentielle Leistungen auf der Ebene von Texten nicht integral in den einzelnen Teilkapiteln, sondern resümierend in einem separaten Abschnitt: Kap. 4.4.6 bietet unter dem Titel "Kohärenz durch Inferenz" eine exemplarische Diskussion von Inferenzen beim Textverstehen und schliesst den in Kap. 4. unternommenen Versuch ab, abduktive Leistungen entlang sprachlicher Ebenen zu beschreiben.

wesen -, als ausschlaggebende Konstituentia von Texten hingestellt worden." (23) Rolf (ebd.) unterteilt die bisher vorgeschlagenen Textdefinitionen in a) formal-strukturelle, von ihm auch "syntaktisch" genannte, b) semantische und c) pragmatische. Als Vertreter dieser Definitionen führt er an für a) Harweg (1979 [1968]), für b) Halliday & Hasan (1976) und van Dijk (1980) und für c) Rosengren (1980).

¹²⁷Schon hier muss ich indessen auf den tentativen Charakter dieser Erörterungen hinweisen, denn aufgrund des Forschungsstandes lässt sich derzeit wenig Allgemeines darüber sagen, inwieweit die Etablierung von Kohärenz bei dialogischen Texten anders zu beurteilen ist als bei monologischen, und unzureichend erforscht ist u.a. auch, wie sich dieser Unterschied zu demjenigen zwischen mündlichem und schriftlichem Kommunikationsmodus verhält.

4.4.1 Was Texte sein könnten - eine Annäherung

Die Frage nach dem Verstehensgegenstand ist bei Texten noch weit komplexer (und jedenfalls noch kontroverser und offener) als bei Sätzen. Dies mag mit ein Grund dafür sein, weshalb viele neuere Arbeiten im Umkreis des Textverstehens den Textbegriff kaum explizieren bzw. sich mit - allenfalls minimal geschärften - Alltagskonzepten von 'Text' behelfen. Als 'Text' gilt dann etwa, meiner provisorischen Annäherung in Kap. 2.2.1 vergleichbar, eine "satzübergreifende und zusammenhängende, typischerweise schriftlich realisierte Sprachäußerung", wobei anstelle von 'zusammenhängend' und oft synonym dazu auch die Prädikate 'sinnvoll' und 'kohärent' gebraucht werden. Das trifft primär auf viele psycholinguistische Studien zu (z.B. Terhorst 1995; Wrobel 1994; Gernsbacher 1990), es gilt aber z.T. auch für linguistische Arbeiten (z.B. E. Werlen, I. Werlen & Wymann 1992; Weinrich 1993)¹²⁸. Weinrich (1993, 17) beispielsweise, dessen "Textgrammatik" in unserem Kontext bedeutsam ist, weil sie *auch* eine "Instruktionsgrammatik" zu sein beansprucht¹²⁹, definiert: "Texte sind sinnvolle Verknüpfungen sprachlicher Zeichen in zeitlich linearer Abfolge."¹³⁰ Diese Definition bleibt im Grunde noch hinter dem gerade rekapitulierten Alltagskonzept von 'Text' zurück. Sie ist in einer Hinsicht zu weit, denn sie enthält kein Merkmal, das nicht auch auf Sätze zuträfe¹³¹. Und in anderer Hinsicht verschiebt sie die zentralen Probleme bloss bzw. belässt sie im Intuitiven: Was ist eine *sinnvolle* Zeichenverknüpfung? *Wann* ist eine Zeichenverbindung sinnvoll (und wann nicht)? *Wo* entscheidet sich diese Frage und *wer* entscheidet sie? Knobloch (1994, 194) spricht in diesem Zusammenhang von einer "arg paradoxen Ausgangslage der Textlinguistik, soweit sie 'Linguistik des Sinns' sein möchte". Die Paradoxie sieht er darin, dass einerseits die Steuerung der Sinnkonstruktion allein an den Indikatoren und Konstruktionen der Rede- oder Schriftkette entlang organisiert zu sein scheint ("weil ja die allgemeine Folie unseres Sach- und Weltwissens gerade darum nicht erscheint, weil sie vorausgesetzt wird und vorausgesetzt werden kann"), dass aber andererseits nur der Text vorliegt und also alles "im Text" sein muss. Dieselbe Paradoxie beschreibt, von den Sprachzeichen ausgehend, nicht vom Sinn her, Gauger (1995, 117): Ein Text ist "etwas Sprachliches, er ist eine Sprachäußerung: etwas wurde *sprachlich* 'ausgedrückt', also von innen, vom Innern eines Subjekts, *nach aussen* gebracht, so dass - für andere zugänglich - Sinn entstand. Dies heisst nun aber: ein Text ist gerade nichts Sprachliches; er ist ein 'etwas', das sprachlich erscheint; nur insofern ist er etwas Sprachliches." (Hervorhebungen im Original) Der 'Text' also, einerseits, als etwas sprachlich Manifestes. Der 'Text' aber, andererseits, gerade als etwas Nichtsprachliches? Der 'Text' als etwas durch Anordnung sprachlicher Zeichen sprachlich bloss *Erscheinendes* (Gauger), das selber eines Sinns gerade entbehrt, entbehren kann und muss (Knobloch)? - Was also ist ein 'Text'? Etwas Sprachli-

¹²⁸Eine genauere Auseinandersetzung mit Textbegriffen bieten natürlich die textlinguistischen Arbeiten i.e.S., darunter v.a. Heinemann & Viehweger 1991; Nussbaumer 1991; Brinker ³1992; Sowinski 1983; de Beaugrande & Dressler 1981. Auf die Textbegriffe in diesen Arbeiten komme ich in Kap. 4.4.3 zu sprechen.

¹²⁹"Diese Grammatik versteht daher die Bedeutungen der Sprachzeichen ('Wörter'), aus denen ein Text besteht, als Instruktionen, das heisst, als ANWEISUNGEN, die ein Sprecher einem Hörer im Sprachspiel erteilt." (ebd. 18; Grossschreibung im Original)

¹³⁰Dabei ist nicht uninteressant, dass eine Arbeit, die sich *Textgrammatik* nennt, Texte über den 'Sinn' zu definieren versucht - und nicht, wie man mit Bezug auf die Entwicklung der Textlinguistik (dazu etwa Heinemann & Viehweger 1991, Kap. 1) eher erwarten würde, von Texten als "transphrastischen" Einheiten ausgeht.

¹³¹Zwar gibt es, wie etwa Gauger (1995, 118) knapp und treffend formuliert, Sätze "die auch Texte sind, oder Texte, die aus einem - nur einem - Satz bestehen", aber auf diesen Grenzfall von 'Text' zielt Weinrichs Definition gerade nicht.

ches (aber nichts Sinnvolles) oder etwas Sinnvolles (aber nichts Sprachliches) oder eben beides gleichzeitig und also ein nicht weiter auflösbares Paradoxon?

Unumgänglich ist es hier zunächst einmal, die Perspektiven auf Texte klar zu trennen. Sagen kann man dann, aus der Produktionsperspektive, der Text sei sprachlicher *Ausdruck* von Sinn¹³² und, aus der Rezeptionsperspektive, der Text biete *Hinweise* in Form von linear angeordneten Zeichen, die geeignet sind, Operationen im vorausbestehenden Wissen anzuleiten¹³³, woraus sich Sinn ergeben kann¹³⁴.

Für die Rezipierenden geht es folglich um (Re-)Konstruktion und - ganz zentral - um Integration, es geht um das Aufeinanderbeziehen von textuellen Indizien (Input) und Vorwissen.¹³⁵ Daraus resultiert, im Optimalfall, eine zusammenhängende Sinnrepräsentation¹³⁶; so kann, wenn die Integration glückt, ein *kohärenter Text* entstehen. Ein solcher 'Text' ist nicht sichtbar; als etwas Innerliches und Flüchtliges¹³⁷ entzieht er sich direkter Beobachtung in doppelter Weise, schärfer noch, er *ist* eigentlich gar nicht, sondern er *wird* immer nur, bzw. er existiert im Grunde nur in Form eines idealisierten Momentanbildes, das sich Forschende von ihm machen - dies ganz im Gegensatz zum überdauernden geschriebenen, gleichsam natürlich konservierten 'Text' und im Gegensatz auch zum mündlich produzierten und

¹³²Wobei dann, ganz wichtig, immer noch offen ist, *wessen* Sinn das sein soll. Zwar tendieren wir in der alltäglichen Verständigung dazu, den durch 'Texte' ausgedrückten Sinn jemandem, und zwar jemandem Bestimmten zuzuschreiben (z.B. der Gesprächspartnerin oder dem Journalisten, der einen Zeitungsartikel namentlich kennzeichnet), und diese Sicht der Dinge hat ja ein berühmtes Pendant in der traditionellen Literaturwissenschaft (der Autor als *souveräner* Sinnproduzent), aber dass dieses Konstrukt - hier wie dort - an den realen Verhältnissen vorbeigeht, hat nicht zuletzt die Intertextualitäts-Debatte deutlich gemacht. (Zur Intertextualität aus (text-)linguistischer Sicht vgl. auch Linke & Nussbaumer (1997) und die dort verzeichnete Literatur; ich komme unten, in Kap. 4.4.3, auf diese Debatte zu sprechen.)

¹³³Ich ziehe den Ausdruck "Hinweise" Weinrichs oben zitierten "Anweisungen" und "Instruktionen" klar vor, v.a. auch aufgrund eines extensionalen Arguments: Die Ausdrücke "Anweisungen" und "Instruktionen" scheinen mir viel zu rigide, um über das Gesamt von Texten sprechen zu können, bzw. angemessen höchstens für bestimmte Textsorten (die insgesamt einen kleineren Prozentsatz ausmachen dürften), namentlich für "instruierend-anweisende" Texte im Sinne Lügers (²1995, Kap. 4.5), also etwa für HANDLUNGSANLEITUNGEN und RATGEBUNGEN.

¹³⁴In Anlehnung an de Beaugrande & Dressler (1981, 88) setze ich einen weiten Begriff von "Sinn" an und verstehe darunter einfach die aktuelle Bedeutung eines Textes. Im Gegensatz zu de Beaugrande & Dressler (ebd.) steht der Begriff "Sinn" in dieser Arbeit aber nicht für das Wissen, "das tatsächlich durch die Ausdrücke innerhalb eines Textes übermittelt wird" (das wäre m.E. ein Rückfall in eine statische Textkonzeption), sondern für das Wissen, das die Rezipierenden in einem Verstehensvorgang aktivieren.

¹³⁵Die Annahme, dass es beim Textverstehen um ein Aufeinanderbeziehen von Input und Vorwissen geht, ist natürlich nichts weiter als die textbezogene Variante des Grund-Axioms jedweder Psycholinguistik des Sprachverstehens: Ob Phonem-Wahrnehmung, Wort-, Satz- oder Textverstehen: Verstehen ist immer ein Integrationsvorgang im Schnittbereich von bottom-up und top-down Prozessen.

¹³⁶Sehr ähnlich formuliert auch schon Hörmann (1978, besonders Kap. 15, hier 470), wenn auch zuweilen mit einem - v.a. von Biere (1989) und Busse (1991) mit Recht kritisierten - aktionistisch-konstruktivistischen Vokabular: "Nach Bransford [dessen Ansicht der seinen, Hörmanns, "sehr kongenial" sei, Stu.] integriert der Hörer Informationen aus dem linguistischen Input mit solchen aus seiner Weltkenntnis zu einer einheitlichen, konstruktiven Charakter tragenden 'semantischen Beschreibung' der Situation." Interessant ist hier auch Hörmanns Suche nach einer treffenden Bezeichnung für das 'Verstehensprodukt' (wohl eher probenhalber braucht er den Ausdruck "semantische Beschreibung").

¹³⁷Ich charakterisiere diese 'inneren' Texte als etwas "Flüchtliges", weil es m.E. in einer Vielzahl von Fällen keine sicheren Indizien für die Feststellung der Abgeschlossenheit eines Integrationsprozesses gibt. Es mag Fälle geben, bei denen sich ex post, d.h. im sprachlichen und nicht-sprachlichen Anschlusshandeln, Indizien für die Abgeschlossenheit eines Integrationsprozesses angeben lassen. Doch wie häufig sind solche Fälle und wie sicher die Indizien? (Ein sehr ähnliches Problem stellt sich ja auch bei Anwendungen der Sprechakththeorie, wenn es darum geht, Kriterien für das Gelingen von Illokutionen und das Erfolgreichsein von Perlokutionen anzugeben.)

konservierbaren 'Text'. "Kohärenz" schliesslich wäre, dies im Vorgriff auf die nächsten Abschnitte, ein Begriff, um die Konsistenz des Momentanbildes näher zu bestimmen. So gefasst ist "Kohärenz" ein dynamisch-relationaler und gradueller Begriff - dynamisch-relational, weil es um das Herstellen, genauer: um das fortlaufende Sich-Einstellen einer Beziehung zwischen Input und Vorwissen geht, graduell, weil das Ausmass der Integration von Input und Vorwissen verschieden weit gehen kann. Zur näheren Charakterisierung dieser Gradualität kämen dann - noch ohne die (zweifelloso enormen) Operationalisierungsprobleme zu beachten - etwa die folgenden, voneinander allerdings nicht unabhängigen Kriterien in Betracht: die Einheitlichkeit des Momentanbildes (keine 'inhärenten' Widersprüche), die Anschliessbarkeit des im Moment zu Verstehenden an bisher Verstandenes und auch, wenngleich bisher kaum bedacht, aber durch Überlegungen zu Textfunktionen (vgl. Kap. 4.4.4) gut begründbar und m.E. besonders wichtig, die Anschlussfähigkeit des eben Verstandenen an das weiter zu Verstehende.

4.4.2 Textausdrucks- und Textinhaltsstrukturen

Eine separate Analyse von Textausdrucksstrukturen wäre prinzipiell möglich und legitimierbar - teilweise mindestens und bezogen auf bestimmte Untersuchungszwecke¹³⁸, denn auch die zu rezipierenden Zeichenketten von Texten weisen ausdrucksseitig Kombinationseigenschaften auf, die grammatisch beschreibbar sind (z.B. Rekurrenz morphosyntaktischer Merkmale wie Tempuswiederholung, Konnektive u.a.).¹³⁹ Nur: umfassend legitimiert wäre eine *Textgrammatik* m.E. erst dann, wenn sie erstens eine *textgrammatische* wäre, wenn es also einen text-spezifischen, ausschliesslich oder doch vorwiegend satzübergreifenden Wirkungsbereich von verknüpfenden Sprachelementen (Kohäsionsmitteln) gäbe und wenn zweitens die Verknüpfungsleistung der Kohäsionsmittel tatsächlich eine sprachausdrucksseitige wäre. Beides ist aber, wie ich im Folgenden zeigen will, nicht der Fall, und deshalb sehe ich die separate, von Inhalten abgekoppelte Analyse von Textausdrucksstrukturen als nicht sinnvoll an. Problematisch scheint ein Unternehmen "Textgrammatik" ferner drittens, weil sich im Bereich der Texte keine derart strikten und allgemeinen Kompositionsregeln aufstellen lassen, wie das für Sätze möglich ist. Schon in deskriptiver Hinsicht leisten 'Regeln' auf der Ebene der Texte etwas anderes als im Satzbereich.

Aufgrund der Forschungslage ist es nicht nötig, alle drei Punkte gleich ausführlich zu diskutieren. Kurz fassen kann ich mich bezüglich der ersten Bedingung (i; Wirkungsbereich von Kohäsionsmitteln), mehr zu reden geben dann die zweite (ii; Sprachausdrucksseitigkeit der Kohäsionsmittel) und besonders die dritte Bedingung (iii; Striktheit und Allgemeinheit der Kompositionsregeln).

(i) Einen satzübergreifend-textspezifischen Wirkungsbereich von Kohäsionsmitteln gibt es offenbar nicht. Dies weist Nussbaumer (1991, Kap. 4.2.2) mittels einer differenzierten Erörterung von Kohäsionsmittelklassen nach: Ob Verweismittel wie z.B. koreferente Proformen, ob Verknüpfungsmittel wie beispielsweise Konjunktionen, ob alphanumerische Mittel der Textgliederung - klassenübergreifend gilt: "Den meisten Textkohäsionsmitteln ist nicht der Bereich zwischen Sätzen als aus-

¹³⁸Vgl. etwa Marschall (1995), der in seiner (deskriptiv ausgerichteten) Arbeit über "Textfunktionen der deutschen Tempora" in Presstexten von "der Dualität von inhaltlicher Struktur und ausdrucksseitiger Markierung" ausgeht. (ebd., 26) Fruchtbar scheinen mir formale Analysen von Texten insbesondere auch in deskriptiven Untersuchungen zur historischen Pressesprache (vgl. z.B. Hrbek 1995).

¹³⁹Erinnert sei hier an die "aktualgenetische Prämisse" des Sprachverstehens, die ich oben (Kap. 4, einleitende Bemerkungen) aufgestellt habe; sie gilt natürlich auch für Texte.

schliesslicher Wirkungsbereich vorbehalten, sie wirken auch innerhalb von Sätzen." (ebd. 119)

(ii) Zweitens stellt sich die Frage, ob die Verknüpfungsleistung der Kohäsionsmittel in der Tat eine ausdrucksseitige ist (was sie ja sein müsste, um eine separate formale Analyse zu rechtfertigen), oder ob es hier nicht bereits um (pragma-)semantische Aspekte geht. Ein wichtiger Testfall zur Entscheidung dieser Frage sind die Formen der Wiederaufnahme (Rekurrenz), die den Text im Sinne eines Verweisungszusammenhangs (Textphorik) wesentlich mitkonstituieren.¹⁴⁰ Die Formen der Wiederaufnahme sind äusserst vielfältig (vgl. z.B. Nussbaumer 1991, Brinker 21988, und besonders Harweg 21979)¹⁴¹: Zum einen ist es keineswegs bloss Ausdrucksseitiges, das rekurrent ist (es sei denn, man schliesse z.B. Substitutionen aus der Betrachtung aus, was aber zu einer extremen und unsinnigen Einschränkung des Rekurrenz-Begriffs führen würde), sondern auch Inhaltsseitiges - und damit zeichnet sich natürlich die negative Beantwortung der Ausgangsfrage von (ii) schon ab. Zum anderen hat man es einmal mit partieller, dann wieder mit globalerer Rekurrenz (sowohl des Ausdrucksseitigen als auch des Inhaltsseitigen) zu tun, und schliesslich variiert nicht nur die Richtung der Verweisungen im Text (anaphorische und kataphorische Verweise), sondern v.a. auch das, worauf verwiesen wird. Üblicherweise wird zwischen drei Arten des Verweisens unterschieden (vgl. z.B. Givón 1995, 68f.): Verweise 'innerhalb' des Textes, situationale Verweise und Verweise, die sich auf allgemeine Wissensbestände beziehen. In dieser Vielfalt an Möglichkeiten der Wiederaufnahme gibt es m.E. einen, *nur* einen Fall, den man mit einigem Recht "explizit" nennen könnte, und das ist der Fall der *Lexemrekurrenz mit globaler Koreferenz* (*Das Kind* war ungehorsam ... *das Kind* ...).¹⁴² Bei allen anderen Verweismitteln dagegen fallen Form und Inhalt mehr oder weniger stark auseinander, und in allen diesen Fällen ist der Wiederbezug im Text ganz sicher nichts, was sprachausdrucksseitig garantiert wäre, und v.a. eben auch nichts, und darauf kommt es mir hier ja besonders an, was allein aufgrund der Form von Bezugsausdruck und wiederaufnehmendem Ausdruck erschlossen werden könnte. Beispiele für ein relativ enges Form-Inhalts-Verhältnis wären etwa die *Rekurrenz eines Lexems oder eines Lexemverbandes mit partieller Koreferenz* (*ihr Kind ... seine Kinder ... Kinder; ihr Kind ... kindlich ... die Kindheit*). Daneben aber gibt es viele Fälle von Koreferenz, in denen Inhaltliches rekurrent ist, ohne dass eine Rekurrenz von Ausdrucksseitigem vorläge. Und dazu rechne ich nicht nur die offensichtlichen Fälle der *Substitution*, bei der Inhaltliches globaler¹⁴³ rekurrent ist

¹⁴⁰"Erzähltexte und generell Texte sind zu einem entscheidenden Teil deshalb Texte, weil bestimmte Informationseinheiten, die am Anfang als neu eingeführt wurden, im folgenden referenzidentisch wiederaufgenommen werden." (Raible 1971, nach Brinker ³1992, 37; diese Textdefinition ist ganz offensichtlich an Harweg (1979 [1968]) orientiert). Dagegen ist - mit Blick auf die eben diskutierte erste Bedingung für eine Textgrammatik - einzuwenden, dass Wiederaufnahmen kein Textspezifikum sind, sondern auch in Sätzen vorkommen (illustrativ sind in diesem Zusammenhang 'Monstersätze' à la v. Polenz (²1988)).

¹⁴¹Ich beziehe mich im Folgenden terminologisch auf Nussbaumer (1991, 106-113) und Brinker (³1992, 26-41); hinsichtlich der Einteilung der Varianten der Wiederaufnahme lehne ich mich grob an Nussbaumer (ebd.) an. Auf die im Einzelnen kontroversen Details kommt es mir hier nicht an. (Streiten liesse sich etwa darüber, ob man "Kontiguitäten" noch unter dem Aspekt der "Rekurrenz von Inhaltlichem" aufführen soll (was Nussbaumer 1991, 111-112, ohne weitere Begründung, tut); alternativ dazu könnte man m.E. einfach auch vom Nacheinander von Ausdrücken sprechen, bei denen Bedeutungsähnlichkeiten besonders leicht erschliessbar sind.)

¹⁴²"Explizit" ist diese Verweisung aber natürlich auch nur insoweit, als das wieder aufgenommene Lexem Bedeutungsgleichheit mit dem Bezugsausdruck *anzeigt* (nicht von sich aus leistet).

¹⁴³Mit "globaler" ist gemeint, dass 'mehr' Inhaltliches rekurrent ist als bei partieller Koreferenz. "Globaler" bedeutet aber nicht "vollständig". Besonders deutlich zeigt sich dies bei Ad-hoc-Substitutionen: hier bringt das Substituens gegenüber dem Substituendum eine zusätzliche Prädikation ins Spiel (vgl. das im Fliesstext folgende Beispiel "Mann ... Facharbeiter ... Betrunkener").

(unterscheiden lassen sich hier allenfalls stärker konventionell gestützte Substitutionen wie v.a. die Hypero-Hyponym-Beziehungen, z.B. ein *Auto* ... das *Fahrzeug*, und Ad-hoc-Substitutionen, welche ganz auf der momentanen Verständigungssituation basieren, z.B. ein 34 Jahre alter *Mann* aus Winterthur ... der *Facharbeiter* ... dem *Betrunkenen* ...) und der *Kontiguität* (auch: "begriffliche Nähe", "inhaltliche Berührung"), bei der Inhaltliches nur mehr partiell rekurrent ist (z.B. ein *Blitz* ... der *Donner*), sondern auch die *koreferenten Proformen*. Warum? Koreferente Proformen, Substitutionen und Kontiguitäten sind sich insofern ähnlich, als es zentral um Rekurrenz von Inhaltlichem bei Fehlen von rekurrenten Ausdrücken geht; sie unterscheiden sich zwar hinsichtlich der ausdrucksseitigen Indizien für das Erschliessen der Koreferenz, das aber nur graduell: Während die Form bei Kontiguitäten überhaupt keine Rolle spielt, bieten bei einigen nicht konventionell gestützten Substitutionen rekurrente morphosyntaktische Merkmale (im obigen Beispiel Genus- und Numeruskongruenz) immerhin formale Anhaltspunkte, und beim prototypischen Fall koreferenter Proformen, den Personalpronomen, sind solche Kongruenzmerkmale durchgängig erwartbar und einigermaßen verlässlich¹⁴⁴ (was wiederum für Pronominaladverbien wie *darüber*, *deswegen* nicht gilt). Allerdings sind auch Wiederaufnahmen durch Pronomina nicht so explizit, wie es zunächst den Anschein macht. Das sieht auch Busse (1991, 98) so, wenn er davon ausgeht, dass "pronominalen Querverweisungen nicht 'von selbst' das Bezugselement identifizieren können", und dafür plädiert, dass es bei der pronominalen Verknüpfung von Satzaussagen auf die *semantische* Kompatibilität der Prädikationen über das wiederaufnehmende Pronomen einerseits und der Semantik des Bezugselements sowie den Prädikationen über dieses andererseits ankomme. Ich würde zwar nicht gerade so weit gehen wie Busse, der den Text vor dem Hintergrund solcher Überlegungen als "rein semantische Grösse" (ebd.) bestimmt¹⁴⁵, aber der Stossrichtung dieser Argumentation stimme ich schon zu. Festzuhalten ist: Das Verstehen von pronominalen Wiederaufnahmen hat wenig mit der Ausdrucksseite von Sprache und viel mit semantischen Aspekten zu tun.

Mit einem ganz anderen Argument schliesslich - einem phänomenologischen, das sich auf alle diskutierten Formen der Wiederaufnahme beziehen lässt - kann man die eingangs gestellte Frage, ob die Verknüpfungsleistung der Kohäsionsmittel tatsächlich eine sprachausdrucksseitige ist, endgültig negativ beantworten: Denkt man sich einen konkreten Hörverstehensprozess, dann kommt man eigentlich gar nicht auf die Idee, eine Verweisung zwischen einzelnen Textsegmenten als ausdrucksseitige Relation zu behandeln, denn in dem Moment, in dem ein einzelnes Textsegment gehört wird, sind ja die vorhergegangenen, im Text ausgedrückten Prädikationen für die Hörenden schon Vergangenheit. So gesehen kommt für den Verweisungszusammenhang zum Vornherein nur eine wissensbasierte inhaltliche Relation in Frage - nämlich diejenige zwischen aktuellem Verstehensvorgang (in dem das wieder aufgenommene Element verarbeitet wird) und einem vorangehenden, schon abgeschlossenen Verstehensschritt (in dem der Bezugsausdruck verarbeitet wurde).¹⁴⁶

¹⁴⁴Die Betonung liegt hier auf "einigermaßen", denn Pronomen verhalten sich oft nicht so, wie es von der Grammatik her zu erwarten wäre, besonders in der gesprochenen Sprache nicht (vgl. Garnham & Oakhill 1992, 196ff.).

¹⁴⁵Zu beachten ist, dass Busse (in Anlehnung an die Satzsemantik von v. Polenz (21988)) eine sehr weite Auffassung von (Text-)Semantik vertritt, in die er insbesondere die Pragmatik schon integriert sieht: "Pragmatik ist nur ein (freilich früher häufig übersehener) Teil einer umfassenden Textsemantik." (ebd., 165)

¹⁴⁶In den Grundzügen stammt dieses Argument von Busse (1991, 100). Busse bezieht es allerdings nicht nur auf das Hörverstehen, sondern auch auf das Leseverstehen, was ich nicht ohne Weiteres tun würde: Dagegen sprechen Befunde aus Experimenten zu Augenbewegungen, die zeigen, dass es beim Lesen von anaphorischen Ausdrücken oft zu Regressionen auf Bezugsausdrücke kommt (nicht

iii) Drittens schliesslich stellt sich die Frage, was 'Regelhaftigkeit' von Texten, wie sie mit dem Ausdruck "*Textgrammatik*" mitgemeint ist, heissen kann. Hier macht eine Gegenüberstellung der Verstehensgegenstände Satz und Text (verstanden als Mehr-Satz-Text) deutlich, dass es für Texte keine ähnlich strikten und generalisierbaren Kompositionsprinzipien gibt wie für Sätze. So lassen sich ja keine *allgemeinen* Baupläne für Texte angeben, die der Allgemeinheit syntaktischer Satzbaupläne entsprächen. Bestimmen lassen sich zwar, und das ist für die Textrezeption zweifellos sehr bedeutsam, Gross- oder Grobgliederungen von Texten (van Dijk 1980, 128ff., nennt sie, unter kognitivem Aspekt, "Superstrukturen"¹⁴⁷). Aber solche "Superstrukturen" sind einerseits auf bestimmte Textsorten bezogen, z.B. auf narrative oder auf argumentative Texte¹⁴⁸, und andererseits sind die 'Regeln', die sich zur Bildung etwa narrativer Texte aufstellen lassen, doch weit weniger strikt und allgemein als syntaktische Regeln.

Als Testfall dienen sollen hier die 'Regeln' der sog. "story grammars". Damit lässt sich gleichzeitig auch das Konzept der "Superstrukturen" (in seiner narrativen Ausprägung) illustrieren, auf das ich in der Folge wiederholt zurückgreife.

Zuerst kurz zum Forschungszusammenhang: "Story grammars" ist ein Sammelname für eine Gruppe von erzählstrukturellen Modellen, die in den 70er Jahren in den USA entstanden sind.¹⁴⁹ Gemäss Boueke et al. (1995, 67-74) stehen die "story grammars" in der wissenschaftstheoretischen Tradition der Schema-Theorie von Bartlett (1932). Dies unterscheidet sie von anderen Auseinandersetzungen mit globalen Strukturen von Erzählungen, insbesondere von den strukturalistischen Untersuchungen literarischer Texte (v.a. Propp 1972 [zuerst russ. 1928]; Todorov 1969), aber auch von der als Klassiker geltenden Untersuchung alltäglicher bzw. "konversationeller" Erzählungen von Labov & Waletzky 1973 [amerikan. Original 1967]. Heute nun scheinen diese Traditionsstränge zunehmend zu konvergieren (was zweifellos viel mit der 'Kognitiven Wende' in der Linguistik zu tun hat). So ist z.B. das Konzept der "Superstruktur" allgemein im Kontext der Bartlett-Tradition zu sehen, in seiner narrativen Ausgestaltung knüpft es aber auch an das Labov-

nur darauf zwar, aber darauf besonders auch; vgl. dazu oben die einleitenden Bemerkungen zu Kap.4 und die dort angeführte Literatur).

¹⁴⁷Was genau die Funktionen dieses Konzepts im Vergleich zu dem der "Makrostrukturen" sind, wird teilweise immer noch zu wenig deutlich gesehen. So schreibt etwa Brinker (³1992, 49) mit Bezug auf van Dijk (1980), der Status der "Superstruktur" und der Ableitungszusammenhang zwischen "Super-" und "Makrostruktur" würden nicht recht deutlich (vgl. aber Boueke & Schülein 1988).

Präzis beschrieben und klar aufeinander bezogen werden "Makrostrukturen" und "Superstrukturen" jedenfalls in van Dijk & Kintsch (1983, 11 u. 52ff.): "Makrostrukturen" stehen für ein Netzwerk von Propositionen, die miteinander verbunden sind. Es handelt sich um *einzeltextspezifische* Strukturen, die den Kerninhalt einer so genannten "Textbasis" zum Ausdruck bringen sollen. Während die "Textbasis" - d.i. die semantische Repräsentation des Inputs in Form von Propositionen und Beziehungen zwischen diesen Propositionen (11) - die Textbedeutung in allen Einzelheiten repräsentiert, gehen in die "Makrostruktur" lediglich die wesentlichen Punkte eines Textinhaltes ein. (52) Eine "Makrostruktur" ist also eine Art Abstract oder Zusammenfassung eines Textes auf der Grundlage einer "Textbasis". Im Grenzfall des "Ein-Satz-Textes" können "Textbasis" (auch: "Mikrostruktur") und "Makrostruktur" zusammenfallen. (53) "Superstrukturen" dagegen sind schematisch organisierte, *textsortenspezifische* Wissensstrukturen, die die Bildung und das Verstehen der einzeltextspezifischen Makrostrukturen im Sinne von top-down Prozessen unterstützen: "Superstructures are schemata for conventional text forms; knowledge of these forms facilitates generating, remembering and reproducing macrostructures." (54) "Note that the schema itself is not a macrostructure - it is just a mold for forming one." (55)

¹⁴⁸"Not all discourse types have a conventionalized superstructural schema." (Kintsch & van Dijk 1983, 92)

¹⁴⁹Gemäss Boueke & Schülein (1988) wurden "story grammars" von Rumelhart (1975) in die Diskussion eingebracht. Singer (1990, 192ff.) verweist in einer ausgewogenen Darstellung dieses Ansatzes besonders auf Mandler & Johnson und auf Thorndyke (beide 1977).

Waletzky-Schema an¹⁵⁰. Nicht unproblematisch an dieser Konvergenz ist, dass mit neueren Modellen der Erzählstruktur oft gleichzeitig ganz verschiedene Interessen und Ansprüche verbunden sind: erzähltheoretische, deskriptive und kognitive. Beispielsweise wird in Boueke et al. (1995, 17) - eine (sonst sehr interessante) Arbeit über die Entwicklung narrativer Fähigkeiten - "ein erzähltheoretisches Schema vorgestellt, das die einer 'Geschichte' zugrunde liegende globale Struktur *und* die entsprechende kognitive Repräsentation 'im Kopf' des Erzählers abbildet." (Hervorheb. v. mir) Das sind sehr weit gehende Ansprüche.

Kaum homogener im Anspruch sind indessen schon die "story grammars" der ersten Generation. Sie gehen davon aus, "dass die in Erzähltexten nachweisbaren Strukturelemente Entsprechungen auf der Ebene der mentalen Repräsentationen haben und dass diese bei der Rezeption und Produktion von Texten wirksam sind". (Boueke et al. 1995, 70) Schon hier gehen also deskriptive (die "nachweisbaren Strukturelemente") und kognitive Interessen (die "Ebene der mentalen Repräsentationen") Hand in Hand.

In den Anfängen wurden Geschichtengrammatiken als Set von (teilweise rekursiven) Regeln konzipiert, die den Regeln der Phrasenstrukturgrammatik nachgebildet sind (vgl. z.B. S → NP VP). Ein Ausschnitt aus der frühen Arbeit von Thorndyke 1977, zitiert nach Singer (1990, 193), soll dies illustrieren:

(1)	STORY	→	SETTING + THEME + PLOT + RESOLUTION
(2)	SETTING	→	CHARACTER + LOCATION + TIME
(3)	THEME	→	(EVENT)* + GOAL
(4)	PLOT	→	EPISODE*
(5)	EPISODE	→	(SUBGOAL) + (DESIRED STATE) + ATTEMPT* + OUTCOME
etc., je nach Differenzierungsgrad, mindestens aber bis und mit einer Spezifizierung der Komponente "RESOLUTION"			

Abb. 5: Regeln in Geschichtengrammatiken (nach Singer 1990, 193)

"+" steht für die sequentielle Ordnung der Komponenten; eingeklammerte Komponenten sind optional; durch Asteriske ("*") gekennzeichnete Komponenten können mehrmals vorkommen

Zur Erläuterung: Regel (1) bringt zum Ausdruck, dass eine Geschichte aus einer Exposition ("setting")¹⁵¹, einem Thema ("theme"), einer Handlung ("plot") und einer Auflösung ("resolution") besteht; die Regeln (2) bis (5) spezifizieren diese Komponenten weiter, Regel (2) die Exposition (Spezifizierung der personalen, lokalen und temporalen Origo), (3) das Thema (besteht mindestens aus der Angabe

¹⁵⁰Nach Labov & Waletzki (1973) besteht eine Alltagserzählung stets aus den Konstituenten "Orientierung", "Komplikation", "Evaluation" und "Auflösung". Hinzukommen können noch weitere Elemente, v.a. die sog. "Coda" oder "Moral". Die enorme Wirkung des "Labov-Waletzky-Schemas" auf die Erzähl(erwerbs)forschung führen Boueke et al (1995, 69) besonders auf die Komponenten "Komplikation" und "Evaluation" zurück: Mit der "Komplikation" werde das für Alltagserzählungen konstitutive Moment des Aussergewöhnlichen herausgestellt und mit der "Evaluation" werde die Bedeutsamkeit der erzählten Geschehnisse für die Zuhörenden hervorgehoben.

¹⁵¹Im Ansatz von Boueke et al. (1995, 78) entsprechen sich "setting" und "Exposition" (meine Übersetzung) nicht ganz: "Exposition" wird das "Setting" in diesem Ansatz erst dann genannt, wenn es affektiv markiert ist. Unter einer "affektiven Markierung" verstehen die Autoren "jene Emotionalisierung und Strukturierung, durch die es dem Erzähler in besonderer Weise gelingt, den Zuhörer in das Geschehen einzubeziehen."

eines Zieles, sowie, optional, aus einem oder mehreren Ereignissen, (4) die Handlung (umfasst mindestens eine Episode) und (5) die Auflösung (Spezifizierung des Resultats des Handlungsverlaufs).

Es geht mir hier nicht darum, die Kritik an den "story grammars" im Einzelnen zu rekapitulieren, und auch nicht darum, Weiterentwicklungen dieses Ansatzes zu diskutieren.¹⁵² Auch der Anspruch der psychischen Realität der meisten dieser Modelle steht in diesem Teil der Arbeit nicht zur Debatte. Was im gegenwärtigen Argumentationszusammenhang interessiert, ist lediglich die Stringenz und Allgemeinheit der postulierten 'Regeln' in *deskriptiver* Hinsicht¹⁵³ - und die Frage, worauf diese Regeln denn überhaupt zugreifen. Aufschluss darüber kann ein genauer Vergleich der 'Regeln' der "story grammars" mit denjenigen der Phrasenstrukturgrammatik geben. Dabei zeigen sich zwar, das sei vorweggenommen, durchaus Gemeinsamkeiten, die über eine Analogie der formalen Notation hinausgehen. Es zeigen sich aber eben auch gewichtige Unterschiede, und diese setzen einer weitergehenden Analogie klare Grenzen.

Zuerst zur Frage der Einheiten, auf die die Regeln der "story grammars" zugreifen. Diese Regeln operieren, das sei hier nochmals festgehalten, mit semantischen Einheiten, nicht mit formalen; es geht um inhaltliche Aspekte der Textgliederung, um Fragen der semantischen Textkomposition, und nicht, bzw. erst in zweiter Linie, um die ausdrucksseitige Realisierung oder Manifestation von Inhalten.¹⁵⁴ Wie gross die Diskrepanz von Ausdruck und Inhalt auch bei ganz einfachen Geschichten sein kann, sieht man z.B. bei der Konstituente "Exposition". Hier steht der Erzähler vor der Aufgabe, die üblichen Bedingungen für den Ereignisablauf zu explizieren, vor deren Hintergrund dann der Bruch mit der Normalität (das Moment des Ungewöhnlichen) dem Zuhörer erst verständlich wird. Dass die Konstituente "Exposition" realisiert wird, ist ziemlich zuverlässig erwartbar, aber *wie* genau der Erzähler den "normal course of event" sprachlich realisiert, ist kaum und jedenfalls nur sehr bedingt regelhaft vorauszusehen: "'oft', 'immer', 'gewöhnlich', 'manchmal', 'wieder einmal' etc." (Boueke et al. 1995, 89; die AutorInnen präsentieren bezeichnenderweise eine offene Liste von Varianten und betonen überdies, dass adverbiale Markierung *eine* Möglichkeit zur Explizierung der Normalität ist.)

Nun zum Vergleich der Regeln in den "story grammars" und in der Phrasenstrukturgrammatik. Ich beginne mit den Gemeinsamkeiten: Gemeinsam ist den beiden Ansätzen zunächst das *Kompositionalitätsprinzip*: In den "story grammars" werden, das ist die offensichtlichste und allgemeinste Analogie zu den Phrasenstrukturregeln, komplexe Konstituenten (die in Abb. 5 links stehenden Einheiten) in Kombinationen von weniger komplexen, distinktiven Konstituenten überführt (die in Abb. 5

¹⁵²Kritische Aspekte von "story grammars" behandeln ausführlicher u.a. Hoppe-Graff & Schöler (1981) sowie Garnham (1983). Die neueste Version einer Geschichtengrammatik (genauer: eines "integrativen Modells der Erzählstruktur"), entwickelt im Wesentlichen für monologische Höhepunkt-erzählungen, stammt meines Wissens von Boueke et al. (1995, bes. Kap. 3.2); interessant ist ferner auch Schu (1994), der auf der Basis des Story-grammar-Ansatzes Zuhöreraktivitäten in dialogischen Geflechts-Erzählungen modelliert (ebd., bes. Kap. 7.4).

¹⁵³Die Motivation für meine an dieser Stelle deskriptiven Interessen ist in Zusammenhang mit der oben aufgestellten "sprachsystematischen Prämisse" zu sehen (vgl. oben die einleitenden Bemerkungen zu Kap. 4). Es geht mir darum, einen für das Verstehen von Texten grammatisch relevanten Orientierungsrahmen zu finden. Dass es einen derartigen Rahmen für Texte im Allgemeinen nicht gibt, habe ich eben (in den einleitenden Bemerkungen zu iii)) ausgeführt. Inwieweit es einen solchen Rahmen wenigstens für die Rezeption narrativer Texte geben kann, das ist hier die Frage. Relevant wäre der Rahmen dann, wenn die Regeln der story grammars *in deskriptiver Hinsicht* punkto Stringenz und Allgemeinheit in etwa das leisten würden, was syntaktische Regeln leisten.

¹⁵⁴Einigermassen verwirrend ist, dass immer wieder von der "Normalform" einer Geschichte und der "Wohlgeformtheit" von Geschichten (Boueke et al. 1995, 67 u. 69), von "einer Art Textform" auch (van Dijk 1980, 128) oder von "one's knowledge of the form of a typical story" (Singer 1990, 192; alle Hervorheb. v. mir) die Rede ist. Alle diese Ausdrücke - sie dürften sich dem Einfluss von Propps berühmtem Titel "Morphologie des Märchens" (1972 [1928]) verdanken - sind metaphorisch zu verstehen.

rechts stehenden Einheiten) - und umgekehrt: die einzelnen Konstituenten werden, beginnend bei den "terminalen Konstituenten" und über verschiedene Ebenen hinweg, zu immer komplexeren zusammengefügt.

Damit verbunden ist, als zweite Gemeinsamkeit der beiden Ansätze, die *hierarchische Anordnung* der Konstituenten: Hier wie dort implizieren die Regeln eine Hierarchie der Konstituenten¹⁵⁵: Abb. 5 bringt zum Ausdruck, dass einer Geschichte die Konstituente "Thema" untergeordnet ist und dieser wiederum die Konstituente "Ziel" usw.¹⁵⁶ Dies in Analogie zu den Konstituenten der Phrasenstrukturgrammatik: Hier sind der hierarchiehöchsten Konstituente, dem Satz, die Nominal- und die Verbalphrase untergeordnet, und beide Phrasen werden weiter unterteilt bis 'hinab' zur Ebene der einzelnen Wörter.

Gemeinsam ist den beiden Ansätzen drittens auch die *Optionalität* einiger dieser Konstituenten: Im Modell von Thorndyke ist z.B. die Konstituente "Ereignis" für das "Thema" nicht konstitutiv, wohl aber das "Ziel" (vgl. Regel (3) in Abb. 5). Folgt man dieser Argumentation, so kann das Thema eines einfachen Märchens aus einem einzelnen Ereignis *und* einem Ziel bestehen, das wäre der Default (Beispiel: "Ein Drache entführte die Töchter des Königs. Drei Helden zogen aus, um sie zu befreien."), oder *nur* aus einem Ziel ("Drei Helden zogen aus, um die Königstöchter zu befreien.")¹⁵⁷ Optional sind auch viele Konstituenten in Phrasenstrukturregeln. Beispielsweise würde die folgende Regel für die NP: NP → Det A N zwar einen häufigen Fall erfassen (z.B. "der kleine Eisbär"), aber sie wäre viel zu rigide, um alle Realisierungsmöglichkeiten einer Nominalphrase abzudecken (z.B. "der kleine freche Eisbär mit dem zerzausten Fell", aber auch "der Eisbär" oder sogar nur "Lars"¹⁵⁸). Realistischer wäre deshalb eine NP-Regel wie NP → (Det) (A) N (PP); realistischer, aber immer noch zu speziell, denn anstelle der PP könnte auch eine weitere NP stehen (z.B. "der führende Kopf *des Unternehmens*"), sodass ein zusätzlicher Generalisierungsschritt erforderlich ist, nämlich: NP → (...) N (...).

Viertens können einige Konstituenten mehrmals auftreten, und zwar in beiden Modellen (eine Art von *optionaler Rekurrenz*). In den "story grammars" ist es insbesondere die Episode, die als einzelne oder zusammen mit anderen Episoden eine Handlung konstituieren kann (der Hürdenlauf des Helden vom Start zum Ziel kann lange sein und über verschiedene Hürden führen; manchmal ist aber auch nur *ein* Abenteuer zu bestehen). In vergleichbarer Weise kann eine NP aus nur einem Nomen oder aus mehreren Nomen bestehen ("Kleist" vs. "das Genie unter den Dichtern der Goethezeit mit dem Hang zur Selbsterstörung").

Eine fünfte Gemeinsamkeit könnte man in einer vergleichbaren Begrenzung beider Ansätze "nach oben" sehen: Weder die "story grammars" noch die Phrasenstrukturen sind modellhaft in grössere Zusammenhänge integriert. Die oberste Konstituente in den "story grammars" ist die Geschichte; nicht erfasst wird die kommunikative Einbettung derselben.¹⁵⁹ Auf der Seite der Phrasenstrukturgrammatik ist das Äusserste, was noch modelliert werden kann, ein Satz (mit im Prinzip beliebig vielen Nebensätzen). Satzfolgen dagegen fallen ausser Betracht.

¹⁵⁵Die hierarchische Anordnung der Konstituenten in den "story grammars" ist *der* zentrale Unterschied zum rein sequenziellen Modell von Labov & Waletzki (1973).

¹⁵⁶Noch deutlicher wird der hierarchische Aspekt, wenn Geschichten-Schemata in Form von kategorialen Baumdiagrammen dargestellt werden.

¹⁵⁷Im Gegensatz zu Singer (1990) bin ich allerdings der Meinung, dass es ohne eine weitere Motivation des Ziels nicht geht. Denkbar ist etwa eine Vorbereitung des "Themas" in der "Exposition". Alternativ könnte das "Thema" in der Art einer "versteckten Prädikation" (v. Polenz, ²1988) mit der Nennung des "Ziels" einhergehen: "Drei Helden zogen aus, um die *entführten* Königstöchter zu befreien."

¹⁵⁸So der Name des Protagonisten in der Bilderbuchserie von Hans de Beer (NordSüd Verlag).

¹⁵⁹Diese Grenze wurde insbesondere von Quasthoff erkannt und mit dem von ihr so genannten "Schüsselmodell" für das *konversationelle* Erzählen überwunden (vgl. Hausendorf & Quasthoff 1989).

Zusammengenommen weisen also "story grammars" und Phrasenstrukturgrammatik doch eine Reihe von Gemeinsamkeiten auf; im Wesentlichen sind es die Prinzipien der Komposition, der Hierarchie, der Optionalität und der Rekurrenz von Konstituenten. Auch, wenn das vielleicht mehr ist, als man erwartet hätte, entscheidend ist doch, dass hier *Gemeinsamkeiten prinzipieller Art* vorliegen, nicht aber Äquivalenzen. Das hat sich bei der Diskussion der *Optionalität* bereits abgezeichnet: *Welche* Konstituenten im Einzelnen optional sind und welche nicht, das lässt sich für Sätze schon genauer und v.a. allgemeiner sagen als für Geschichten. Nicht durchgängig ist die Analogie ferner auch beim *Hierarchieprinzip*. Einer Geschichte ist die Konstituente "Thema" untergeordnet, diesem wiederum die Konstituente "Ziel" usw. Das Problem ist (einmal mehr) das "Und-so-weiter": Was steht auf der untersten Ebene im Strukturbaum? Welches sind die kleinsten Einheiten von Geschichtengrammatiken? In den meisten Modellen sind es, sofern die unterste Ebene überhaupt vollständig ausdifferenziert wird, "Ereignisse" (so bei Rumelhart 1975), manchmal auch "Ereignisse" und "Zustände" der Charaktere ("states"; so bei Thorndyke 1977). Auch bei Boueke et al. (1995, 77) bilden "Ereignisse" die Basis der Geschichte. Definiert werden sie dort mit einem operationalen Kriterium: "Ereignisse" sind "semantische Einheiten", durch die sie [die Ereignisse, Stu.] ausgedrückt werden." (ebd., 78). Damit ist aber noch nichts über die sprachliche Realisierung der "semantischen Einheiten" gesagt. Entsprechend ist ein zweiter Definitionsschritt nötig. Im Modell von Boueke et al. (ebd.) sind die "semantischen Einheiten" dadurch bestimmt, "dass sie zu einem finiten Verb gehören". Die so definierte Kategorie der "Ereignisse" - "semantische Einheiten, die zu einem Verb gehören" - ist intensional deutlich vager und gleichzeitig extensional spezifischer als die terminalen Konstituenten und zugehörige Definitionen in der Phrasenstrukturgrammatik. Vager insofern, als mit dem operationalen Kriterium ein mehr oder weniger starkes Moment der Intuition ins Spiel kommt (Was gehört alles zu einem finiten Verb? Wie 'gross' also ist die semantische Einheit "Ereignis"?)¹⁶⁰; spezifischer insofern, als die Festlegungen primär auf die Daten der Untersuchung bezogen sind.¹⁶¹ Das Erfassungs- und Abgrenzungsproblem basaler Einheiten setzt sich dann natürlich auf den hierarchisch höheren Ebenen fort, verstärkt sich dort (was z.B. ist eine Ereignisfolge?) und führt insgesamt zu einem Kategoriensystem mit unscharfen Kategoriengrenzen und mehr oder weniger plausiblen, nur sehr bedingt generalisierbaren Inklusionsverhältnissen. Demgegenüber können die "terminalen Konstituenten" in der Phrasenstrukturgrammatik, also die syntaktischen Wörter, exakt (im sprachsystematisch-morphosyntaktischen Sinn) und v.a. allgemeiner definiert werden, wodurch sie dann auch leichter voneinander abgrenzbar sind. Damit Phrasenstrukturregeln auf syntaktische Wörter anwendbar sind, müssen letztere bezüglich der Wortart spezifiziert werden (das ist gleichsam die Minimalbedingung); aber auch das ist auf sprachsystematischem Weg möglich (indem man nach der prinzipiellen Zugänglichkeit der Wörter für flexivische morphologische Prozesse fragt).¹⁶² Weiter kommt zwar bei der Frage, ob schon einzelne syntaktische

¹⁶⁰Vgl. dazu auch oben, Kap. 4.3.2, die Ausführungen zur Valenzgrammatik im Kontext der Diskussion des Satzinhaltsmodells von v. Polenz (21988).

¹⁶¹Für *welche* 'Daten' die Definition der Kategorie "Ereignis" gelten soll, lässt sich nicht genau sagen. Das ist jetzt eben eine Folge der bereits angesprochenen multiplen Ansprüche des Modells von Boueke et al. (1995). Primär gilt die Definition sicher für die experimentell erhobenen Daten (Nacherzählungen von Bildergeschichten). Oder soll sie auch für einfache literarische Erzählungen gelten?

¹⁶²Erwähnt sei allerdings, dass mit dem Kriterium "Zugänglichkeit für morphosyntaktische Merkmale" das Problem der Wortarten nicht gelöst ist. Zwar gelangt man mit diesem Kriterium zu einer groben Einteilung der Wortarten (i.e. Verb, Nomen, Adjektiv, Begleiter oder Stellvertreter und Partikel; das ist die "Fünf-Wortarten-Lehre" nach Glinz, dargestellt z.B. in Sitta & Gallmann³ 1996, und diese Grobklassifikation scheint den Anforderungen der Phrasenstrukturgrammatik zu genügen. Wenn hingegen differenziertere Einteilungen der Wortarten erforderlich sind, muss man die klassifikatorische

Wörter Phrasenstatus haben oder ob diese erst zu Phrasen ergänzt werden müssen, ebenfalls ein operationales Kriterium und mithin Intuition ins Spiel, aber durch die syntaktischen Proben, derer man sich hier bedienen kann (für eine Zusammenstellung dieser Proben vgl. z.B. Sitta & Gallmann ³1996), ist dieses Problem doch minimiert, sodass man vergleichsweise objektiv sagen kann, was z.B. alles zu einer Verbalphrase gehört und wie sie intern strukturiert ist. Insofern sind die hierarchischen Verhältnisse von Konstituenten in der Phrasenstrukturgrammatik schon genauer und allgemeiner bestimmbar als in Geschichtengrammatiken. Von der Frage nach den Einheiten betroffen ist sodann natürlich auch das *Kompositionalitätsprinzip*. Dessen Gültigkeit für die "story grammars" ist in dem Masse eingeschränkt, als sich hier eben, im Unterschied zur Phrasenstrukturgrammatik, das Distinktivitätsproblem viel schärfer stellt.

Der Vergleich von "story grammars" und Phrasenstrukturgrammatik hat also, so lässt sich bilanzieren, zwar weitergehende Ähnlichkeiten aufgezeigt; er hat aber *in erster Linie* gezeigt, dass es sich um Gemeinsamkeiten grundsätzlicher Art handelt, nicht um Äquivalenzen. Das betrifft insbesondere die Prinzipien der Komposition und der Hierarchie (Stein des Anstosses ist in beiden Fällen das Distinktivitätsproblem) und auch der Optionalität der Konstituenten. Für Geschichten gelten diese Prinzipien und die zugehörigen 'Regeln' doch nur in einem sehr eingeschränkten Sinn.

Dieser Befund bedeutet nun aber nicht, dass der Ansatz der "story grammars" gänzlich verfehlt wäre. Vielmehr müsste es m.E. vermehrt darum gehen, diesen Ansatz als Entwurf zur Strukturbeschreibung der Textbedeutung zu sehen, der in eine *andere* Richtung weiterzuentwickeln wäre. Anders zu setzen wären v.a. die Akzente hinsichtlich dem, was unter der Struktur von Inhalten zu verstehen ist. Hier einfach Prinzipien aus der Satzsyntax auf Regelmäßigkeiten des Textinhaltes zu übertragen, scheint nicht der richtige Weg zu sein. (Solche Übertragungen laufen, wie gezeigt, immer auf ein "im Grundsatz ja, im Einzelnen aber doch nicht (ganz)" hinaus.) Zwar lassen sich beispielsweise auch für die Inhalte von Geschichten Hierarchien postulieren, aber wenn man, von der Syntax herkommend, in Geschichten zum Vornherein nur nach Teil-Ganzes-Beziehungen sucht, setzt man einen einzigen Ordnungsgesichtspunkt dominant und läuft Gefahr, andere, für Geschichten spezifische und u.U. typischere Beziehungen zwischen Konstituenten zu verpassen. Diesen Aspektmonismus transzendierend hat Quasthoff (1980) schon früh vorgeschlagen, die "Knoten" in den Baumdiagrammen von Geschichtengrammatiken gar nicht als Bezeichnungen für (Inklusionsverhältnisse suggerierende) Kategorien zu interpretieren, sondern einfach von verschiedenen Relationen zwischen Konstituenten auszugehen (und dabei der Relation des Kontrastes zwischen Ereignissen einen besonderen Stellenwert einzuräumen). Dieser Quasthoffsche Vorschlag zeichnet m.E. einen Ausweg aus der festgefahrenen Diskussion um die "story grammars" vor, der noch vermehrt genutzt werden könnte.

In diesem Abschnitt habe ich drei Bedingungen diskutiert, die erfüllt sein müssten, damit eine Textgrammatik als Grammatik (i.e.S.) von Texten umfassend legitimiert wäre. Dabei hat sich gezeigt, dass sich keine der drei postulierten Bedingungen halten lässt: Weder kann i) von einem textspezifischen (satzübergreifenden) Wirkungsbereich von Kohäsionsmitteln ausgegangen werden, noch ist ii) die Verknüpfungsleistung der Kohäsionsmittel eine sprachausdrucksbezogene (auch keine vorwiegend ausdrucksbezogene), noch lassen sich iii) für den Bereich der Texte ähnlich strikte und allgemeine Kompositionsregeln aufstellen, wie das für Sätze möglich ist.

Homogenität aufgeben und es treten ähnliche Probleme auf, wie man sie aus der 10-Wortarten-Lehre kennt. Beispielsweise kommt man bei einer weiteren Unterteilung der Klasse der Partikel nicht umhin, neben morphosyntaktischen auch funktionale Kriterien mit einzubeziehen.

Für die vorliegende Arbeit (nicht *nur* dafür, aber dafür zuerst) hat das weitreichende Konsequenzen: Zum einen ist, v.a. aufgrund von ii), eine von Inhalten abgegrenzte Analyse von Textausdrucksstrukturen theoretisch inkonsistent (nicht nur nicht sinnvoll). Zum andern kann es, anders als bei Sätzen, für Textinhalte gar kein allgemeines und stringentes Modell geben, auf das man sich bei der Rekonstruktion von Inferenzen stützen könnte. Das liegt an der (am Beispiel der "story grammars" aufgezeigten) relativen Offenheit von Textstrukturen.

Damit aber, mit dem Fehlen von allgemeineren Modellen für Textinhalte (selbst dort, wo man ein solches Modell noch am ehesten erwarten würde, eben bei einfachen narrativen Texten), wird man wieder zurückgeworfen auf die Frage nach dem, was Texte sind, sodass ich bei dieser Frage noch einmal ansetzen muss. Das soll aber jetzt, im Rückblick auf Kap. 4.4.1, unter veränderten, spezielleren Vorzeichen erfolgen: *Eine* Einsicht in Kap. 4.4.1 war, dass unter 'Text' einmal etwas zeitlich Überdauerndes verstanden wird (sei das, wie in der schriftlichen Kommunikation, etwas im Produktionsvorgang gleichsam 'natürlich' Konserviertes, sei das, wie in der mündlichen Kommunikation, etwas prinzipiell Konservierbares), dann wieder etwas Innerliches und Flüchtiges, das sich direkter Beobachtung entzieht. Vor diesem spezielleren Hintergrund soll jetzt noch einmal gefragt werden, was Texte *in einem Verständigungsvorgang* und *für Verstehenssubjekte* sein könnten.

4.4.3 Die Unterscheidung von Text I und Text II: Darstellung, Kritik und Konsequenzen

Um der (auch in der textlinguistischen Literatur) durchgängigen Doppeldeutigkeit des Textbegriffs zu begegnen - 'Text' als zu verstehender Text bzw. als textuelles Angebot einerseits und 'Text' als verstandener Text bzw. als resultierendes Textverständnis andererseits -, macht Nussbaumer (1991, Kap. 5.2 und besonders 5.3.3) den interessanten Vorschlag, systematisch zwischen einem Text I und einem Text II zu unterscheiden. Diese Termini veranschaulicht er mit folgendem Schema:

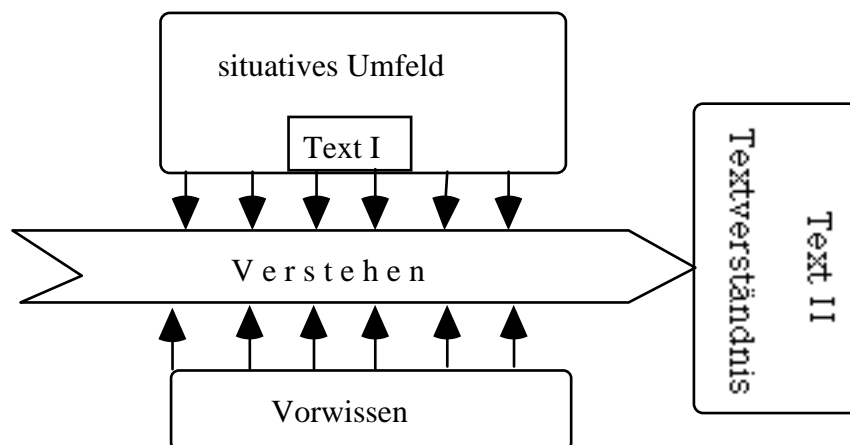


Abb. 6: Text I und Text II (Nussbaumer 1991, 144)¹⁶³

Zu lesen wäre dieses Schema folgendermassen: "Ein Verstehenssubjekt [führt] einen Text-Input (den zu verstehenden Text I) in einem zeitlich prinzipiell abschliessbaren Prozess über in seinen geistigen Besitz, in ein Verständnis (macht

¹⁶³Im Original steht im "Verstehenspfeil" noch die Erläuterung: "Amalgamierung von Input und Vorwissen". Der äusserst vage Ausdruck "Amalgamierung" ist ein Indiz dafür, wie wenig im Detail über die Integration von Vorwissen und zu Verstehendem bekannt ist (vgl. dazu schon Wygotski, dt. 1969 [russisch 1934]).

daraus einen Text II). Ein Verständnis ist dann erreicht, wenn das zu Verstehende in bestimmter Weise integriert ist in vorausbestehende geistige Repräsentationen, in vorausbestehendes Wissen." (Nussbaumer 1991, 142) An anderer Stelle (136) heisst es dazu auch, viel prägnanter noch: "Das, was sich allererst als Text im Kopf des Rezipienten ausbildet, will ich den Text II nennen. Das Gebilde hingegen, das in unserem Fall auf dem Papier notiert und das als solches ein Objektivgebilde, allen seinen Rezipienten gleicherweise gegeben ist, will ich den Text I nennen." Im Kern halte ich diese Konzeption von 'Text' für bedeutsam und folgenreich, und zwar für die Textlinguistik und die Psycholinguistik gleichermassen - auch wenn sie in Teilen keineswegs so klar und unproblematisch ist, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Ich nehme a) die kritischen Aspekte vorweg und skizziere dann b) einige psycholinguistische und c) textlinguistische Konsequenzen.

a) Kritik

Probleme der Nussbaumerschen Textkonzeption sehe ich insbesondere im begrifflichen Bereich. In des Autors eigener Explikation des Modells gibt es verschiedene Stufen begrifflicher Prägnanz, und diese stehen mitunter in umgekehrtem Verhältnis zur theoretischen Stringenz. Ich illustriere das anhand der drei zentralen Modellkomponenten "Text I" (i), "Text II" (ii) und "Verstehen" (iii):

- i) Ein "Text I" ist, so liest man, ein "zu verstehender Text", ein "Text-Input" (142); das ist unproblematisch. Aber ein Text I ist nicht, wie es da *auch* heisst, ein "Objektivgebilde", das "allen seinen Rezipienten gleicherweise gegeben" ist (136). Vorbehalte habe ich hier auch dann, wenn der Text I, wie bei Nussbaumer (1991) ausschliesslich, "auf dem Papier notiert" ist, denn die *Art des Gegeben-seins* (Frege) von Texten I ist etwas, das sich laufend ändert, nämlich durch das immer wieder andere situative Umfeld, in oder mit dem der Text erst gegeben ist (und für das im Nussbaumerschen Schema ja durchaus Platz vorgesehen ist, vgl. Abb. 6).¹⁶⁴ Dass das *jeweils* Gegebene nichts Objektives ist, ergibt sich schon dadurch, dass ein Text I, wie jeder andere (visuell oder akustisch erfahrbare) Gegenstand auch, durch die Mechanismen der Wahrnehmung immer auch *apperzeptive Ergänzungen* (Bühler) erfährt.¹⁶⁵
- ii) Ferner *ist* ein "Text II", auch nach meinem Dafürhalten, ein "Verständnis", aber ein "Text II" ist *kein* "geistiger Besitz" (u.a. 142, 148). Die Metapher vom "Text II" als einem "Besitz" scheint mir deshalb gefährlich, weil sie ein Moment der Abgeschlossenheit und Abgrenzbarkeit verstandener Texte impliziert, die dem dynamisch-interaktiven Charakter nicht nur der Textbedeutung, sondern einer jeden Bedeutung zuwiderläuft. (Ich habe oben stattdessen den Ausdruck "idealisiertes

¹⁶⁴Ein dem vergleichbares, weitverbreitetes Missverständnis gibt es beim Begriff der empirischen "Daten". Daten sind, entgegen der Wortetymologie, *nicht* das Gegebene. Gegeben sind Stimuli, und diese werden zu Daten erst durch den Zugriff der Forschenden und deren Interessen (vgl. z.B. Jäger 1986). "Daten" sind immer das *für jemanden jeweils* Gegebene.

¹⁶⁵Nicht in Abrede stellen will ich mit dieser Bemerkung, dass es aufgrund von *Wahrnehmungsroutinen* in einer Kulturgemeinschaft zu sehr ähnlichen Auffassungen von Texten I kommt. Auch stimme ich mit de Beaugrande & Dressler (1981, 215) in dem Punkt überein, dass wir nicht davon ausgehen sollten, "dass jeder Kontext so einzigartig ist, dass sich keine systematischen Regelmässigkeiten herausfiltern lassen." Ähnlich auch Heinemann & Viehweger (1991, 154), die mit Schwarz (1985) die Meinung vertreten, "dass 'jede aktuell in ihrer Konstellation einmalige Situation auf dem Hintergrund einer beschränkten Anzahl von funktionalen Situationstypen/ -mustern erlebt und bewältigt wird, deren Grundzüge als kollektiv/ gruppenspezifisch gemeinsam gewusst vorausgesetzt werden können ...'". Nur: Mögliche Gründe für kollektiv übereinstimmende Textverständnisse wie Wahrnehmungsroutinen und als rekurrent erlebte Situationstypen sollten unter keinen Umständen mit einer vermeintlichen Objektivität des Textes I verwechselt werden.

Momentanbild" gebraucht, das wir uns, in der Rolle des wissenschaftlichen Beobachters, von Texten II machen können.)¹⁶⁶

- iii) Schliesslich *ist* Textverstehen ein "Prozess der Integrierung von Neuem in bestehende Wissensstrukturen" (148), aber Verstehen ist *nicht* "ein intentionaler Akt der Sinnsuche und der Sinnstiftung", und das "Glücksgefühl", das sich einstellen soll, wenn der Prozess "erfolgreich" war (144), kann ich ehrlich gesagt auch nicht erleben, wenn ich an Gebrauchstexte wie z.B. eine Notiz auf meinem Schreibtisch denke. Hier liegt halt wieder eine Vermischung bzw. Ineinsetzung von Verstehen und Interpretieren vor (und überdies auch eine implizite Orientierung an komplexen, literarischen Texten): Wer sich auf Sinnsuche begibt, hat schon (etwas) verstanden und *interpretiert* - und da, bei der Interpretation, aber eben *nur* da, hat der handlungstheoretisch fundierte Begriff der Intentionalität seine volle Berechtigung. Verstehen aber stellt sich ein, und das eben u.U. nur partiell.

In den zusammenfassenden Bemerkungen zur Unterscheidung von Text I und Text II kommt Nussbaumer (1991, 172-174) zum Schluss, dass es den Text I "ohne den rezeptiven Zugriff eines Menschen" gar nicht gibt, selbst dann nicht, wenn man ihn, den Text I, auf "z.B. eine schwarze Kritzelei auf weissem Papier" zurücknimmt.¹⁶⁷ Das ist im Grunde radikal konstruktivistisch gedacht, und dieser Gedanke wird dann zum Problem, wenn man, wie Nussbaumer, trotzdem daran festhalten will, dass der Text I als "ganzheitliches sprachliches Gebilde" etwas Überindividuelles, allen Sprachbenützern Gemeinsames ist. Jedenfalls muss die postulierte Kollektivität des Textes I neu begründet werden, wenn schon dieser (nicht nur der Text II) eine psychische Grösse sein und trotzdem überindividuellen Charakter haben soll. Für Nussbaumer ist es "das Sprachwissen" und die "von diesem verantwortete Rezeption der Kritzeleien als sprachliche Ausdrücke", was die Überindividualität des Textes I garantiert. Damit aber erweist sich der Unterschied zwischen Text I und Text II letztlich als Unterschied "zwischen a) einem sprachlichen Gebilde unter dem Zugriff des Sprachwissens allein (Text I) und b) einem sprachlichen Gebilde unter dem Zugriff weiterer Wissensbestände (Text II)." (ebd., 174)

Diese Argumentation steuert freilich ganz direkt auf ein anderes ungelöstes Problem zu: Was alles umfasst das "Sprachwissen allein", und wo genau wäre die Grenze zwischen "Sprachwissen" und "weiteren Wissensbeständen" zu ziehen?¹⁶⁸ Und weiter, selbst wenn diese Grenzziehung gelänge: Welchen (psychologischen) Status und welche (prozedurale) Relevanz sollten "sprachliche Gebilde unter dem

¹⁶⁶In der experimentellen Psycholinguistik gibt es ein gut etabliertes Begriffspaar, das dem dynamischen Charakter der Texte II, also dem Umstand des ständigen Sich-Veränderns von Verständnissen, Rechnung trägt: "Rekonstruktion" und "Reproduktion" (vgl. z.B. Singer 1990, 101ff.). In experimentellen Settings, in denen die ProbandInnen gehörte oder gelesene Informationen wiedergeben müssen, zeigt sich regelmässig ein grosser Einfluss des Faktors Zeit: In Abhängigkeit von der Zeit, die zwischen der Informationsverarbeitung und der Wiedergabeaufgabe vergeht, differiert das, was die ProbandInnen zu Protokoll geben, ganz erheblich. Unmittelbar nach dem Lesen oder Hören eines Textes erfolgt die Wiedergabe sehr 'textnah' (= "Reproduktion"); je grösser aber der Zeitraum zwischen Textverarbeitung und Wiedergabe ist, desto grösser ist der Einfluss von schematisch organisierten Wissensbeständen, d.h., desto weiter entfernen sich die ProbandInnen vom Gehörten oder Gelesenen und ersetzen dieses durch Informationen, die im Text-Input nicht nachweisbar sind (= "Rekonstruktion"). Je nach Zeitintervall zwischen Textverarbeitung und Wiedergabe ergeben sich dann verschiedene Rekonstruktions-Reproduktions-Verhältnisse.

¹⁶⁷Das Bild vom Text als einer "schwarzen Kritzelei auf weissem Papier" wird auch von Sperber & Wilson (1986, 1) gebraucht: "In writing this book, we have not literally put our thoughts down on paper. What we have put down on paper are little dark marks, a copy of which you are now looking at. As for our thoughts, they remain where they always were, inside our brains."

¹⁶⁸Vgl. z.B. Biere (1989, 123): "Eine definitive Grenze zwischen Sprachwissen und Weltwissen lässt sich offenbar nicht ziehen (...)."

Zugriff des Sprachwissens allein" haben? Im Bereich der "Wissensbestände" ist die Gefahr offenbar besonders gross, mittels theoretischer Objektkonstitution ein ontologisches Präjudiz zu schaffen. Und genau das passiert hier, wobei Präjudizien bei linguistischen Zugängen zum Textverstehen wie dem Nussbaumerschen naheliegenderweise auf die Hypostasierung von Sprachwissen hinauslaufen. Motsch (1990, 58-59) hält in diesem Zusammenhang fest: "Keine Äusserung hat eine Struktur an sich, sie muss immer zu den beobachtbaren Signalen hinzukommen. Mit einer konkreten Äusserung verbindet der Sprecher aufgrund seiner Sprachkenntnisse eine strukturelle Beschreibung, die der Hörer aufgrund seiner Kenntnisse der gleichen Sprache rekonstruieren kann. Das gilt für die grammatische, semantische und illokutive Interpretation *in gleicher Weise*." (Hervorheb. v. mir) Dem würde ich zustimmen - solange die "strukturelle Beschreibung, die der Hörer aufgrund seiner Kenntnisse der gleichen Sprache rekonstruieren kann", im Rahmen von Jägers "relativer Deutungsallgemeinheit" gesehen wird (Jäger 1986; siehe oben, Kap. 3.a)).

Da die Aussicht gering zu sein scheint, ein vom Sprachwissen verantwortetes Verständnis ontologisch von Verständnissen abzuheben, die sich auf der Basis anderer Wissensbestände einstellen, scheint es mir unverfänglicher *und* stimmiger, beim Text I als dem zu verstehenden Text zu bleiben und diesen mit Heinemann & Viehweger (1991, 125) als "wahrnehmbare Entität", nicht schon als ("vom 'Sprachwissen' verantwortete") *wahrgenommene* Entität anzusprechen. Diese Sicht der Dinge böte dann auch Anschluss an die Textkonzeption von Givón (1995), der den "external text" vom "mental text" unterscheidet. (Zur Kompatibilität der hier entwickelten Auffassung von Text mit weiteren textlinguistischen Textbegriffen vgl. unten unter c)).

Trotz dieser Vorbehalte bzw. mit den diskutierten Modifikationen halte ich die Nussbaumersche Textkonzeption für brauchbar und bedeutsam, bedeutsam insbesondere hinsichtlich ihrer psycho- und textlinguistischen Implikationen, die ich nun skizzieren will.

b) Psycholinguistische Konsequenzen

In *psycholinguistischer* Hinsicht stellt die Unterscheidung von Text I und Text II (im unter a) präzisierten Sinn) ein Vokabular bereit, das es erlaubt, die experimentellen Designs im Bereich des Textverstehens präziser zu beschreiben und die Befunde kritisch einzuschätzen: Das, was sich in solchen Anordnungen in Form von textbezogenen Variablen (fast) beliebig variieren bzw. 'manipulieren' lässt, sind Texte I. Das, was man mit immer ausgeklügelteren Methoden empirisch zu erfassen sucht, sind (messbare Annäherungen an) Texte II der Vpn. Es sind aber auch, und das ist ganz wichtig, Mutmassungen und Erwartungen über Texte II der ProbandInnen *seitens der Experimentierenden* - es ist *deren* Textverständnis, deren Text II, der den Beurteilungsmassstab für die Texte II der ProbandInnen abgibt. Das gilt ganz generell: Letztlich basiert die Überprüfung eines jeden Textes II, unabhängig von der Methode, auf einem spezifischen (Vor-)Verständnis des Textes I der VersuchsleiterInnen, auch, wenn gerade *dieses* Verständnis kaum je expliziert bzw. oft stillschweigend als 'objektiv' unterstellt oder als *das* Verständnis *des* Textes ausgegeben wird. Ob "Wiedererkennung" oder "gebundene Reproduktion", ob "Verifikation" oder "Fragenbeantwortung"¹⁶⁹: *Welches* Item wiedererkannt werden soll, mit *welchem* "cue" eine Nacherzählung elizitiert wird, *welche* Textstelle zu verifizieren ist oder *welche* Fragen als relevant angesehen werden - all das ist auch

¹⁶⁹Einen guten allgemeinen Überblick über verschiedene Methoden zur Untersuchung des Sprachverstehens geben Rickheit & Strohner (1993, Kap. 5), aus deren Darstellung die deutschen Namen für die hier erwähnten Methoden entlehnt sind.

oder sogar primär Folge des Textverständnisses der Experimentierenden und damit Folge *einer* möglichen Lesart eines Textes I, nicht aber unmittelbare Folge *des* Textes I.

Damit bietet die Unterscheidung von Text I und Text II auch eine Antwort auf die beiden oben (Kap. 4.4.1) aufgeworfenen Fragen nach den Instanzen, die über das Sinnvollsein einer Zeichenverbindung entscheiden, und nach dem Ort, wo dieser Entscheid fällt: Beurteilungs*instanz* bezüglich des Sinnvollseins von Texten sind die Rezipierenden (im Experiment die Versuchspersonen *und* die VersuchsleiterInnen) - für *sie* ist ein Text mehr oder weniger sinnvoll, für *sie* kann ein Text sinnlos sein -, und dieser Entscheid fällt nicht irgendwo im Verständigungsprozess, sondern er lässt sich lokalisieren: es ist der Bereich mentaler Repräsentationen. Offen bleibt dagegen, "ab wann" wir als Verstehende von sinnvollen Texten zu reden geneigt sind und somit auch das Problem, was genau für die Verstehenssubjekte eine sinnvolle Zeichenverknüpfung ist. Diese Fragen lassen sich im Anschluss an die bisherigen Überlegungen höchstens präzisiert stellen; näher abklären lassen sie sich wohl nur empirisch: Wie viel an Anschliessbarkeit an das Vorwissen muss gegeben sein bzw. wie weit muss eine Integration eines Textes I in das Vorwissen gehen, bis einem Verstehensprodukt das Prädikat "sinnvoll" zuerkannt wird? Ein plausibler Ausgangspunkt für explorative Studien in diesem Bereich wäre wohl, dass die 'Akzeptabilitätsschwelle' für eine positive Attribuierung ("die Zeichenverbindung ist sinnvoll") sehr niedrig anzusetzen ist.¹⁷⁰

c) Textlinguistische Konsequenzen

Die *textlinguistische* Relevanz der Unterscheidung von Text I und Text II sehe ich in erster Linie in einer grösseren terminologischen Klarheit im Vergleich zu bisherigen Ansätzen. Inhaltlich dagegen ist diese Unterscheidung m.E. auch bei anderen Autoren angelegt, namentlich bei de Beaugrande & Dressler (1981)¹⁷¹ und - deutlicher noch - bei Heinemann & Viehweger (1991) und bei Givón (1995). Das ist insofern kein Zufall, als gerade diese Textlinguistiken kommunikativ *und* kognitiv ausgerichtet sind.¹⁷² Heinemann & Viehweger (1991, bilanzierend 125) verstehen

¹⁷⁰Beispielsweise habe ich keine Mühe, den Zwei-Satz-Text "Ihm war kalt. Bielefeld ist eine westfälische Grossstadt." als sinnvollen zu akzeptieren - obwohl dieses Beispiel - es stammt von Schade, Langer, Rutz & Sichelschmidt (1991,8) - nach Meinung der Autoren weder kohäsiv ("formaler Zusammenhang") noch kohärent ("inhaltlicher Zusammenhang") sein soll. Stützen würde ich mein Urteil durch zwei Argumente: Zum einen kann ich den zweiten Satz als Grund für den ersten *verstehen*, zum anderen lässt sich - auf der interpretativen Ebene - durchaus ein isotopischer Zusammenhang zwischen "kalt" und "Grossstadt" *konstruieren* (metaphorische Auffassung von "kalt" im Sinne von "alleine", [Fehlen von (zwischenmenschlichen) Beziehungen] o.ä. als gemeinsames semantisches Merkmal von "kalt" und "Grossstadt"). Deutlich wird hier ein ganz grundsätzliches Problem: Nicht-Kohärenz lässt sich nicht zeigen, höchstens retrospektiv begründen oder aber empirisch testen, beispielsweise mit einem Rating-Experiment.

¹⁷¹De Beaugrande & Dressler (1981, 25 u. 34) sprechen einerseits von "empirisch gegebenen Texten" - für mich ein Synonym zu meinem oben unter a) dargelegten Verständnis des Nussbaumerschen Textes I, wobei sie sich im Weiteren weniger für die Einheiten und Strukturen dieser Texte I und mehr für die Operationen interessieren, welche das Produzieren und Rezipieren solcher Strukturen regeln. Wenn sie dann, andererseits, "das aktuelle Ergebnis dieser Operationen" ebenfalls als Text bezeichnen, dann ist zwar schon auch der "empirisch gegebene Text", also ein Text I, gemeint, wobei hier jetzt die Produktionsperspektive im Vordergrund steht. Mitgemeint sein kann aber auch der verstandene Text, also der Text II, denn auch dieser ist ja "Ergebnis von Operationen".

¹⁷²Nicht angelegt ist dagegen die Unterscheidung von Text I und Text II, soweit ich sehe, bei Brinker (³1992), der den Text definiert als "begrenzte Folge von sprachlichen Zeichen, die *in sich* kohärent ist und die als Ganzes eine erkennbare kommunikative Funktion signalisiert" (17; Hervorhebung von mir). "Integrativ" ist dieser von Brinker so genannte Textbegriff nur insoweit, als er neben sprachsystematischen auch kommunikative Aspekte mit einbezieht, nicht aber, was die kognitive Dimension anbelangt: "Kohärenz" wird nicht kognitiv ausgefolgert, sondern als (semantische) Eigenschaft von Texten I interpretiert; vgl. die Hervorhebung im Zitat und dagegen Schade, Langer, Rutz & Sichel-

unter einem Text zunächst drei verschiedene Dinge, nämlich i) "eine mentale Entität, die im Prozess der Textproduktion schrittweise sprachlich realisiert, exteriorisiert [sic] wird", ii) "eine Repräsentation der Textbedeutung bzw. der Textfunktion im Bewusstsein des Interpreten" und iii) "schriftlich oder mündlich repräsentierte und wahrnehmbare Entitäten". i) markiert die Produktionsperspektive¹⁷³, ii) und iii) können als Paraphrasen von Text I und Text II gelesen werden: ii) entspricht dem Text II, iii) ist der Text I (der seinerseits auch kompatibel ist mit dem "empirisch gegebenen Text" von de Beaugrande & Dressler (1981, 25) und dem "external text" von Givón (1995, 60f.)). Im Weiteren verwenden Heinemann & Viehweger (1991, 125ff.) 'Text' ausschliesslich im letztgenannten Sinn, beziehen ihn also nur noch auf verbale Äusserungen, die sich dem schriftlichen oder mündlichen Existenzmodus von Sprache zuordnen lassen.¹⁷⁴

Bezogen auf den weiteren textlinguistischen Kontext kann man die Gegenüberstellung von Texten I und II zum Anlass nehmen, die Textualitätskriterien von de Beaugrande & Dressler (1981) neu zu überdenken. Diese Überlegungen sind Gegenstand des nächsten Abschnitts.

d) Textualität, revisited

"Textualität" - nach Heinemann & Viehweger 1991, 76, die "Gesamtheit der wesentlichen Merkmale von Texten" - wird von de Beaugrande & Dressler (1981, Kap. I u. IV-IX) bekanntlich über sieben Kriterien bestimmt: Kohäsion und Kohärenz ("text-zentrierte Kategorien"), Intentionalität, Akzeptabilität, Informativität, Situationalität und Intertextualität ("verwenderzentrierte Kategorien"). Diese Kriterien gelten den Autoren als *konstitutive* Prinzipien, die den Text als "kommunikative Okkurrenz" (3) definieren. Davon abgehoben werden drei *regulative* Prinzipien (Effizienz, Effektivität und Angemessenheit), welche die Kommunikation durch Texte kontrollieren sollen. (13-14) Meine Idee geht dahin, diese Kriterien für das Textverstehen zu hierarchisieren: Wenn es, wie oben unter b) ausgeführt, die Rezipierenden sind, die über das Sinnvollsein von Texten entscheiden, und wenn dieser Entscheid vom Grad der Integration eines Textes I in das Vorwissen der Verstehenssubjekte abhängt, dann bietet es sich an, *Akzeptabilität* als wichtigstes Textualitätskriterium anzusetzen.¹⁷⁵ De Beaugrande & Dressler (1981, 9) führen dieses Kriterium ein als "Einstellung (attitude) des Textrezipienten, einen kohäsiven und kohärenten Text zu

schmidt (1991, 8, Fussnote 1): "Es wäre ebenso ungenau, von einem kohärenten Text zu sprechen (wenn man eigentlich die Kohärenz der im Text ausgedrückten Sachverhalte meint), wie einen Text als gelb zu bezeichnen, weil er von Briefkästen oder Sonnenblumen handelt." - Ähnliches (keine kognitive Ausfolgerung der Kohärenz) gilt auch für Sowinski (1983), wobei Sowinski die verschiedenen Dimensionen von 'Text' gar nicht zu integrieren sucht (mindestens definitorisch nicht), sondern textpragmatische, textsemantische und textgrammatische Ansätze nebeneinanderstellt.

¹⁷³Man beachte die Nähe von Heinemann & Viehwegers Textbegriff i) - der Text als "mentale Entität, die im Prozess der Textproduktion schrittweise sprachlich realisiert, exteriorisiert [sic] wird" - zur oben diskutierten Formulierung von Gauger (1995, 117): "etwas wurde *sprachlich* 'ausgedrückt', also von innen, vom Innern eines Subjekts, *nach aussen* gebracht." Inspiriert sein dürften beide Formulierungen von der gängigen Vorstellung von 'Ebenen' in psycholinguistischen Sprachproduktionsmodellen (unterschieden werden mit Bezug auf Levelt (1989) oft die 'Ebenen' Planung, Formulierung und Artikulation).

¹⁷⁴Zudem legen sie ihren Ausführungen, wie in textlinguistischen Arbeiten üblich, eine enge Textauffassung zugrunde, d.h., untersucht werden *verbal-sprachliche* Äusserungen unter weitgehender Ausblendung para- und nonverbaler Phänomene (mündlicher Existenzmodus) und ohne andere semiotische Systeme wie numerische Zeichen und Bilder sowie deren Interaktion mit Verbalsprache mit einzubeziehen (schriftlicher Existenzmodus).

¹⁷⁵Einen ähnlichen Vorschlag für die Sprachproduktion macht Techtmeier (1996), wenn sie die Handlung der Akzeptanzstützung als "textstrukturierendes Prinzip" begreift.

erwarten, der für ihn nützlich oder relevant ist."¹⁷⁶, wobei sie an eben dieser Stelle auf die zentrale Funktion von Inferenzen in Form von "Beiträgen zum Textsinn" hinweisen. Akzeptabilität im Sinne einer solchen *Einstellung* könnte somit aufgefasst werden als eine Art *Grundhaltung* oder *Leitebene* des Textverstehens, der die anderen Textualitätskriterien untergeordnet sind.

'Aufgehoben' in/ subsumiert unter der Akzeptabilität wären dann zunächst - schon bei de Beaugrande & Dressler selber, wie das Zitat zeigt - die Kriterien "Kohäsion"¹⁷⁷ und "Kohärenz"¹⁷⁸, wobei ich - über de Beaugrande & Dressler hinausgehend - annehme, dass die Erwartung von Kohärenz ihrerseits die Erwartung von Kohäsion mit einschliesst. Jedenfalls ist (die Erwartung von) Kohärenz für das Textverstehen zweifellos viel wichtiger als (die Erwartung von) Kohäsion.¹⁷⁹

Als weitere Aspekte der Akzeptabilität liessen sich dann die Kriterien "Situationalität" und "Informativität" anschliessen. Insbesondere "Situationalität" - mit diesem Kriterium nehmen de Beaugrande & Dressler m.E. den von Sperber & Wilson (1986) als zentral erkannten Gesichtspunkt der *Relevanz* vorweg¹⁸⁰ - ist in engem Zusammenhang mit "Kohärenz" zu sehen: Für wie relevant Rezipierende einen Text halten, dürfte die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Entstehung von Kohärenz wesentlich mitbestimmen. Dennoch lässt sich an der Unterordnung der Kriterien "Situationalität" und "Informativität"¹⁸¹ unter "Akzeptabilität" festhalten, denn auch ein nicht-informativer Text (wenn es das überhaupt gibt; vgl. dazu unten, Kap. 4.4.5.c)) kann, ebenso wie ein nicht situationsgemässer Text (das gibt es schon),

¹⁷⁶Die Rede von der "Akzeptabilität" als einer *Einstellung* scheint mir sehr treffend, weil das Befinden über die Textualität eines Textes im alltäglichen Verstehen wohl kaum je ein bewusster 'Entscheid' ist. Und doch ist es ein Entscheid, der dem Bewusstsein prinzipiell zugänglich ist oder mindestens zugänglich gemacht werden kann. So verstandene "Akzeptabilität" ist eine Art Grundhaltung, die sich durch Erfahrungen mit Texten einstellt und allenfalls 'verschiebt', dies aber in eher engen Grenzen (erwarten kann man, dass durch intensive Lektüre verschiedenartiger Texte die 'Akzeptabilitätsschwelle' für Texte eher sinkt - und umgekehrt). Genau diese Merkmale - eher unbewusste, aber bewusstseinszugängliche und modifizierbare Grundhaltung - sind für Einstellungen allgemein charakteristisch (vgl. etwa Baker 1992).

¹⁷⁷"Die Oberflächenkomponenten *hängen* durch grammatische Formen und Konventionen *voneinander ab*, so dass also Kohäsion auf GRAMMATISCHEN ABHÄNGIGKEITEN beruht." (de Beaugrande & Dressler 1981, 4, Hervorhebungen im Original) Diese Bestimmung von Kohäsion bleibt deutlich hinter der oben in Kap. 4.4.2 diskutierten Problematik des 'Status' von Kohäsionsmitteln zurück.

¹⁷⁸"Kohärenz betrifft die Funktionen, durch die die Komponenten der TEXTWELT, d. h. die Konstellation von KONZEPTEN (Begriffen) und RELATIONEN (Beziehungen), welche dem Oberflächentext zugrundeliegen, für einander *gegenseitig zugänglich* und *relevant* sind. (...) Kohärenz ist (...) das Ergebnis kognitiver Prozesse der Textverwender." (5 u. 7, Hervorhebungen im Original)

¹⁷⁹Kohäsion (und das Fehlen von Kohäsion) kann man zeigen, teilweise mindestens, weil es *auch* um grammatische Abhängigkeiten zwischen Sprachzeichen geht; Kohärenz dagegen kann man nicht zeigen, man kann sie höchstens *anzeigen*, nämlich durch Kohäsionsmittel wie z.B. die Konnektiva. Was man dann durch Gegenüberstellung von Texten I mit viel und solchen mit wenig Kohäsion effektiv zeigen kann, ist aber gerade, dass das Ausmass an Kohäsion für kohärentes Verstehen nicht kriterial ist. Dazu zwei Beispiele (modifiziert nach Schade, Langer, Rutz & Sichelschmidt, 1991, 8): a) "Ihm war kalt und deshalb schaltete er die Heizung an." b) "Es war kalt. Er schaltete die Heizung an." b) ist nicht bzw. höchstens marginal kohäsiv (Tempusübereinstimmung, "war" und "schaltete"), a) dagegen ist sehr kohäsiv (koreferentielle Personalpronomina, "Ihm" und "er"; kausales Konnektivum, "deshalb"; Tempusübereinstimmung wie b)). Trotz dieses *oberflächlichen* Unterschieds ist Text b) als *Verstehensprodukt* (für *mich* als Verstehenden!) um kein My weniger kohärent als Text a): auch wenn b) weniger Anhaltspunkte für Inferenzen bietet als a), *erschliesse* ich in beiden Texten, dass das gleiche Subjekt in beiden Sätzen Agens ist und dass die beiden Sätze in einer Ursache-Folge-Beziehung stehen. - Kohäsive Texte I können die Herstellung von Kohärenz begünstigen (indem sie deutliche Indizien für Inferenzen liefern), aber nicht garantieren: inferentielle Leistungen können den Verstehenssubjekten nicht 'abgenommen' werden, auch durch stark kohäsive Texte I nicht. Das ist ein Hauptgrund dafür, weshalb die Erfolge der Verständlichkeitsforschung nie durchschlagend sein können.

¹⁸⁰Situationalität "betrifft die Faktoren, die einen Text für eine Kommunikations-SITUATION RELEVANT machen." (12; Hervorhebung im Original)

¹⁸¹Informativität bezieht sich auf "das Ausmass der Erwartetheit bzw. Unerwartetheit oder Bekanntheit bzw. Unbekanntheit/ Ungewissheit der dargebotenen Textelemente." (10-11)

als Text akzeptiert werden; bei diesen Kriterien geht es nach meinem Dafürhalten eher um die Beurteilung des Neuigkeitswertes bzw. um die Einschätzung der Situationsangemessenheit von *schon als solchen akzeptierten* Texten.¹⁸²

Auch das Kriterium "Intentionalität", bzw. dessen rezeptionsseitige Implikation, kann als Ausdifferenzierung der Einstellung aufgefasst werden, einen kohärenten Text zu erwarten: Als Verstehende erwarten wir ja in der Regel nicht einen en passant eingefangenen Text, sondern wir erwarten einen Text *von jemandem*, d.h., wir neigen dazu, den Text mit einem spezifischen Produzenten und dessen (vermeintlichen) Absichten in Verbindung zu bringen.

Bleibt das Kriterium "Intertextualität", mit welchem de Beaugrande & Dressler (1981) die Rolle des Textmusterwissens in der Produktion und Rezeption von einzelnen Texten hervorheben. Intertextualität "betrifft die Faktoren, welche die Verwendung eines Textes von der Kenntnis eines oder mehrerer vorher aufgenommenen Texte abhängig macht." (12-13) Es ist nicht einfach, die Funktion so gefasster Intertextualität (nach Linke & Nussbaumer 1997 handelt es sich hier um eine "moderate" Intertextualitätskonzeption) für die Akzeptabilität von Texten zu bestimmen, denn zumindest partielles Verstehen scheint möglich, unabhängig davon, ob die Rezipierenden intertextuelle Bezüge erkennen oder nicht. Eine Theaterkritik etwa oder eine Gegendarstellung ist, bis zu einem gewissen Grad jedenfalls, verstehbar auch dann, wenn man das Theaterstück bzw. den Prätext der Gegendarstellung nicht kennt. Sagen könnte man in solchen Fällen zwar, dass die Integration dieser Texte I ins Vorwissen nicht weit geht, nicht weit gehen kann, aber das dürfte kaum dazu führen, einen Text als etwas Nicht-Sinnvolles zurückzuweisen. Entsprechend vermute ich, dass Intertextualität (in der Konzeption von de Beaugrande & Dressler 1981) zwar nicht konstitutiv ist für die Akzeptabilität von Texten, wohl aber konstitutiv für eine weitergehende Integration eines Textes I ins Vorwissen und damit für ein genaueres Verständnis, und konstitutiv in jedem Fall für die *Interpretation* von Texten.

Kriterial für die Akzeptabilität von Texten, so lassen sich die Überlegungen zur Hierarchisierung der Textualitätskriterien bilanzieren, scheint einzig *Kohärenz* zu sein, die Frage also, ob es den Verstehenssubjekten gelingt, einen Text I wenigstens hinsichtlich einiger Aspekte in vorausbestehendes Wissen zu integrieren. Wesentlich begünstigt werden dürfte dieser Integrationsprozess, wenn die Verstehenssubjekte einen Text I in einer bestimmten Verstehenssituation als *informativ* betrachten (der Relevanzaspekt). Ob sie das tun, hängt indessen nicht nur von ihnen ab, sondern auch davon, inwieweit die Textproduzenten die Spezifika der jeweiligen Verstehenssituationen für die Verstehenssubjekte antizipieren und ihre Texte I darauf abstimmen; hier scheint jetzt m.E. deutlich die Wichtigkeit eines Prinzips wechselseitiger Verantwortlichkeit beim Textverstehen auf (genauer zum "principle of mutual responsibility" (Wilkes-Gibbs 1995, 243) vgl. unten, Kap. 4.4.5.c).¹⁸³ So gesehen haben es die Textproduzenten mindestens teilweise in der

¹⁸²Zudem würde ich das Kriterium der Informativität dem der Situationalität unterordnen: Was und inwiefern etwas informativ ist, hängt wesentlich von der Situation ab, in der ein Text verstanden wird.

"Situationalität" und "Informativität": diese verwenderzentrierten Textualitätskriterien könnten überdies zu den Griceschen Konversationsmaximen in Beziehung gesetzt werden (Grice 1975): Wären diese Kriterien vielleicht bloss allgemeinere Kategorien für die vier Konversationsmaximen "Quantität", "Qualität", "Relation" und "Modalität"? Ausgehend davon liesse sich auch über Beziehungen zwischen dem - für mich hierarchiehöchsten - Textualitätskriterium "Akzeptabilität" und dem Kooperationsprinzip spekulieren. Hier würde ich die These wagen, dass Akzeptabilität, betrachtet aus der Sicht der Produktion, im Wesentlichen eine - monologische Texte fokussierende - Alternative zum Kooperationsprinzip ist ("Sei akzeptabel!" als Variante zu "Sei kooperativ!"). Es wäre jedenfalls interessant, diese Bezüge im Einzelnen zu prüfen.

¹⁸³Bei Rosengren (1987, zitiert nach Rolf 1993, 36) klingt das sehr militärisch: "Mit ihnen [den Texten, Stu.] verfolgt der Sender das Ziel, bei einem Empfänger bestimmte Reaktionen hervorzurufen. Es ist deshalb auch zu erwarten, dass der Sender bei der Strukturierung seines Textes möglichen *Abwehr-*

Hand, den Integrationsprozess zu beeinflussen, und zwar durch "akzeptanzstützende Strategien" (Techtmeier 1996), wozu ich dann u.a. auch das Transparentmachen von *Intentionen* (z.B. durch metasprachliche Signale), den bewussten Umgang mit *intertextuellen Bezügen* und das Anzeigen von Beziehungen in der Textwelt durch *Kohäsionsmittel* rechnen würde.¹⁸⁴

Nicht verschwiegen sei indessen, dass es bezüglich der Einschätzung des Akzeptabilitäts- und des Kohärenzkriteriums von de Beaugrande & Dressler (1981) Positionen gibt, die der hier vertretenen diametral entgegenstehen. So kann das Akzeptabilitätskriterium nach Rolf (1993, 26), "weil es sich lediglich auf eine Eigenschaft des Rezipienten bezieht, als solches nicht als eine Eigenschaft eines Textes ausgegeben werden. Ein Text ist nicht kohärent, weil sein Rezipient eine entsprechende Erwartung hat; wenn ein Text 'akzeptabel' ist, dann ist er das, weil er z.B. Kohärenz aufweist, nicht aber aufgrund einer Einstellung des Rezipienten." Gemäss Rolf gäbe es also zunächst einmal Texte, die kohärent sein können oder nicht, und dann noch so etwas wie Rezipienten, für die ein Text akzeptabel ist, wenn er "z.B. Kohärenz aufweist". Dagegen muss einfach nochmals betont werden, dass Kohärenz nicht *ist*, sondern *wird*¹⁸⁵: Kohärenz ist ganz sicher keine Eigenschaft von Texten (Texten I), sondern eine Beziehung zwischen im Text sprachlich ausgedrückten und präsupponierten Konzepten und (sprachlich oft nicht angezeigten) Relationen zwischen Konzepten, die es in einem Rezeptionsvorgang zu erschliessen gilt. Gelingt dies, resultiert ein Text II, den man kohärent nennen kann. Ob und inwieweit dies gelingt, hängt vom jeweils aktivierbaren und aktivierten Vorwissen ab, das in den Verstehensvorgang eingebracht wird. - Es käme ja eben auch niemand auf die Idee, einen Text als blau zu bezeichnen, weil er von Badeferien am Meer handelt (vgl. Schade, Langer, Rutz & Sichelschmidt (1991, 8)). Wenn Rolf (1993, 26) davon spricht, dass ein Text "Kohärenz aufweist", dann erinnert das zumindest stark an die (statische) Vorstellung vom Text als einer autonomen Sinngrösse. Gegen dieses Konzept sprechen sehr viele Argumente (vgl. z.B. nur schon oben, Kap. 4.4.1), darunter auch Aspekte der Intertextualitäts-Diskussion. Das ergibt das nächste Stichwort. Weiterführen will ich die Überlegungen zum Textverstehen mit einigen Bemerkungen zur Frage, welche Konsequenzen ein "radikaler" Intertextualitätsbegriff für die bisher entwickelte Auffassung von Text haben könnte.

reaktionen des Empfängers zuvorkommt, indem er *strategisch motivierte Stützpunkte* in seinen Text einbaut." (Hervorheb. v. mir) "KOMMUNIKATION ist KRIEG" - würde eine Metaphernanalyse à la Lakoff (21993) hier wohl ergeben.

¹⁸⁴Diese Möglichkeiten auszuloten ist Sache der Verständlichkeitsforschung. Hier schliesst sich jetzt ein Kreis (vgl. oben, Kap. 2.2).

¹⁸⁵Das sieht - neben vielen andern (vgl. z.B. Gernsbacher & Givón, Hrsg., 1995) - auch Busse (1991, 102) so: "'Kohärenz' wäre demnach (...) eine Eigenschaft von durch sprachliche Zeichenverwendungen aktivierten Textwelten." (Hervorheb. i. Original)

e) Intertextualität - "moderat" oder "radikal"?

Das von Linke & Nussbaumer (1997, Kap. 4) so genannte "radikale Intertextualitätskonzept"¹⁸⁶, das die Autoren von "moderaten" wie z.B. demjenigen von de Beaugrande & Dressler (1981) abheben, läuft über eine doppelte Dekonstruktion: Dekonstruiert wird erstens "die Vorstellung vom (literarischen) Text als einem Autor verpflichteten Werk, als einer abgeschlossenen, einmaligen, unveränderlichen Sinngrösse, die als solche autonomen Bestand hat. Die Gegenkonzeption ist: Texte sind Prozesse, sind Erfahrungen, Texte werden von Produzenten gedacht und von Rezipienten nach-gedacht." (114) Dekonstruiert werden dann, in einem zweiten Schritt, auch die Verständigungssubjekte. Dabei geht es (ebd., 118) darum, dass Autor und Leser als "eigenständige intentionale 'Positionen' aufgelöst" werden. "Dies ist - was die Leserseite anbelangt - so zu verstehen, dass das Lesen eine Interaktion bedeutet zwischen den Texten, die ein Leser/ eine Leserin bereits 'mitbringt' (...), und dem Text, den sich die Lesenden aktuell 'aneignen'."

Bezogen auf die bisherige Auseinandersetzung mit Texten kann ich eigentlich wenig von der "texttheoretischen Brisanz" erkennen, die "das radikale literaturwissenschaftliche Intertextualitätskonzept allenfalls hat." (Linke & Nussbaumer 1997, 110)¹⁸⁷ Einigermassen brisant erscheint mir genau einer der vielen Punkte, die Linke & Nussbaumer diskutieren: Es geht um die Frage, ob ein "moderates" Intertextualitätskonzept mit interaktionistisch-kognitiven Textbegriffen, wie ich sie bisher dargestellt und favorisiert habe, zusammengeht. Und hier ist die Andeutung von Linke & Nussbaumer schon ernst zu nehmen, wonach sich ein "radikaler" Text- und ein "moderater" Intertextualitätsbegriff in die Quere kommen können. Worin genau besteht das Problem? 'Radikal' wäre ein streng interaktionistisch gedachter Textbegriff (z.B. de Beaugrande & Dressler 1981; Heinemann & Viehweger 1991) deshalb, weil in diesen Ansätzen der Text, gemeint ist die Textbedeutung, also der Text II, nicht *besteht*, sondern - im Prozess der Verständigung - erst *entsteht*, und zwar immer wieder neu entsteht. (Das ist m.E. genau das, was der erste der oben zitierten Dekonstruktionsschritte will, was aber ein "radikaler" Textbegriff bereits leistet, nämlich die Entgrenzung der fixen Sinngrösse 'Text'.) Zu Widersprüchen kommt es nun, wenn man *diesen* Textbegriff mit einem "moderaten" Intertextualitätsbegriff wie dem von de Beaugrande & Dressler (1981, 12-13) zusammen denkt, denn letztere verstehen unter Intertextualität ja, ich wiederhole hier das einschlägige Zitat mit eigener Hervorhebung, das Abhängigsein der "Verwendung eines Textes von der Kenntnis *eines* oder *mehrerer* vorher aufgenommenen Texte." Das

¹⁸⁶Anzumerken wäre hier, dass das von Linke & Nussbaumer so genannte "radikale" Intertextualitätskonzept aus anderer Perspektive wohl schon wieder moderat genannt würde. Nach Lachmann (1990, 36) etwa ist der Begriff der Intertextualität schlicht nicht "disziplinierbar", und Hassler (1997, 19) schreibt, Kristevas Begriff der Intertextualität entziehe sich "akademischer Zählung", gehe weder in einer konsistenten Texttheorie noch in einer systematischen Analyse auf. Neuere, auch linguistisch orientierte Arbeiten wie z.B. Klein & Fix (Hrsg., 1997) sind denn auch durch das Bemühen geprägt, den Intertextualitätsbegriff in noch handhabbare Analysekatoren zu überführen (beispielsweise entwirft Hassler (1997, 22ff.) ein formbezogenes Konzept der "Implikativität" von Texten). Diese und viele andere neuere Ansätze im Bereich der Intertextualität konnten im Rahmen dieser Arbeit nicht mehr berücksichtigt werden.

¹⁸⁷Das kann freilich verschiedene Gründe haben: Zum einen kann ich mich an dieser Stelle nicht so intensiv mit der Intertextualitätsdebatte befassen, wie es wohl nötig wäre, um alle Implikationen zu sehen (vgl. das ausführliche Literaturverzeichnis in Linke & Nussbaumer 1997). Möglich ist ferner, dass ich Argumente dieses Diskurses im Nachdenken über Texte adaptiert habe, ohne mir dessen im Einzelnen bewusst zu sein (womit ich dann wohl selber ein Beispiel für "radikale" Intertextualität wäre). Möglich ist aber *auch*, dass mir das "radikale" Intertextualitätskonzept deshalb so gar nicht spanisch vorkommt, weil ich bisher kaum etwas 'konstruiert' habe, das jetzt wieder dekonstruiert werden müsste, und das hätte dann mit den Positionen zu tun, auf die ich in dieser Arbeit zustimmend rekurriere, darunter v.a. Saussures Zeichenbegriff in den "notes item", aber auch die auf Busse (1994, 1991) und Biere (1989) gestützte Kritik am Subjektivismus in Sprachfragen und an aktionistisch-konstruktivistischen Verstehenstheorien.

Moderate an diesem Intertextualitätsbegriff ist, dass es um den Nachweis *spezifischer* Bezüge zwischen *einzelnen* Texten II geht. Im Bemühen aber, spezifische Bezüge zwischen Texten II aufzuweisen, das ist jetzt der Widerspruch, "wird die Existenz und Abgrenzbarkeit des Einzeltextes (...) gerade vorausgesetzt und im Sinne eines (unbeabsichtigten?) Umklappeffektes wieder bestätigt." (Linke & Nussbaumer 1997, 116) Um es nochmals ganz klar zu sagen: Der Nachweis spezifischer Bezüge zwischen Texten II ("moderates" Intertextualitätsverständnis) setzt die Abgrenzbarkeit dieser Texte II und somit eine Art von Bedeutungs*autonomie* und -*konstanz* voraus, die im interaktionistischen Konzept der Bedeutungs*entstehung* ("radikaler" Textbegriff) gerade bestritten wird.

Das *ist* ein Widerspruch, wenn auch vorerst einmal ein theoretischer, und die Frage ist, welche Konsequenzen dieser Widerspruch für die Analyse und Beurteilung von Verständnissen haben könnte. Je nachdem, welche Textsorten man in den Blick nimmt - literarische Texte, mündliche Dialoge der Alltagssprache, Medientexte, Fachtexte usw. - wird man wohl, so ist zu vermuten, zu ganz unterschiedlichen Einschätzungen dieser Frage kommen. Deshalb sei im Folgenden versucht, anhand einer exemplarischen Analyse eines Beispiels aufzuzeigen, in welche Richtung eine vorläufige Antwort gehen könnte. Dazu rekurriere ich noch einmal auf de Beaugrande & Dressler (1981), und zwar auf das Beispiel, das die Autoren zur Illustrierung ihres Intertextualitätsbegriffs heranziehen. Ihr Beispiel ist: "GESCHWINDIGKEITSBESCHRÄNKUNG AUFGEHOBEN" (13, Grossschreibung im Original). Von diesem Text lässt sich sagen, dass er nur in Kenntnis eines spezifischen Prätextes, d.h. im Rückbezug auf genau angebbares Wissen so "verwendet" werden kann, wie er intendiert ist.¹⁸⁸ Man muss wissen, dass die Geschwindigkeit nur frei gegeben wird, wenn sie vorher limitiert wurde. Ohne die genaue Kenntnis des entsprechenden Prätextes kann man mit dem zu verstehenden Text buchstäblich nichts anfangen. Dabei sind allerdings zwei Dinge zu beachten: Zum einen ist "verwenden" (das der Ausdruck von de Beaugrande & Dressler, ebd.) nicht deckungsgleich mit "verstehen". "Verwenden" ist eine gezielte Aktivität, impliziert die Umsetzung des Verstandenen in eine Handlung, ist insofern also 'mehr' als "verstehen".¹⁸⁹ Das bedeutet: partiell *verstehbar* und damit als Text akzeptabel ist dieser Text auch in Unkenntnis des genauen Zusammenhangs von Limitierung und Freigabe von Geschwindigkeiten (minimale Anschliessbarkeit an das Vorwissen ermöglicht z.B. schon der Ausdruck "Geschwindigkeit"). Zum andern ist von Bedeutung, dass das "genau angebbare Wissen", das es braucht, um den Text so zu verstehen, dass er intentionsgemäss verwendet werden kann, nicht durch einen ebenso genau fixierbaren Text I zustande gekommen sein muss, denn dieser kann formal verschieden realisiert sein, und unerheblich scheint sogar, wann und wo er rezipiert wurde. Das Entscheidende hier ist aber dies: Das Verwenden-Können des Textes "Geschwindigkeitsbegrenzung aufgehoben" hängt ab von einem genau bestimmbaren, quasi 'einklagbaren' und jedenfalls überindividuell gültigen Verständnis eines Prätextes - wie auch immer es sich eingestellt haben mag. Und in diesem Fall würde ich sagen, dass es den theoretischen Widerspruch zwischen "radikalem" Text- und "moderatem" Intertextualitätsbegriff realiter *nicht* gibt: Ein Verständnis besagten Textes stellt sich aktuell ein (durch Interaktion zwischen dem Text I und dem Vorwissen eines Verstehenssubjekts); ist dieses Verständnis

¹⁸⁸Aus der Sicht der Rezeption ist "Intention", daran führt kein Weg vorbei, ein Zuschreibungsbegriff. Trotzdem haben "Intentionen" einen Einfluss auf das Textverstehen, aber nicht in Form einer "blossenen Ratifizierung eines vom Autor fertig vorgegebenen Sinns", sondern in Form von Unterstellungen der Rezipienten: "Es geht um Antizipationen, d.h. um erfahrungsgesättigte Sinn-Unterstellungen seitens der Rezipienten." (Busse 1991, 23)

¹⁸⁹Busse (1991, 128) zitiert in diesem Zusammenhang Wittgenstein: "Das Verstehen ist ein Zustand, woraus die richtige Verwendung entspringt." Vielleicht könnte man, im Anschluss daran und die Gradualität verschieden weit gehender Verständnisse in Rechnung stellend, das Verwenden-Können eines Textes auch als *weitergehendes Textverständnis* auffassen.

funktional, kann es auf eine, genau *eine* Lesart eines Prätextes, zurückgeführt werden (ansonsten wäre das Verständnis partiell, dysfunktional hinsichtlich des Intendierten).

Somit stellt sich die Frage der Generalisierbarkeit - nicht nur dieses Befundes auf andere Beispiele, sondern auch der Fragestellung, die zu diesem Befund geführt hat. Behält man vorerst einmal die sehr enge Fragestellung bei (Ist ein weitergehendes Verständnis (Verwenden-Können) eines Textes abhängig von einem bestimmten Prätextverständnis?), so scheint es, das Beispiel von de Beaugrande & Dressler markiere eher einen selteneren Fall. Analoges gälte natürlich noch für jene Verkehrszeichen, die, wie das Geschwindigkeitsbeispiel, in einem eindeutigen Verweisungs- bzw. "Zitierzusammenhang" stehen (z.B. "Ende Autobahn", "Überholverbot aufgehoben" u.a.). Aber sonst?

Um die Generalisierungsfrage besser abschätzen zu können, habe ich die 45 Beispiele für Gebrauchstextsorten¹⁹⁰ durchgesehen, die Rolf (1993, 1) anführt, "um einen Einblick in diesen Bereich - und einen Eindruck von seiner Heterogenität - zu vermitteln."¹⁹¹ Zu diesem "Minitest" muss ich drei Dinge vorausschicken: Zu bedenken ist erstens, dass es sich bei allen Beispielen um Bezeichnungen für Textsorten, nicht um konkrete Textvorkommen handelt, und entsprechend muss man sich zu jedem Type ein Token denken. Damit verbunden muss man sich, zweitens, auch konkrete Verstehenssubjekte vorstellen, die die Token rezipieren. Probehalber denke ich hier an Personen, die direkt in die jeweiligen Handlungszusammenhänge involviert sind, bei der GARTENORDNUNG also an den Hobby-Gärtner, bei der PARKVORSCHRIFT an die Parkplatzbenutzerin usw. Das wären dann also immer Personen, für welche die Texte *relevant* sind.¹⁹² Mit dieser Annahme komme ich dem kleinen Test einen grossen Schritt entgegen.¹⁹³ Drittens orientiere ich mich an Gebrauchstexten, weil hier das Kriterium "Verwenden-Können" für weitergehendes Verstehen am ehesten anwendbar scheint, denn Gebrauchstexte werden ja üblicherweise so definiert, dass der Zweck dieser Texte ausserhalb ihrer selbst liegt. Gebrauchstexte dienen der Problemlösung; mit ihnen soll auf der Seite der Rezipienten etwas Bestimmtes erreicht werden (vgl. Rolf 1993, Kap. 4.1). Und doch ist das Kriterium "Verwenden-Können" für das heterogene Test-Sample viel zu eng, denn unter den 45 Beispielen sind auch Textsorten wie DANKSAGUNG, ENTSCHULDIGUNG, GRUSSADRESSE und NACHRUF, Textsorten also mit vorwiegend expressiven

¹⁹⁰Rolf (1993) fasst den Begriff "*Gebrauchstext*" einerseits sehr weit, wenn er dazu z.B. auch Fachtextsorten rechnet (ebd., 126), andererseits aber schliesst er - aufgrund eines engen *Textbegriffs* (ebd., Kap. 1.1) - Gespräche aus der Menge der Gebrauchstexte aus und lässt nur *Redebeiträge* als Gebrauchstexte gelten, weil, so das Argument, nur letztere aufgrund *einer* Intention produziert worden seien. (ebd., 30f.).

¹⁹¹Die Beispiele sind: "GARTENORDNUNG, WAHLAUFRUF, EINFUHRGENEHMIGUNG, BEISTANDSPAKT, PARKVORSCHRIFT, GESELLSCHAFTSVERTRAG, FORSCHUNGSBERICHT, BESCHEINIGUNG, RUNDFUNKNACHRICHTEN, URLAUBSGESUCH, VORBEMERKUNG, MEISTERBRIEF, SITZUNGSPROTOKOLL, HAFTBESCHWERDE, KINOPROGRAMM, ANWESENHEITSLISTE, BEDIENUNGSANLEITUNG, VERMISSTENANZEIGE, WETTERBERICHT, PREDIGT, WUNSCHZETTEL, ENTSCHULDIGUNG, BETÄUBUNGSMITTELGESETZ, GRUSSADRESSE, REGIERUNGSERKLÄRUNG, VERWALTUNGSVORSCHRIFT, ZEITANSAGE, RECHTSMITTELBELEHRUNG, ABKOMMEN, GUTACHTEN, BUSSGELDBESCHEID, APPROBATION, DANKSAGUNG, CAMPINGVERZEICHNIS, GOTTESDIENSTORDNUNG, ERBVERZICHTSERKLÄRUNG, FRIEDENSANGEBOT, KAPITÄNSPATENT, PETITION, NACHRUF, RESOLUTION, QUALITÄTSGARANTIE, PERSONENREGISTER, OFFERTE, MUSTERUNGSBESCHEID." (Rolf 1993, 1) Ich verwende die Kapitälchenschreibweise zur Abhebung der TEXTSORTEN von einzelnen Textvorkommen.

¹⁹²Vgl. dazu oben (Kap. 4.4.3.d)) das Situationalitätskriterium von de Beaugrande & Dressler (1981), das mit dem Relevanzaspekt von Sperber & Wilson (1986) Berührungspunkte aufweist.

¹⁹³Natürlich können *Gartenordnungen* auch von Passanten gelesen werden, und keine *Parkvorschrift* ist davor 'geschützt', von Unbetroffenen 'studiert' zu werden. Da solche RezipientInnen kaum ein Interesse daran haben, die Texte in Anschlusshandlungen umzusetzen, müsste man wieder nach anderen Kriterien für "weitergehendes Verstehen" suchen. Vgl. dazu auch die Modellierung des 'Rezipientenkreises' in Clark (1992, v.a. Kap. 6, 8 u. 9). Dort wird, bezogen auf Gespräche, zwischen "addressees" (Angesprochenen) und "overhearers" (Mithörenden) unterschieden.

Funktionen, deren Token man natürlich nicht in dem Sinne in Handlungen umsetzen kann, wie z.B. Exemplare der Textsorten GARTENORDNUNG, PARKVORSCHRIFT oder BEDIENUNGSANLEITUNG, die auch im Sampel figurieren und bei denen direkte Funktionen dominieren. Bei den des Weiteren mitberücksichtigten RUNDFUNKNACHRICHTEN schliesslich wird schon das Bestimmen allgemein-dominanter Funktionen zum Problem. (Den Funktions-Begriff verwende ich in diesem Abschnitt nur sehr informell; eine genauere Auseinandersetzung mit Textfunktionen erfolgt in Kap. 4.4.4.)

Was also könnte "weitergehendes Verstehen" für eine nur durch die lose Klammer des "Gebrauchs" zusammengehaltene Menge von Textsorten heissen, wenn sich das Kriterium "Verwenden-Können" als zu eng erweist? Tentativ könnte man einmal bei der oben gebrauchten Formulierung "funktionales Verstehen" bleiben, wobei dieser Begriff jetzt allgemeiner gefasst werden müsste; beispielsweise, mit Anleihen bei Rolf (1993, Kap. 2.3.3), so: 'Einen Text funktional verstehen bedeutet, den Text soweit zu verstehen, dass sich eine psychische Zustandsveränderung einstellt, die gegebenenfalls - d.h. v.a. auch: "das Gekommen-Sein des richtigen Zeitpunkts" (ebd., 73) vorausgesetzt - zu einer (sprachlichen oder nicht-sprachlichen) Anschlusshandlung führt oder aber einen Einfluss auf künftiges Verhalten hat.' Dabei kann eine der schwierigsten aller Fragen der Rezeptionsforschung, die sich im Anschluss an das Definiens aufdrängt, offen bleiben, die Frage nämlich, wie sich so gefasstes funktionales Verstehen 'dingfest' machen bzw. nachweisen lässt¹⁹⁴, denn im Zentrum des Interesses steht ja das Problem, was es genau braucht, d.h. was genau die Verstehensvoraussetzungen sind, damit eine Anschlusshandlung *möglich wäre* oder eine Verhaltensänderung sich einstellen *könnte*. Wenn hier also von "funktionalem Verstehen" die Rede ist, dann geht es, diese Engführung ist wichtig, um die *Rekonstruktion von* (Varianten von) *Vorverständnissen* für ein weitergehendes Textverständnis.

Unter diesen Prämissen hat sich im "Minitest" das Folgende ergeben: Bei knapp einem Drittel der durchgesehenen Textsorten (bei 14 von 45 'Belegen') komme ich zum Schluss, dass funktionales Verstehen - zwar nicht ausschliesslich (vgl. dazu unten), aber doch zu einem wesentlichen Teil - von der "Kenntnis eines oder mehrerer vorher aufgenommenen Texte" (de Beaugrande & Dressler 1981, 13) abhängig ist. Das betrifft Exemplare der Textsorten WAHLAUFRUF, BESCHEINIGUNG, URLAUBSGESUCH, HAFTBESCHWERDE, BETÄUBUNGSMITTELGESETZ, VERWALTUNGSVORSCHRIFT, ZEITANSAGE, RECHTSMITTELBELEHRUNG, KAPITÄNSPATENT, MEISTERBRIEF, GUTACHTEN, PETITION, ERBVERZICHTSERKLÄRUNG und RESOLUTION. Beispielsweise verstehe ich eine *Bescheinigung* über den Eingang eines Gesuchs genauer nur dann, wenn ich über das, was da bescheinigt wird, im Einzelnen Bescheid weiss. Gleiches gilt für ein *Gutachten*, sagen wir eines einer Expertenkommission über die Qualität der wissenschaftlichen Beiträge, die in einem Sammelband veröffentlicht werden sollen. Und eine *Verwaltungsvorschrift* (etwa eine universitäre) genauer verstehen kann ich nur, wenn ich mit den Sprachregelungen vertraut bin, die sich auf bestimmte 'Grundlagentexte' beziehen. *Resolutionen* (z.B. solche in der internationalen Politik) schliesslich verweisen, um ein weiteres Beispiel zu nehmen, explizit auf bestimmte Prätexte, ohne deren Kenntnis sie nur partiell verstanden und jedenfalls nicht umgesetzt werden können.

Die Untermenge der Textsorten, die hier zusammengekommen ist, ist um einiges homogener als das Ausgangssample; sie ist, nicht ganz unerwartet, durch zwei Eigenschaften charakterisierbar: Erstens sind es fast alles Beispiele aus der institutionellen Kommunikation i.w.S. (zumal des juristischen und politischen Be-

¹⁹⁴Dazu nur das Folgende: Im Optimalfall lässt sich ein weitergehendes Verständnis direkt beobachten, und zwar anhand der Fortsetzung eines Sprachspiels oder anhand einer nicht-sprachlichen Anschlusshandlung an ein Sprachspiel. Das sind denn auch die beiden einzigen Kriterien, die Wittgenstein (gemäss Busse 1991, 127) für erfolgreiches Verstehen gelten lässt. Zu einem sehr ähnlichen Schluss kommt, im Kontext von sprachpsychologischen Überlegungen, Knobloch (1994, 184).

reichs), und zweitens handelt es sich um Textsorten, die, prototypischerweise mindestens, schriftlich realisiert werden.¹⁹⁵ Dass es insbesondere Exemplare solcher Textsorten sind, bei denen man funktionales Verstehen auf spezifische Prätextverständnisse zurückführen kann, ist insofern plausibel, als gerade bei diesen Textsorten ein Interesse unterstellt werden kann, Interpretationsspielräume einzugrenzen (und/ oder explizit anzuzeigen) und möglichen Missverständnissen vorzubeugen.

Resümierend ist also festzuhalten, dass funktionales Verstehen von Textsorten wie GUTACHTEN, VERWALTUNGSVORSCHRIFT und RESOLUTION - solche Textsorten machen, wie gesagt, einen Drittel des Samples aus - auf spezifische Prätextverständnisse angewiesen ist. Und für diese Teilmenge der betrachteten Textsorten kann man nun sagen, dass sich ein "radikaler" Textbegriff und ein "moderater" Intertextualitätsbegriff *nicht* widersprechen.

Gerade das aber gilt für das Gros des Samples nicht. Bei rund zwei Dritteln der Beispiele (bei 31 von 45 'Belegen') - darunter sind BEDIENTUNGSANLEITUNG, SITZUNGSPROTOKOLL, NACHRUF, WETTERBERICHT, PREDIGT usw. - hängt ein weitergehendes Verständnis nicht primär von bestimmten Prätexten ab. Der zentrale Unterschied von Exemplaren solcher Textsorten im Vergleich zu den zuerst besprochenen besteht in der Bestimmbarkeit *eines* (mehrerer) und dann der Verbindlichkeit *dieses* (dieser) Prätextverständnisse(s). Um die *Bedienungsanleitung* einer elektrischen Eisenbahn so zu verstehen, dass ich sie zusammenbauen kann, muss ich zwar schon einiges an Vorwissen in den Verstehensvorgang einbringen, aber dieses Wissen basiert nicht auf einem bestimmten Verständnis genau bezeichnbarer Prätexte, sondern es ist allgemeinerer Art. So verhält es sich auch mit dem *Sitzungsprotokoll*, mit der *Meteo-Sendung* im Fernsehen und mit dem *Gottesdienst*. Diese Texte verstehe ich genauer nicht bzw. nicht in erster Linie aufgrund von bestimmten Lesarten spezifischer Prätexte, sondern primär auf der Folie allgemeineren Wissens.¹⁹⁶ Und für dieses "allgemeinere Wissen" gibt es ja durchaus elaboriertere Modelle - es sind die "Superstrukturen" (van Dijk 1980, 128ff.; Kintsch & van Dijk 1983, 11 u. 52ff.), auf die ich im Zusammenhang mit den "story grammars" schon zu sprechen gekommen bin (vgl. oben Kap. 4.4.2, speziell iii)), und es sind die Frames und Scripts, auf die ich in Kap. 4.4.5.c) noch zu sprechen komme: Was bei Textsorten wie den angeführten den Ausschlag für funktionales Verstehen gibt, sind allgemeinere, schematisch organisierte Wissensstrukturen, die den Aufbau einzeltextspezifischer Makrostrukturen in Form von top-down Prozessen ganz entscheidend unterstützen.¹⁹⁷ Zwar sind derartige Superstrukturen auch bei Textsorten wie GUTACHTEN, VERWALTUNGSVORSCHRIFT, RESOLUTION usw., also bei Textsorten des ersten Drittels des Samples, im Spiel, aber bei Exemplaren solcher Textsorten lässt sich *zusätzlich* mindestens ein Prätext näher bezeichnen, der für funktionales Verstehen den Ausschlag gibt. In gewissem Gegensatz dazu liegt die 'Hauptlast' weitergehenden Verstehens z.B. bei einem *Wetterbericht* oder einer *Predigt* bei den Superstrukturen: hier ist es nicht (mehr!) möglich, funktionales

¹⁹⁵Von dieser Charakterisierung auszunehmen wäre natürlich die Zeitanzeige, die mündlich realisiert wird, und allenfalls noch der Wahlauftrag, der *auch* mündlich realisiert werden kann.

¹⁹⁶Allgemeineres Wissen ist m.E. bei diesen Textsorten auch dann ausschlaggebend für funktionales Verstehen, wenn man für einzelne der zu verstehenden Texte noch spezielle Prätexte angeben kann. So wären z.B. die Bezüge zwischen dem *Sitzungsprotokoll* und der *Seminarordnung*, welche u.a. die Kompetenzen der einzelnen Gremien regelt, schon rekonstruierbar, aber Umsetzen kann ich die im Protokoll angeführten Beschlüsse, die an der Sitzung gefasst wurden, auch in Unkenntnis der genauen Bezüge.

¹⁹⁷Die Superstrukturen van Dijks leisten m.E. auf der Ebene des Textverstehens ziemlich genau das, was die Fillmoreschen Szenen beim Satzverstehen leisten (vgl. oben, Kap. 4.3.2.b)): Sie steuern bzw. 'kanalisieren' die Verarbeitung des sprachlichen Inputs.

Verstehen auf ein spezifisches Prätextverständnis zurückzuführen.¹⁹⁸ Sobald aber, und das gilt jetzt eben für die Mehrheit der Textsorten des Samples, sobald funktionales Verstehen auf im Einzelnen nicht mehr unterscheidbare Prätextverständnisse zurückzuführen ist, ist der theoretische Widerspruch zwischen radikalem Text- und moderatem Intertextualitätsbegriff ein faktisch bedeutsamer. 'Faktisch bedeutsam' heisst indessen nicht mehr (und allerdings auch nicht weniger), als dass bei der Analyse des Verstehens davon auszugehen ist, dass ein zu verstehender Text vor dem Hintergrund eines *nicht abgrenzbaren Geflechts von Prätexten* verstanden wird (Prätexten I und v.a. Prätexten II).¹⁹⁹

Allerdings ist die hier aufgrund der Durchsicht von 45 Gebrauchstextsorten vorgeschlagene, grobe Zweiteilung der Voraussetzungen für funktionales Verstehen nicht als Dichotomie zu sehen, sondern als Kontinuum mit den Polen "ein Prätext" und "Geflecht von Prätexten", zwischen denen sich allenfalls, je nach Textsorte, verschiedene Abstufungen bezeichnen liessen. Ein Beispiel für eine Zwischenstufe wäre der FORSCHUNGSBERICHT. Ob ich einen Bericht z.B. über den Stand der psycholinguistischen Metaphernforschung verwenden *kann*, hängt einerseits - und grundsätzlich - von allgemeinem Vorwissen in der Form einer Superstruktur "Wissenschaftlicher Bericht" ab. (Deshalb sehe ich den Forschungsbericht hinsichtlich des 'Voraussetzungs-Kontinuums' auch näher beim Pol "Geflecht von Prätexten".) Ob und inwieweit ich den Bericht in die eigene Arbeit - immer noch: einbauen *kann* -, hat andererseits mit den mir bekannten Studien und Positionen zu tun, die in diesem Bericht verhandelt werden und damit, wie sie verhandelt werden. Und diese Schattierung der Frage des 'Verwenden-Könnens' läuft dann schon auch über im Einzelnen bestimmbare Prätexte und spezifische Verständnisse dieser Prätexte.

Zusammenfassend lassen sich die Voraussetzungen funktionalen Verstehens von Gebrauchstextsorten etwa so veranschaulichen:

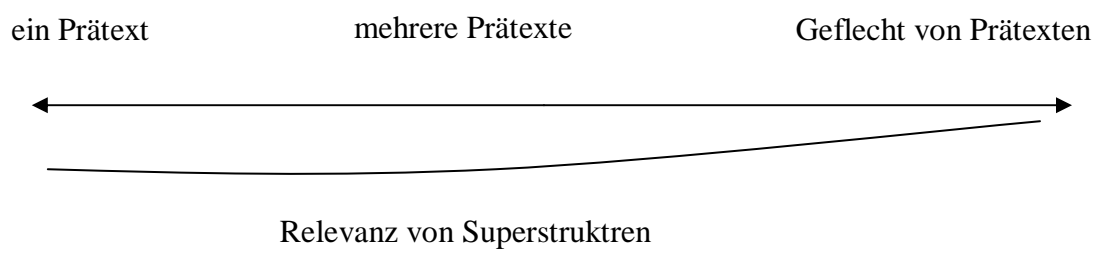


Abb. 7: Voraussetzungen funktionalen Verstehens

¹⁹⁸Die Formulierung des 'Nicht-mehr-möglich-Seins' der Rückführbarkeit funktionalen Verstehens auf ein spezifisches Prätextverständnis soll auf die Entstehung von Superstrukturen hinweisen: Superstrukturen sind m.E. nichts anderes als eine Verdichtung bisheriger, im Einzelnen nicht mehr voneinander trennender Verständnisse von Texten ähnlicher Art, die in der kommunikativen Praxis der Verständigungssubjekte eine wichtige Rolle spielen.

¹⁹⁹Selbstverständlich ist nicht davon auszugehen, dass es für alle gebräuchlichen Textsortenbezeichnungen - Rolf (1993) weist die stattliche Zahl von 2100 aus - eine Superstruktur gibt (vgl. skeptisch dazu auch schon van Dijk 1980, und van Dijk & Kintsch 1983), und auch wäre die Annahme unrealistisch, dass alle Verständigungspartner über die gleichen Superstrukturen in gleicher Ausprägung verfügen. Man kann aber davon ausgehen, dass es für bestimmte, sozial mehr oder weniger homogene Interessen-Gruppen einen überschaubaren Satz von gemeinsamen, nicht wesentlich differierenden Superstrukturen gibt. Hier liegt m.E. ein Schlüssel zur Auflösung des Paradoxons, dass Sprachverstehen im Allgemeinen und Textverstehen besonders einerseits ein nicht hintergehbbares subjektives Phänomen ist und andererseits eben doch etwas, was im kommunikativen Geschehen mehr oder weniger gut zu funktionieren scheint.

Das Schema soll zum Ausdruck bringen, dass die Voraussetzungen weitergehenden Verstehens unterschiedlich genau rekonstruierbar sind, abhängig v.a. auch davon, welche Textsorte gerade betrachtet wird. Einmal kann für funktionales Verstehen ein einzelner Prätext ausschlaggebend sein (so z.B. beim "Geschwindigkeitstext" von de Beaugrande & Dressler 1981), einmal sind mehrere Prätexte eruierbar (Beispiel *Forschungsbericht*), dann wieder ist von einem ganzen Geflecht von Prätexten auszugehen, das im Einzelnen kaum mehr durchschaubar ist (Beispiel *Rundfunknachrichten*). Superstrukturen dürften grundsätzlich beim Verstehen all jener Textsorten eine Rolle spielen, für die sie ausgebildet und verfügbar sind. Wirkungsmächtig aber dürften Superstrukturen zumal dann sein, wenn komplexe Verhältnisse zwischen zu verstehendem Text und Prätexten bestehen, wie es z.B. für die politische Sprache in den Massenmedien charakteristisch ist. Hier kann man eine Art kompensatorischen Einfluss der Superstrukturen auf das Verstehen annehmen. Und diese Annahme entbehrt nicht einer gewissen Brisanz, denn Verstehen, das dominant von Superstrukturen geleitet wird, hat tendenziell 'konservativen', hat dezidiert wissensbasiert-rekonstruktiven und damit gleichzeitig auch inputferneren Charakter.

Damit erscheint die eingangs aufgeworfene Frage nach der Kompatibilität von "moderatem" Intertextualitäts- und "radikalem" Textbegriff in einem etwas anderen Licht als bei Linke & Nussbaumer (1997). Wie die Beispiele gezeigt haben, kann man - mindestens bei der Rekonstruktion der Voraussetzungen für funktionales Verstehen, wie ich sie hier unternommen habe - sehr wohl von einem "radikalen" Textbegriff ausgehen und trotzdem nach Bezügen zwischen Texten I und *bestimmten* Prätexten (I und II) fragen. Da indessen mit vielen Fällen zu rechnen ist, in denen diese Perspektive zu eng ist, in denen also die 'Präsenz' von Prätexten in Texten I im Einzelnen nicht mehr nachweisbar ist, würde man vielleicht besser von einem "radikalen" Intertextualitätsbegriff ausgehen. So betrachtet könnten dann diejenigen Fälle, bei denen man mit einem "moderaten" Intertextualitätsbegriff quasi noch 'durchkäme', einfach als *markierte* Fälle von Intertextualität angesprochen und von *unmarkierten* abgehoben werden.²⁰⁰ Man kann allerdings *auch* fragen, ob es in den von mir so genannten markierten Fällen überhaupt nötig ist, von Intertextualität zu sprechen, oder ob man Phänomene mit mehr oder weniger offensichtlichen Bezügen zwischen Texten und Prätexten nicht auch unter dem Aspekt der *Redewiedergabe* behandeln könnte (zu einem solchen Vorschlag vgl. Burger 1991).²⁰¹ Dafür spräche nicht zuletzt, dass man bei der Analyse von Textsorten wie GUTACHTEN, RESOLUTIONEN usw. (vgl. oben) - nicht nur, wenn sie in inhaltsanalytisch-deskriptiver Absicht erfolgt, sondern auch, wenn es um Fragen der Rezeption geht - auf eine linguistisch gut ausgearbeitete Terminologie zurückgreifen könnte. Ob "markierte Intertextualität" oder "eingebblendete Sprachspiele" (so Weinrich 1993, 895) - letztlich sind das wohl zwei Ausdrücke für die gleiche Sache.

²⁰⁰Hinsichtlich der quantitativen Verteilung von markierten bzw. unmarkierten Intertextualitätsverhältnissen ist vielleicht der Befund meines "Minitests" nicht ganz unrealistisch: Die Anzahl unmarkierter Fälle von Intertextualität dürfte diejenige markierter übersteigen (im Test fand ich, wie ausgeführt, ein Verhältnis von zwei Dritteln gegenüber einem Drittel).

²⁰¹Auszugehen wäre dann von einem weiten Begriff der Redewiedergabe, wie ihn etwa Weinrich (1993, Kap. 8.4) vorschlägt: "Von Redewiedergabe spricht man dann, wenn in ein Sprachspiel ein anderes Sprachspiel als Referenz eingeblandet ist. 'Rede' wird dabei im weitesten Sinne des Wortes verstanden (...)." (ebd., 895) "Alle Formen der Redewiedergabe sind von bestimmten Referenzsignalen abhängig." (898) "Nicht nur Kommunikationsverben [Verben des Sagens, des Fühlens und des Meinens, Stu.], sondern auch Nomina, die von ihnen abgeleitet sind, können als Referenzsignale der Redewiedergabe genommen werden." (899) Als Beispiele für Letzteres führt Weinrich (ebd.) an: "die Nachricht, dass Sie sich selbständig gemacht haben, hat mich ..." und "die Besorgnis, ob der Betrieb auch Gewinn abwerfen wird, ist wohl nicht ..." (Hervorheb. i. Original)

4.4.4 Textfunktionen

In frühen psycholinguistischen Arbeiten zum Textverstehen geht es fast ausschliesslich um Aspekte des Textinhalts (propositionale Basis, Makrostruktur), während Textfunktionen weitgehend ausgeblendet werden (z.B. Rickheit & Strohnher 1993, 71ff.; vgl. auch Heringer 1990, 48ff.). Zwar steht die Wichtigkeit des Verstehens von Textfunktionen ausser Frage²⁰², und es ist keineswegs so, dass es heute an Vorschlägen zur Bestimmung von Textfunktionen fehlt (so Busse 1991, 95).²⁰³ Aber Textfunktionen waren bisher in den meisten Fällen Gegenstand von produktionsbezogenen und inhaltsanalytischen Untersuchungen (z.B. Lüger 1995; Rolf 1993) und wurden kaum je konsequent aus der Sicht der Rezeption angegangen. Hinzu kommt, dass diejenigen, eben wenigen Arbeiten, in denen das Verstehen im Vordergrund steht (z.B. Nussbaumer 1991), dazu tendieren, Konzepte und Begriffe aus dem Sprechakttheoretischen Paradigma, besonders den Illokutionsbegriff und die fünf illokutiven Grundtypen Searles, einfach reziprok zu lesen. Diesbezüglich bin ich der Meinung, man sei nach den kritischen Arbeiten zur Sprechakttheorie, die Burkhardt vorgelegt hat (vgl. Burkhardt 1990a/b; 1986), zu schnell zur Tagesordnung übergegangen. Deshalb will ich im Folgenden zuerst die Probleme aufarbeiten, die sich bei der Adaptation von Sprechakttheoretischen Überlegungen zu Textfunktionen für das Textverstehen stellen, und dann, aufbauend darauf, nach Alternativen Ausschau halten. Allgemeines Ziel auch der Ausführungen zu den Textfunktionen ist es, einen Rahmen für die Rekonstruktion von Inferenzen beim Textverstehen zu finden.

Im Einzelnen stelle ich zuerst, dem Mainstream der Forschung folgend, a) Sprechakttheoretische Ansätze zur Modellierung der Textfunktionen kritisch dar, wobei ich den Akzent auf Illokutionen und auf das Konzept der Illokutionshierarchien lege. Weiter soll b) der Frage nachgegangen werden, inwiefern das Tätigkeitskonzept der russischen Sprachpsychologie eine Alternative zu den Sprechakttheoretischen Zugängen bieten könnte. Schliesslich versuche ich c), Heinemann & Viehwegers (1991) Modell elementarer Textfunktionen für das Textverstehen zu modifizieren und zu spezifizieren.

a) Sprechakttheoretische Ansätze

Brinker (³1992, 86) z.B. definiert:

Der Terminus 'Textfunktion' bezeichnet die im Text mit bestimmten, konventionell geltenden, d.h. in der Kommunikationsgemeinschaft verbindlich festgelegten Mitteln ausgedrückte Kommunikationsabsicht des Emittenten. Es handelt sich also um die Absicht des Emittenten, die der Rezipient erkennen soll, sozusagen um die Anweisung (Instruktion) des Emittenten an den Rezipienten, als was dieser den Text in seinem Sinne auffassen soll, z.B. als informativen oder als appellativen Text. (Hervorheb. i. Original)

²⁰²Nussbaumer (1991, 152) beispielsweise vertritt die These, dass es nicht so sehr der Gegenstand oder Sachverhalt sei, von dem ein Text handelt, der seine Kohärenz ausmache; zentral sei vielmehr die Textfunktion: "Über den Sachbezug, über den propositionalen Gehalt dominiert eine Text-Funktion, dominiert eine Text-Intention, dominiert eine Text-Illokution. Sie ist es, die den Text 'im Innersten zusammenhält', und zwar jeden Text!" - Kritisch zur Gleichsetzung von Illokution und Intention und zur generellen Dominanz von Illokutionen über den propositionalen Gehalt vgl. weiter unten in diesem Abschnitt.

²⁰³Mir ist nicht klar, wie Busse (ebd.) zu dieser Einschätzung kommt: Alle 'etablierten' Textlinguistiken handeln mehr oder weniger ausführlich von Textfunktionen, und es gibt auch eine 'vor-pragmatische' Tradition der Auseinandersetzung mit Textfunktionen (Burger & Imhasly 1978, 40ff., weisen auf die frühe Ethnografie der Kommunikation hin). Hinzu kommt eine Fülle von Spezialliteratur, darunter jetzt auch der Sammelband von Motsch (Hrsg., 1996).

Brinkers Auffassung von Textfunktion ist, wie viele andere Ansätze auch (z.B. Rolf 1993; Nussbaumer 1991), ganz direkt auf die Sprechakttheorie (Austins und v.a. Searles) bezogen²⁰⁴. Insbesondere ist es der sprechakttheoretische Begriff des "illokutiven Aktes", der vom Satz auf die Ebene der Texte übertragen wird und der dort - jetzt als "Textfunktion" bezeichnet - ziemlich genau das 'leisten' soll, wofür der "illokutive Akt" auf der Ebene der (einfachen) Sätze steht: "Wie der illokutive Akt den Handlungscharakter einer Äußerung festlegt, so bestimmt die Textfunktion den Kommunikationsmodus des Textes, d.h. die mit dem Text vom Emittenten dem Rezipienten gegenüber ausgedrückte Art des kommunikativen Kontakts." (Brinker ³1992, 86) Die Analogien zwischen sprechakttheoretischen Termini und dem Begriff der Textfunktion gehen bei Brinker noch weiter, und zwar in zweifacher Hinsicht: Zum einen sei die Textfunktion, dem illokutiven Akt entsprechend, von der "wahren Absicht" des Emittenten zu unterscheiden, wobei für die Bestimmung der Textfunktion allein entscheidend sei, was der Emittent zu erkennen geben will (ebd.)²⁰⁵, zum andern sei die Textfunktion von der Wirkung abzugrenzen, die der Text auf den Rezipienten ausübe, denn nur erstere sei konventionalisiert, nicht aber letztere: Textwirkungen seien ebenso wenig konventionalisiert wie perlokutionäre Akte. (ebd., 87)

Bei der Analyse von Textfunktionen ausser Reichweite bleibt somit zum Vornherein genau das, wofür man in Rezeptionsuntersuchungen gerne ein Modell hätte: das ist die *Textwirkung*. Ein solches Modell aber kann es nicht geben, weil Textwirkungen im Einzelnen nicht vorhersehbar sind; sie entziehen sich regelhafter Modellierung insoweit, als sie, dieses Brinker-Argument ist plausibel, nicht in konventionellen Bahnen verlaufen müssen (vgl. auch Rolf 1993, 78).²⁰⁶

Und wie verhält es sich mit den *Illokutionen*? Nimmt man hier einmal an, man könne die Textfunktion tatsächlich über die 'Absichten' bestimmen, die "der Emittent zu erkennen geben will", dann stellt sich die Frage, aufgrund von welchen Indizien diese 'Absichten' denn erkennbar sein sollen. Das ist die Frage nach den Illokutionsindikatoren bzw. den "Indikatoren der Textfunktion".²⁰⁷ Brinker (³1992, 90-92) unter-

²⁰⁴Hermanns (1990, 51) hat zweifellos recht, wenn er schreibt: "Wir sehen 'die' Sprechakttheorie zu sehr als ein homogenes Ganzes und Übersehen (sic) damit, dass sie in ihrer kurzen Geschichte doch recht beträchtliche Modifikationen erfahren hat." Als "shortcomings" 'der' Sprechakttheorie, die gerade auch bezüglich der Übertragbarkeit dieser Theorie auf Texte (verstanden als transphrastische Grössen) von Bedeutung sind, werden immer wieder angeführt: die Fokussierung von Einzelsätzen und die Begrenzung auf die Sprecherperspektive sowie die monologische Orientierung (z.B. Linke et al. 1991, 194f; vgl. auch Vater 1994). Kritik an dieser Standardkritik übt Motsch (1990, 57f.).

²⁰⁵Das ist der Grund für die gesperrte Schreibweise von "s o l l" in Brinkers oben angeführter Definition der Textfunktion. Die Meinung ist offenbar, dass es neben 'offenen', erkennbaren bzw. zu erkennen gegebenen Absichten noch 'verdeckte' bzw. "geheime Intentionen" geben kann, dass jene von diesen unterscheidbar sind und dass bei der Bestimmung der Textfunktion nur die zu erkennen gegebenen Absichten massgebend sind. Brinker (ebd., 86) erläutert das anhand einer Zeitungsnachricht, für die er die informative Textfunktion auch dann als kennzeichnend auffasst, "wenn der Emittent insgeheim noch eine persuasive Absicht verfolgt." Ganz ähnlich argumentieren auch Heinemann & Viehweger (1991, 139). - In Lügers Darstellung der Pressesprache sind "verborgene oder unbewusste Intentionen eines Sendersubjekts unerheblich, da Intentionalität hier nicht als psychologische Kategorie zu verstehen ist." (Lüger ²1995, 55) Lüger will den Intensionsbegriff generell nicht mit subjektiven oder individuellen Absichten eines Senders gleichsetzen. Nach ihm orientiert sich das Äusserungsverstehen nicht an individuellen, privaten Absichten eines Autors, sondern es folgt "intersubjektiv gültigen Interpretationsregeln". (ebd., 55) Auf diese 'Akzentverschiebung' beim Intensionsbegriff komme ich unten unter c) nochmals zu sprechen.

²⁰⁶Die Konsequenzen für die Untersuchung von Presstexten werden von Lüger (²1995, 60) aufgezeigt: "Das eigentliche Erfolgsgeschehen sprachlicher Handlungen betrifft deren 'Nachgeschichte', nämlich die beim Adressaten tatsächlich bewirkten Einstellungs- oder Verhaltensänderungen, und diese sind bekanntlich von Textproduzenten nicht mehr direkt beeinflussbar."

²⁰⁷"Wir gehen davon aus, dass die Textfunktion durch bestimmte innertextliche (vor allem sprachliche) und ausser-textliche (kontextuelle) Mittel angezeigt wird, die wir - in Analogie zu den Illokutionsindikatoren bei einfachen Sprechhandlungen - 'Indikatoren der Textfunktion' nennen." (Brinker ³1992, 90)

scheidet drei Grundtypen solcher Indikatoren: "'direkte' Signalisierung der Textfunktion" (z.B. explizit performative Formeln), "'indirekte' Signalisierung der Textfunktion" (vom Emittenten zum Ausdruck gebrachte "thematische Einstellung" gegenüber dem Textinhalt durch Äusserungen z.B. über dessen Wahrscheinlichkeit (Verben wie *wissen, glauben, zweifeln*))²⁰⁸ und "kontextuelle Indikatoren" (das ist, wie üblich, das 'Sammelbecken'; bei Brinker (ebd., 91) umfasst es den situativen Rahmen des Textes, insbesondere den gesellschaftlichen Handlungsbereich, dem der Text zugeordnet ist, das vorausgesetzte Hintergrundwissen "usw."). Zwar gibt es für Texte meines Wissens keine grösseren empirischen Untersuchungen über die Dominanzverhältnisse dieser drei Indikatorentypen, aber als Orientierung können entsprechende Befunde bei Sätzen dienen, und hier führt Brinker (ebd., 85) eine Studie von Sökeland (1980) an, der er entnimmt, dass *Kontextindikatoren* letztlich über die sprachlichen Indikatoren dominant sind und dass innerhalb der sprachlichen Indikatoren Partikeln, prosodische Merkmale und propositionaler Gehalt wichtiger sind als explizit performative Formeln und Satzbaupläne. Ausschlaggebend für die Bestimmung der dominanten *Textfunktion*²⁰⁹, und zwar ausschlaggebend gerade auch bei Vorliegen sog. "Indikatorenkonkurrenz", sind nach Brinker (ebd., 92) jedenfalls die kontextuellen Indikatoren.

Nun gibt es zweifellos Textsorten, bei denen die dominante Textfunktion aufgrund solcher Indikatoren bestimmt werden kann. Brinker (ebd.) diskutiert auf überzeugende Weise ein Exemplar der Textsorte GESCHÄFTSBRIEF, dem er aufgrund eines 'eindeutigen' Indikators (eindeutig im Handlungsbereich "Geschäftsverkehr" und den dort üblichen Sprachgebrauchskonventionen), der Formel "wir sichern Ihnen zu", die *Obligation* als dominante Funktion zuweist.²¹⁰

Was aber ist, wenn man das stark normierte Bedingungs- und Handlungsgefüge der Geschäftskorrespondenz verlässt und sich andere Textsorten, beispielsweise eine Rezension-Replik ansieht? Das ist durchaus nichts Exotisches, insofern als es sich auch hier um eine Gebrauchstextsorte handelt (mindestens im Verständnis von Brinker (³1992) selber und etwa auch nach Auffassung von Rolf (1993)) und überdies um eine Textsorte mit genau spezifizierbarem Handlungsbereich (spezielle Art der Fachkommunikation). Was wäre denn, ganz konkret, die dominante Funktion von Burkhardts Replik (Burkhardt 1990a) auf die Doppelrezension seines Buches

²⁰⁸Auch das Konzept der "thematischen Einstellung" ist sprechakttheoretisch vorgedacht; zur sog. "propositionalen Einstellung" vgl. etwa v. Polenz ²1988, Kap. 2.23.

²⁰⁹Auf Relationen zwischen Funktionen und auf das Konzept der Illokutionshierarchien geht Brinker nicht ein. Bei ihm stehen "dominante Textfunktionen" im Vordergrund, die Frage also, als was der Rezipient "den Text i n s g e s a m t auffassen soll". (ebd., 86)

²¹⁰In irgendeiner Form, direkt oder indirekt, knüpfen mehr oder weniger alle bisher vorgelegten Ansätze zur Unterscheidung von Textfunktionen an das Organon-Modell von Bühler (1934) an (vgl. Bühler 1982, 28ff.); das gilt z.B. auch für Heinemann & Viehweger (1991). Auch in Searles Illokutionstypologie, der bekanntesten aller verfügbaren Klassifikationen, sind die Bühlerschen Grundfunktionen erkennbar; die Klassen der *Repräsentiva*, der *Expressiva* und der *Direktiva* kommen den Bühlerschen Sprachfunktionen *Darstellung*, *Ausdruck* und *Appell* zumindest sehr nahe (vgl. Brinker ³1992, 96).

Brinker (ebd., 97ff.) wählt als Basis seiner Einteilung die Illokutionstypologie Searles, modifiziert diese aber (mit dem Ziel, die *Art des kommunikativen Kontakts*, die der Emittent mit dem Text dem Rezipienten gegenüber zum Ausdruck bringt, als einheitliches Kriterium durchzuhalten) im Hinblick auf die Kategorien der *Repräsentiva* und der *Expressiva*, die er durch eine *Informations-* und eine *Kontaktfunktion* ersetzt. Brinkers textuelle Grundfunktionen sind dann *Information*, *Appell*, *Obligation*, *Kontakt* und *Deklaration*.

Rolf (1993) kehrt (auch terminologisch) wieder zur Klassifikation Searles zurück, wobei er versucht, diese zu präzisieren (besonders, was das wichtige Einteilungskriterium des Handlungszwecks einer Äusserung, den "illocutionary point", betrifft, ebd., 72f.), betont aber, dass seine, Rolfs, Taxonomie auch als Präzisierung und Entfaltung des von Brinker vorgetragenen Klassifikationsvorschlags aufgefasst werden kann (ebd., 67-69).

von 1986 durch Hermanns und Motsch?²¹¹. Und 'nur' schon, um Burkhardt (1990a, 79) selber zu Wort kommen zu lassen, was wäre *die* Funktion des Satzes "Les jeux sont faits" (so der Titel der Replik)?²¹²

(...) habe ich (...) indirekt angedeutet, dass ich das Ende der Sprechakttheorie prognostiziere, angekündigt, dass jetzt in den Spielsälen der Sprechakttheorie das Licht ausgeknipst wird, oder die Meinung kundgegeben, dass ich Motschs Einwände für erledigt halte? Habe ich das Ende der Sprechakttheorie eingeläutet, Motsch angedroht, dass seine Auffassung von Sprechakttheorie in der Zukunft als widerlegt angesehen werden wird (und ebenso seine Kritik an mir), habe ich ihm all das bloss angekündigt oder ihn gewarnt, oder habe ich ihn (und andere) auf diesem Wege wissen lassen, dass ich die Sache für entschieden halte und der Meinung bin, dass sich meine Auffassung am Ende durchsetzen werde?

Was also wäre *die* Funktion von "Les jeux sont faits"? Der Titel von Burkhardts Replik ist vielfältig ausdeutbar (genau *das* ist, nach *meinem* Verständnis, seine Funktion!), er zeigt aber v.a. auch dies: Äusserungen bestimmter grammatischer Form vermögen eine bestimmte Illokution nicht eindeutig festzulegen, auch, und das ist entscheidend, unter genau bestimmbareren ko- und kontextuellen Bedingungen nicht. Letztlich sind es die RezipientInnen dieses Satzes - ob das die primär angesprochenen sind, also Hermanns und Motsch, oder andere, ist hier zweitrangig²¹³ -, die dem von Burkhardt zu verstehen Gegebenen diese oder jene Funktion(en) *zuschreiben*, und dies aufgrund von Indizien, die sie selber gewichten. Burkhardt präsentiert ja so etwas wie eine Auswahlendung *potenzieller* Illokutionen; sein *Angebot* - eben nicht: "Anweisung" oder "Instruktion" (Brinker ²1992, 86) - umfasst mindestens²¹⁴: Andeutung, Prognose, Diagnose, Ankündigung, Verkündigung, Mitteilung, Warnung, Drohung - und, nicht zu vernachlässigen, wenngleich wohl auf einer anderen (allgemeineren) Ebene anzusiedeln: Unterhaltung.²¹⁵ Damit aber käme m.E. nicht nur *ein* illokutiver Grundtyp als dominante Textfunktion in Frage, sondern möglich wären mehrere, wenn nicht sogar alle fünf Searleschen

²¹¹Auslöser der ungewöhnlich heftigen Debatte speziell zwischen Burkhardt und Motsch war Burkhardts 1986 erschienene Arbeit, in der Vorschläge zur Modifikation und Reform des traditionellen sprechakttheoretischen Ansatzes unterbreitet werden.

²¹²Ob Titel zum Text gehören oder ob Titel als separate Texte anzusehen sind, ist übrigens eine weitere kontrovers diskutierte Frage. Für Ersteres kann man zweifellos ein starkes Alltagskonzept von geschriebenen Texten geltend machen. Letzteres hingegen wäre im Grunde die logische, wenngleich, wie ich vermute, nicht beabsichtigte Konsequenz bestimmter Textdefinitionen. Wenn man z.B. wie Rolf (1993, 30) das Kriterium "einheitliche Intention" für Texte als "von ausschlaggebender Wichtigkeit" ansieht und an die Titelgebung in der journalistischen Praxis (und übrigens auch in manchen Sparten des Literaturbetriebs!) denkt, müsste man wohl einen nicht kleinen Teil von Titeln als separate Texte ansehen.

Hier kommt es mir indessen nur darauf an, dass 'die' Funktion von "Les jeux sont faits" durch den Fliesstext keineswegs verdeutlicht wird (wie das in Presstexten häufig zu beobachten ist, vgl. Lüger ²1995, 28f.), im Gegenteil, m.E. passiert in Burkhardts Replik genau das Umgekehrte: Das vom Satzmodus her ja repräsentativ aufzufassende Zitat wird vor dem Hintergrund des Fliesstextes polyfunktional.

²¹³Hier taucht das Problem der Mehrfachadressierung auf, wie es für alle Texte des öffentlichen Bereichs typisch ist (zu diesem Konzept vgl. etwa Kühn 1992, 57).

²¹⁴"Mindestens" ist so zu verstehen, dass sich für die von mir vorgeschlagene Aufzählung von Illokutionen textbezogene Indizien bezeichnen lassen, insbesondere illokutionäre Verben wie "andeuten", "prognostizieren", "ankündigen" etc. Nähme man noch kontextuelle Indizien dazu, wäre die Liste fortzuschreiben: Tadel? Vorwurf? Aufforderung? Spott?

²¹⁵Zur (lange vernachlässigten!) Unterhaltungsfunktion von Texten in elektronischen Medien vgl. Burger (²1990, 41f.). Hrbek (1995, 98ff.) hat, auf der Basis von Burger, die Unterhaltungsfunktion zu einer der drei 'Säulen' ihres Modells zur Analyse von Presstextsorten gemacht (die anderen beiden 'Säulen' des Modells sind die Informations- und die Appellfunktion). Mir scheint, die Unterhaltungsfunktion werde auch in der Fachkommunikation unterschätzt. - Meine Andeutung, die Unterhaltungsfunktion sei "wohl auf einer anderen (allgemeineren) Ebene anzusiedeln", ist so gemeint, dass ich damit rechne, dass alle aufgezählten Illokutionen *auch* mehr oder weniger unterhaltend sein können.

Grundtypen.²¹⁶ Es ist einfach nicht so, dass diese oder jene Illokution "im Text" durch "verbindlich festgelegte Mittel ausgedrückt" wird (Brinker, ebd.); vielmehr ist das Verhältnis zwischen Illokution und Ausdrucksmittel ein *mehr-mehr-deutiges*.²¹⁷ Bei dieser Kritik geht es zwar schon auch wieder um ungenaue Formulierungen, also um eine Verwechslung bzw. Ineinsetzung von Text I und Text II, d.h. um ein Hineininterpretieren rezeptionsseitiger Leistungen in zu verstehende Texte, es geht aber gleichzeitig noch um etwas anderes, etwas von grösserer Tragweite: Zu sagen, Äusserungen bestimmter grammatischer Formen würden unter den angemessenen Kontextbedingungen eine bestimmte Illokution *eindeutig festlegen*, läuft, wie Burkhardt (1990a, 77f.) zeigt, auf eine Art von "illokutionären Determinismus" (ebd. 78) und letztlich auf einen "illokutionären Handlungsautomatismus" (77) hinaus, der, so Burkhardt, im Grunde nur mit einem generativen Modell legitimiert werden könnte.²¹⁸

Empirisches Faktum ist aber eine fast unendliche Vielfalt verbaler, para- und nonverbaler Möglichkeiten zur Realisierung von Illokutionen (man denke z.B. an die subtilen Formen der Ironie), eine Vielfalt, die es zumindest als fraglich erscheinen lässt, ob es für das Problem der "Abbildung von Illokutionen auf grammatische Einheiten" - das wird nach wie vor als zentrales Problem einer Illokutionstheorie angesehen (vgl. Motsch 1990, 59, u. 1996, 16) - eine allgemeine, d.h. v.a. auch, textsortenunabhängige modelltheoretische Lösung überhaupt geben kann.²¹⁹

²¹⁶Je nach Gewichtung der aufgezählten Illokutionen könnte man, gestützt auf Rolf (Rolf 1993, 72ff., v.a. 76; Rolf schlägt Präzisierungen des Handlungszwecks der illokutiven Grundtypen von Searle vor), ganz verschiedene Funktionen als dominant ansehen, nämlich die direktive, die kommissive, die expressive und allenfalls sogar die deklarative Funktion. Formal notiert, mit den Rolf'schen Handlungszielen in Klammern und folgender Variablenspezifikation - H = Hörer (z.B. Motsch); S = Sprecher (Burkhardt); p = propositionaler Gehalt von "les jeux sont faits"; W = geltendes Paradigma der Sprechakttheorie, W' = das von Burkhardt revidierte Paradigma der Sprechakttheorie; r = Einstellungsänderung, die S bei H bewirken möchte (S beabsichtigt, dass H von W zu W' übergeht) - sieht das so aus: *assertive* Funktion ("H soll die Gelegenheit erhalten, p zum propositionalen Gehalt einer eigenen epistemischen (...) Einstellung zu machen."), *direktive* Funktion ("H soll r tun."), *kommissive* Funktion ("H soll orientiert sein über ein bestimmtes, in seinem eigenen Interesse liegendes zukünftiges Verhalten von S."), *expressive* Funktion ("die bei H anzunehmende emotionale Gesamtlage soll regulativ beeinflusst werden."), *deklarative* Funktion ("Die institutionelle Wirklichkeit W soll (weiterhin) unterstellt oder" - das träfe bei "les jeux sont faits" zu - "durch W' ersetzt werden."). Kritisch scheint mir hier einzig die Zuschreibung der deklarativen Funktion: Was kann alles als institutionelle Wirklichkeit gelten und wer ist 'befugt', diese weiterhin zu unterstellen oder zu verändern?

²¹⁷Das hat, in den grossen Linien, schon Hörmann (1978, 504) so gesehen: "Weil die vielen verschiedenen Mittel zum Erreichen des Zwecks [Hauptzweck des Sprachgebrauchs ist nach Hörmann die "Steuerung des Bewusstseins des Hörers", Stu.] variabel eingesetzt werden (man kann eine Verneinung z.B. durch ganz verschiedene syntaktische, lexikalische, intonatorische, gestische Mittel dem Hörer signalisieren), kann man nicht hoffen, zwischen Mittel und Zweck (...) ganz eindeutige und stets nachweisbare Beziehungen aufzeigen zu können."

²¹⁸Das wäre dann ein Modell, in dem "Sätze immer schon illokutiv interpretiert sind, d.h. illokutionäre Tiefenstrukturen haben, die regelhaft in (um Komponenten des Kontextes erweiterte) Oberflächenrealisierungen überführt werden und dann eineindeutig zu verstehen sind." Burkhardt (ebd., 78)

²¹⁹Motsch (1996) ist der Meinung, ein solches Modell entwickeln zu können/ entwickelt zu haben, und zwar "in Anlehnung an Modularitätskonzepte der kognitiven Psychologie und der Grammatiktheorie". (ebd., 4; vgl. 15ff.) Das Modell umfasst im Wesentlichen drei Ebenen ("Ebene", "elementares System" bzw. "Modul" sind bei Motsch Synonyme): die Ebene der Satzbedeutung, die Ebene der Äusserungsbedeutung und die Ebene der illokutiven Interpretation. (11) Die erste Ebene "liefert semantische Interpretationen für Sätze, die unabhängig von den besonderen Eigenschaften der Situation sind, in der Sätze verwendet werden. Die zweite Ebene spezifiziert oder modifiziert die kontextunabhängige Interpretation in Abhängigkeit von Eigenschaften der Situation oder des Kontextes." (5) "Illokutive Interpretationen" schliesslich "kommen durch die Anwendung der Illokutionskenntnisse auf Äusserungsbedeutungen und spezielle Aspekte der Kommunikationssituation zustande." (11) "Während der Begriff 'Äusserungsbedeutung' Aspekte der Handlungssituation herausgreift, die das Verständnis der Absicht des Senders bestimmen, ergänzen die Illokutionskenntnisse die Aspekte von Handlungssituationen, die die Sozialkontakte regeln." (10) - In diesem Modell sind einerseits Operationalisierungsprobleme zu erwarten (Unterscheidung zwischen der Äusserungsbedeutung und der Illokution bzw. zwischen dem Verständnis der Absicht "des" (!) Senders und dem Verständnis spezifischer

Damit soll in keiner Weise einer völligen Beliebigkeit des Verstehens von Illokutionen das Wort geredet werden. Aus der auf Burkhardt (1990a, 66, 78) gestützten Aussage, dass Texte keine Illokutionen *enthalten*²²⁰, dass Illokutionen nichts Textimmanentes, sondern *Interpretations- bzw. Zuschreibungsprodukte* sind²²¹, folgt ja noch nicht, dass es überhaupt keine Bedingungen für das Verstehen von Illokutionen gibt. So gibt es für das Spiel (oder mindestens für einige Züge gewisser Spiele) mit Illokutionen bestimmte Spielregeln ("Sprechaktregeln"), die man als von den Hörenden mitgewusst unterstellen kann und die es den Rezipierenden erleichtern können, eine Illokution als die intendierte zu erkennen.²²² Das Wissen um solche Spielregeln würde ich im Anschluss an Knoblochs Begriff des "konstellativen Verstehens" (Knobloch 1994, 197) als besondere Form *kommunikativen Erfahrungswissens* auffassen, das in Teilen schematisch organisiert sein und quasi 'en bloc' in die Verständigung eingebracht werden könnte.²²³ Quellen dieses Wissens wären v.a., im Einklang mit der bisherigen Argumentation: das Gesamt bisher rezipierter "Form-Funktions-Paare" (wozu u.a. auch die Erfahrung mit 'Indirektheit' gehört), diesbezüglich für ein Verstehenssubjekt besonders "markante" Prätexte ('Schlüsselerlebnisse') sowie allgemeine und v.a. situations- und adressantenspezifische Erwartungen aufgrund von Präzedenzfällen, die der aktuellen Verstehenssituation in wesentlichen Punkten analog sind.²²⁴ Nun ist die hier mit Burkhardt vertretene Auffassung, Illokutionen würden rezeptiv erschlossen und interpretativ zugeschrieben (vgl. dazu auch Busse 1991, Kap. 1.2) im Kontext dieser Arbeit ja alles andere als überraschend, vielmehr handelt es sich 'nur' um eine Spielart der inferentiellen Natur des Sprachverstehens. - Was aber kommt, so ist weiter zu fragen, als 'inferentielles Produkt' beim Erschließen von Illokutionen genau in Betracht? In diesem Punkt sind Burkhardts Ansichten m.E. ebenso radikal wie zutreffend: Burkhardt (1990a) will nämlich zeigen, "dass es Textillokutionen in einem strengen Sinne gar nicht 'gibt', sondern nur Interpretationen von Texten *im Sinne verfügbarer Handlungskategorien*." (74, Hervorheb. v. mir) An anderer Stelle heisst es dazu auch, "dass die Illokutionstypen nichts anderes sind als unsere *sprachlich fixierten Handlungsbegriffe*." (76, Hervorheb. v. mir) Diese These aber, und ich halte sie für plausibel, hat rezeptionsseitig weitreichende Konsequenzen. Hermanns (1990, 52f.) hat diese Konsequenzen expliziert, und Burkhardt (1990a, 72) hat dieser Explikation ausdrücklich zugestimmt: "Eine Äusserung", so Hermanns (ebd.), kann "als Sprechakt eines bestimmten Typs überhaupt nur *funktionieren*, wenn der *Adressat* über gerade die diesen Typ bezeichnende

Handlungsziele), andererseits kann man das Grund-Axiom des Modells in Frage stellen. Dieses Axiom besteht in der Annahme bedeutungsautonomer Spracheinheiten, die in Form von "kontextfreien Satzbedeutungen" die Modell-Basis bilden. Fragwürdig ist dabei nicht das Axiom an sich - es kann interessant sein, in deskriptiver Absicht kontextfreie Satzbedeutungen zu modellieren -, fragwürdig aber scheint es, für ein solches Modell aktualgenetische Relevanz zu beanspruchen. Und einen solchen Anspruch scheint Motsch mit seinem Modell zu verbinden, wenn er von "möglichen Ordnungen der als Fakten betrachteten Phänomene" und von "Hypothesen" spricht, die "in psychologische Experimente eingehen können" (ebd., 7)). Dem wäre u.a. mit Knobloch (1994, 49) entgegenzuhalten, dass sich die Objektivität 'kontextfreier' Satzbedeutungen nicht allein der Satzformen und der Sprachelemente verdankt, sondern letztlich durch *relativ konstante Beziehbarkeit auf geteiltes Wissen* garantiert wird.

²²⁰Zu dieser Auffassung gelangt übrigens auch Rolf (1993, 38), und zwar aus anderer, nämlich aus handlungstheoretischer Perspektive.

²²¹So auch Lüger (²1995, 55), der die 'Interpretationsprodukte' als "Deutung des Adressaten" und als "Beschreibung eines Beobachters" charakterisiert.

²²²Z.B. die "Regel des propositionalen Gehalts" und "Einleitungsregeln" beim Sprechakt des Versprechens, vgl. etwa Linke et al. (1991, 190).

²²³Lüger (²1995, 55) rechnet mit "intersubjektiv gültigen Interpretationsregeln", führt diese aber nicht weiter aus.

²²⁴Diese hier sehr allgemein gehaltenen Bemerkungen werden unten im Zusammenhang mit der Analyse eines "Dankeswortes" konkretisiert.

(meta-)sprachliche Kategorie verfügt und diese Kategorie auch in einer Art inneren Sprechens prädiszierend auf diese Äußerung anwendet, indem er die Äußerung unter diesen Typ subsumiert." (Hervorheb. v. mir) Das ist sozusagen ein Steilpass für die vorliegende Arbeit, denn diese 'Subsumtionen' entsprechen genau der Schlussfigur der Abduktion (vgl. dazu oben, Kap. 3.d) u. e), und das Schlusskapitel 4.4.6).

Burkhardts Ideen, die Sprechakttheorie zu demokratisieren, lassen sich so bilanzieren: Sprechakte konstituieren sich zuallererst als *Verständigungsakte*, und als solche funktionieren sie auf der Basis eines stillschweigenden "Agreements" über gegenseitig verfügbare, "sprachlich fixierte Handlungsbegriffe". Offen bleibt damit, inwieweit die "sprachlich fixierten Handlungsbegriffe" in Verständigungssituationen tatsächlich gegenseitig verfügbar sind. Diese Reformierung der Sprechakttheorie ist m.E. unabdingbar, um dem Verstehen als Gradphänomen Rechnung tragen und Missverständnisse im Bereich der Textfunktionen rekonstruieren zu können. Deshalb halte ich Burkhardts Überlegungen für besonders bedeutsam.

Auch, wenn Searle (1979, 29) Recht haben sollte, wenn es also in der Tat nur "a rather limited number of basic things we do with language"²²⁵ geben sollte ("we tell people how things are, we try to get them to do things, we commit ourselves to doing things, we express our feelings and attitudes and we bring about changes through our utterances", ebd.) - die "basic things we do with language" sind als sprecherseitige Versuche zu bestimmen, "Äußerungen so zu formulieren, dass sie als Handlungen bestimmten Typs, als Mitglieder durch Handlungsbegriffe angezeigter Handlungsklassen" (Burkhardt 1990a, 77) verstehbar sind. Ob und inwieweit die Verständigungssubjekte über die gleichen Handlungsbegriffe (zur Bezeichnung der sehr grossen Zahl von unterschiedlichen Illokutionen) und die dadurch angezeigten Handlungsklassen (eine kleinere Zahl illokutiver Grundtypen) verfügen, und wie sie in konkreten Verständigungssituationen jene diesen zuordnen, das sind dann eben die (jetzt wieder) offenen, primär anhand von *Einzelfällen* und jedenfalls *empirisch* zu studierenden Fragen. "It is", in den Worten von Sperber & Wilson (1986, 244), "one thing to invent, for one's own theoretical purposes, a set of categories to use in classifying the utterances of native speakers, or to try to discover the set of categories that native speakers use in classifying their own utterances. It is quite another to claim that *such* a classification plays a necessary role in communication and comprehension." (Hervorheb. v. mir) M.E. bestreiten hier Sperber & Wilson nicht die prinzipielle Wichtigkeit der funktionalen Klassifikation von Äußerungen, wie Rolf (1993, 42, Fussnote 39) meint, sondern sie bezweifeln, ob für bestimmte (unter jeweils spezifischen Prämissen gewonnene) Klassifikationen von Illokutionen tel quel Wirksamkeit in der Verständigung angenommen werden darf.

Das Erschliessen von Textfunktionen ist, wie in der Einleitung zu diesem Abschnitt herausgestellt, für das Textverstehen wichtig - aber es ist, vermute ich, nicht bei allen zu verstehenden Texten gleich wichtig. Zwar kann man jedem Text, insoweit man ihm aufgrund der rekonstruierten propositionalen Struktur ein Thema zuordnen kann, auch eine (meistens mehrere) Illokution(en) zuschreiben, aber ob punkto Kohärenz bei allen Texten eine Textfunktion über den propositionalen Gehalt dominiert, wie Nussbaumer (1991, 152) annimmt, ist m.E. erst noch zu belegen. Insbesondere bei längeren Texten könnte die 'Vernetzung' auch eine vorwiegend propositionale sein (vgl. Burkhardt 1990a, 78, der hier u.a. auf wissenschaftliche Aufsätze und literarische Texte verweist, und dagegen Rolf 1996, 301-321, der versucht, die illokutionäre Textanalyse auf Romane anzuwenden).

²²⁵"If we adopt illocutionary point as the basic notion on which to classify uses of language, then there are a rather limited number of basic things we do with language." (Searle 1979, 29)

Wenn Illokutionen für das Zustandekommen von Kohärenz wichtig sind, und wenn man es nicht gerade mit Ein-Wort- oder Ein-Satz-Texten zu tun hat, dann lässt sich, so lautet ein weiteres Postulat der Illokutionsforschung, ein hierarchisch strukturiertes *Illokutionsprofil* mit dominierenden und subsidiären Illokutionen erstellen (vgl. besonders Motsch 1996, 21ff.). "Mit einer dominierenden Illokution wird eine Reaktion des Adressaten angestrebt, die dem Zieltyp einer bestimmten illokutiven Rolle entspricht." "Subsidiäre Illokutionen haben die Aufgabe, den Erfolg einer dominierenden Handlung zu stützen." (ebd., 22) Beispiel (ebd., 27): Jemand sagt (oder schreibt): "Ich bin ab morgen verreist. Deshalb möchte ich Sie bitten, mich zu vertreten." Dominierende Illokution wäre in diesem Text eine Bitte (zweiter Satz), und diese würde gestützt durch eine subsidiäre Illokution, hier in Form einer Mitteilung (erster Satz).²²⁶

Beim Konzept der Illokutionshierarchien stellen sich u.a. zwei Fragen, nämlich die nach der Vorgehensweise bei der Bestimmung der dominanten Illokution und die nach der Generalisierbarkeit des Konzepts.²²⁷

Die *Frage nach der Generalisierbarkeit* lässt sich gut anhand der fünf Texte illustrieren, die Rolf (1993, 157ff.) bespricht, um zu zeigen, "dass und inwiefern man von konkreten Gebrauchstexten wirklich sagen kann, sie seien assertiv, direktiv, kommissiv, expressiv oder deklarativ." (ebd., 157)²²⁸ Rolfs Beispiele sind a) ein Obduktionsbericht, b) ein Runderlass eines Finanzministers, c) ein Diensteid aus dem Beamtenrecht, d) ein Dankeswort (beschriftetes Schild auf einem Friedhof), e) ein Kündigungsschreiben. Kaum Anlass zu Diskussionen hinsichtlich der dominanten Funktion geben die Beispiele a), b), c) und e). Die jeweils dominanten Illokutionen und die hierfür ausschlaggebenden textuellen Indizien sind: *assertiv* bei a) - Angabe von Fakten, beschreibende und berichtende Elemente mit entsprechenden Verben; *direktiv* bei b) - direktiv interpretierbare modale Infinitive wie "ist ... zu verwenden"; *kommissiv* bei c) - explizit performativer Satz, der Schwörende auf zu übernehmende Pflichten festlegt; *deklarativ* bei e) - explizit performativer Satz, mit dem bestehende institutionelle Wirklichkeit aufgehoben wird. Unter dem Aspekt der Illokutionshierarchie scheint mir indessen interessant, dass das Illokutionsprofil bei a) und b) ausnehmend flach ist: Im *Obduktionsbericht* gibt es, abgesehen von einem Ausdruck, der evaluativ interpretiert werden könnte ("... müssen als angesehen werden"), überhaupt nur Feststellungen, und der *Erlass* besteht aus Weisungen und Vorschriften, ist also durchgängig direktiv. Für eine klassifikatorisch ausgerichtete Arbeit wie diejenige Rolfs sind solche Textvorkommen natürlich Glücksfälle; sie zeigen aber auch einen für die Rezeption bedeutsamen Aspekt auf: Gerade das Fehlen von Illokutionen, die in verschiedene Richtungen weisen, dürfte sich positiv auf die Verständlichkeit und erleichternd auf den Verstehensvorgang auswirken - bloss in funktionaler Hinsicht allerdings, denn punkto propositionaler Struktur sind diese Texte äusserst komplex.²²⁹ Nur, und zu diesem Zweck habe ich

²²⁶Die terminologische Ausdifferenzierung von Illokutionshierarchien ist nach wie vor uneinheitlich und geht auch verschieden weit. Brandt & Rosengren (1992, zitiert nach Motsch 1996, 25) setzen z.B. bei den stützenden Illokutionen neben "subsidiären" noch "komplementäre Illokutionen" an und unterteilen letztere weiter in "sachverhaltserklärende" und "kooperationssichernde". Rolf (1993, 39, Fussnote 34) braucht, gestützt auf Rosengren (1983), auch den Terminus "supplementäre Illokution", um anzuzeigen, dass sowohl dominierende als auch subsidiäre Illokutionen durch zusätzliche Illokutionen erweitert werden können. Lüger (²1995, 58f) greift einen Vorschlag Buchers (1986) auf und unterscheidet zwischen "Standardintentionen" und "weitergehenden Intentionen". - Mir geht es hier nur um die postulierte Hierarchie von Illokutionen, und dafür reicht das Begriffspaar "dominierend-subsidiär" aus.

²²⁷Um den Kontrast von Sprechakttheorie und Tätigkeitskonzept bei der Bestimmung der dominanten Textfunktion zu verdeutlichen, ziehe ich die Generalisierungsfrage vor - obwohl die umgekehrte Reihenfolge 'logischer' wäre.

²²⁸Ausgesucht hat Rolf (ebd., 157) die Beispiele "unter dem Gesichtspunkt der Beschreibungsökonomie, nicht aber unter dem Gesichtspunkt ihrer Tristesse."

²²⁹Insofern kann man zwar schon sagen, dass es die Funktion ist, die den Text (den Text II) 'zusammenhält' (Nussbaumer 1991, 152), aber die eigentliche 'Knacknuss' beim Verstehen etwa des

die Beispiele ja herangezogen: eine eigentliche Illokutions*hierarchie* kann ich weder beim *Obduktionsbericht* noch beim *Erlass* erkennen. Diesbezüglich etwas stärker konturiert sind der *Diensteid* und, deutlicher noch, das *Kündigungsschreiben*.

Der *Diensteid* beginnt explizit performativ ("Ich schwöre, ...") und endet mit der Formel: "So wahr mir Gott helfe." Somit liegt hier eine Art 'Illokutionenkonkurrenz' vor - der kommissiv zu verstehende Schwur auf der einen und ein (als Einschränkung desselben auffassbarer?) Wunsch auf der anderen Seite, der dem Text eine 'expressive Note' verleiht. Nach Rolf (1993, 161) ist der explizit performative Satz der Hauptbestandteil des Diensteids, womit die dominante Funktion also die kommissive wäre. Aber kann man hier auch sagen, die expressive Funktion sei der kommissiven subsidiär? Man kann schon, aber die 'Beweisführung' ist m.E. gar nicht so einfach, auch dann nicht, wenn man sich den Text als konkretes kommunikatives Ereignis denkt, etwa im Zusammenhang mit einem Amtsantritt, sodass die kontextuellen Illokutionsindikatoren mitreflektiert werden können. Rolf (ebd.) argumentiert, "So wahr mir Gott helfe." sei die "Bekräftigungsformel", und der Eid könne auch ohne diese geleistet werden, deshalb sei der Eid und also die kommissive Funktion das Zentrale. Wenn dieser Text auch dominant kommissiv verstanden werden soll, muss man unterstellen, dass der Rezipient über einen Handlungsbegriff in der Art von "etwas bekräftigen" verfügt; erst dies - und das Wissen, wie eine Bekräftigung im Kontext eines Diensteids sprachlich realisiert werden kann (Burkhardts "sprachlich fixierte Handlungsbegriffe") - würde es ihm erlauben, die Funktion von "So wahr mir Gott helfe." als eine bekräftigende und damit als subsidiär zu verstehen (etwas 'Bekräftigendes' ist dem 'Bekräftigten' nachgeordnet). In einem einschlägigen institutionellen Kontext könnte das eine ziemlich plausible Unterstellung sein.

Im *Kündigungsschreiben* schliesslich wird die Kündigung zunächst angekündigt (in Form eines Betrifft-Vermerks) und dann im ersten Satz ausgesprochen (mittels eines explizit performativen Satzes). Zwar weist das Schreiben auch begründende und mitteilende Passagen auf, aber diese sind dem Vollzug der Kündigung und damit der dominant deklarativen Funktion des Textes deutlich untergeordnet. Rolf (ebd., 164) argumentiert wieder mit dem Kriterium des Wegfallen-Könnens: An der Aufhebung des Beschäftigungsverhältnisses würde sich auch dann nichts ändern, wenn die Kündigung ohne Mitteilungen und Begründungen geschrieben worden wäre.

Ein Zankapfel in Sachen Illokutionshierarchie (und damit auch ein klassifikatorischer Grenzfall) scheint mir dagegen Rolfs Beispiel eines *Dankeswortes* zu sein. Deshalb weise ich diesen kurzen Text hier im Wortlaut aus (ebd., 162):

Liebe Schw. Maria Euthymia
Hab Dank für grosse Hilfe.
hilf bitte weiter.²³⁰

Nach Rolf (ebd., 162-163) 'hat' der Text drei Bestandteile: "eine Anrede, das eigentliche Dankeswort mit Angabe des 'Objekts' oder des Anlasses ('für grosse Hilfe') und eine Bitte." Als "Träger der dominierenden Illokution" sieht er das Dankeswort an, das den Text als expressiven ausweise; die Anrede sei demgegenüber bestenfalls subsidiär und die (direktiv aufzufassende) Bitte betrachtet er "höchstens als 'Zusatz'". Die Argumentation ist die mittlerweile bekannte: Im Gegensatz zum Dank

angeführten Erlasses ist gerade nicht die direktive Funktion, die rasch und leicht zu erfassen sein dürfte, sondern der Inhalt: Was nützt es, einen Erlass als Erlass zu verstehen, ohne genau zu verstehen, was da erlassen wird?

²³⁰Bei dem von Rolf so genannten "Dankeswort" handelt es sich um die Aufschrift auf einem einzelnen Schild, das auf dem Zentralfriedhof in Münster auf dem Grab der selig gesprochenen Schwester Euthymia steht. Dort ist es eines unter vielen anderen Schildern mit Danksagungen und Dankesworten.

könne die Bitte wegfallen, weshalb letztere nicht als zentraler Bestandteil von Texten dieser Art angesehen werden könne. (Gestützt wird dieses Argument durch einen Verweis auf andere Aufschriften von Schildern auf demselben Grab, die zwar einen Dank, aber keine Bitte enthalten.) Diese Argumentation steht und fällt aber m.E., noch deutlicher als beim oben besprochenen Dienstest, mit dem Handlungsbegriff, mit dem Rolf (ebd.) seine Analyse beginnt: Er spricht den Text zum Vornherein als "Dankeswort" an (der entsprechende Abschnitt beginnt mit dem Satz: "Als Beispiel für die expressiven Textsorten soll hier ein Dankeswort analysiert werden."), d.h., das Textvorkommen ist quasi schon vor der Analyse klassifiziert, eben durch den Handlungsbegriff "Dankeswort", und von daher ist es im Grunde schon ausgemacht, dass "das *eigentliche* Dankeswort" (meine Hervorheb.) eben das Eigentliche des Textes und damit "Träger der dominierenden Funktion" ist, hier der expressiven. Was aber wäre, wenn die Textsortenbezeichnung "Dankeswort" und zugehöriges Textsortenwissen im Bewusstsein eines Rezipienten weniger stark und Analoges für eine Bitte umso stärker verankert wären? Denkbar wäre ja - nur um den Gedanken etwas zuzuspitzen, nicht um die Tristesse des Beispiels zu vergrößern - ein Rezipient, der schon öfter als Bittsteller in religiösen Dingen aufgetreten ist und der primär diesbezügliches Handlungswissen in den Verstehensvorgang einbringt. Wäre dann der Text immer noch ein dominant expressiver? Oder könnte man in diesem Fall nicht auch sagen, für diesen fiktiven Rezipienten sei der Text primär direktiv (die Bitte) und die expressiven Momente (Anrede und Dank) hätten stützende Funktion?

Die Diskussion der Illokutionen und die Illustration des Konzepts der Illokutionshierarchien haben gezeigt, dass das Erschliessen von Illokutionen unter zwei Aspekten betrachtet werden sollte, nämlich unter einem kategorialen und unter einem relationalen Aspekt. Zum einen geht es darum, Handlungsbegriffe (Ausdrücke für Illokutionen) zu erkennen und unter Handlungskategorien (Grundtypen von Illokutionen) zu subsumieren - das ist der *kategoriale* Aspekt, bei dem die dominante Textfunktion im Vordergrund steht (z.B. das Verstehen einer Feststellung/ Behauptung/ Vermutung/ Mitteilung etc. als Assertion), und zum andern müssen die Verhältnisse der einzelnen Illokutionen untereinander beurteilt werden - das ist der *relationale* Aspekt (z.B. die Identifikation einer Feststellung als Begründung bzw. Stützung für eine Behauptung oder als Stützung für eine Bitte etc.). Dabei ist weder von einer automatischen Verfügbarkeit der Handlungsbegriffe noch der Handlungskategorien auszugehen und auch nicht zwingend von einer quasi universellen Wirksamkeit bisher vorliegender Klassifikationen illokutiver Grundtypen in der Verständigung (vgl. Sperber & Wilson 1986, 244). Zu rechnen ist im Gegenteil mit beträchtlicher interindividueller Variation sowohl der Verfügbarkeit bestimmter Begriffe und Kategorien als auch der jeweiligen Zuordnungen.²³¹

Damit komme ich jetzt noch zur Frage nach der *Vorgehensweise bei der Bestimmung der dominanten Textfunktion*. Für sprechakttheoretisch ausgerichtete Ansätze ist das am Beispiel von Rolf (1993) aufgezeigte Vorgehen typisch: Ein Text wird Satz für Satz (bzw. Proposition für Proposition) durchgearbeitet, jedem Satz wird eine Illokution zugeordnet, und letztlich wird mit dem Kriterium des Wegfallen-Könnens (auch: "Weglassprobe"; vgl. Lüger ²1995, 62) darüber entschieden, welches die dominante Illokution ist und welches die subsidiären Illokutionen sind. Gegen dieses, von Heinemann & Viehweger (1991, 62) so genannte "modulare"

²³¹Aus der Perspektive der *Beschreibung* von Texten nach funktionalen Kriterien (also, in meiner Terminologie, aus der Perspektive eines *Interpreten* von Textfunktionen) räumt auch Rolf (1993, 157) einen "grossen Spielraum für Subjektivität" ein. In diesem Sinne äussert sich auch Lüger (²1995, 62). Beim *Verstehen* dürfte dieser Spielraum nicht kleiner, sondern eher noch grösser sein als beim Interpretieren.

Vorgehen wendet Brinker (³1992, 90) ein, dass es problematisch sei, die Textfunktion von den einzelnen illokutiven Typen her aufzubauen, weil der Handlungscharakter, der durch die Textfunktion bezeichnet werde, dem Text als Ganzem zukomme. Aus der Perspektive der Rezeption wird man diese Bedenken teilen: *Interpreten* haben die Option, Texte systematisch nach einzelnen Illokutionen abzusuchen und dann, in einem zweiten Schritt, Dominanzverhältnisse (z.B. mit der Weglassprobe) zu eruieren - *Verstehenssubjekte* aber haben diese Option in der Regel nicht, bzw. wenn sie sie wahrnehmen, dann geht Verstehen über in reflexives Verstehen, wird zum Interpretieren, dann wird aus dem (kaum kontrollierten) Verhalten ein (geplantes) Handeln. Charakteristisch für solche Übergänge sind vielleicht Gespräche, in denen Unsicherheiten beim Verstehen von Textfunktionen, z.B. infolge indirekten Sprachgebrauchs, metasprachlich angesprochen werden: "Wie ist das genau zu verstehen?" "War das jetzt eine Aufforderung?" "Hat sie das tatsächlich als Rat gemeint?"

Eine Alternative zur "modularen" Bestimmung der dominanten Textfunktion kann im Umkreis des Tätigkeitskonzepts der russischen Sprachpsychologie gesehen werden, bei dem das Funktionieren von Textganzheiten im Kontext von übergeordneten Tätigkeitszusammenhängen im Vordergrund steht, woraus dann einzelne Sprechhandlungen abgeleitet werden. Im Rahmen dieses Konzepts wird versucht, die Textfunktion nicht von den einzelnen Illokutionen her, also "von unten nach oben", sondern, gerade umgekehrt, "von oben nach unten" zu bestimmen. Heinemann & Viehweger (1991, 54) sprechen von einem "globalen" oder "holistischen" Vorgehen.

b) Das Tätigkeitskonzept der russischen Sprachpsychologie als Alternative?

An allgemeinen Einwänden gegenüber der Sprechakttheorie, die speziell im Zusammenhang mit der Bestimmung von Textfunktionen zu erheben sind, lassen sich mit Knobloch (1994, 20ff.) und Heinemann & Viehweger (1991, 60) formulieren: Ein In-Beziehung-Setzen von Sprechhandlungen mit komplexen Tätigkeiten der Individuen *im Rahmen konkreter gesellschaftlicher Verhältnisse* erfolgt nur in Ansätzen und auf sehr abstrakte Weise. In Zusammenhang damit steht einerseits, dass situationelle Einflussfaktoren auf das Produzieren und Verstehen von Sprache in Form von "Glückensbedingungen" idealisiert werden und andererseits, dass von sozialen Bedingungen der Kommunikation dahingehend abstrahiert wird, dass angenommen wird, makro- und mikrosoziale Ordnungen seien strukturell konsistent organisiert (das Gricesche Kooperationsprinzip mag zur Resistenz dieser Abstrahierung beigetragen haben).

Allerdings ist es nun nicht so, dass das Tätigkeitskonzept eine Lösung für all diese Probleme böte, und zwar aus mehreren Gründen nicht.²³² Deshalb scheint es mir

²³²Beim Tätigkeitskonzept handelt es sich eher um eine Rahmentheorie, in die spezifischere psychologische Theorien eingebettet sind, zumal Wygotskis Theorie (der phylo- und ontogenetischen Entstehung) des Bewusstseins (Wygotski, dt. 1964). Eine genaue Verhältnisbestimmung des (Sprech-)Tätigkeitskonzepts zur linguistischen Pragmatik steht nach Glück (1993, 629) immer noch aus. Heinemann & Viehweger (1991, 65-66) halten fest, dass das Tätigkeitskonzept punkto Detailliertheit und Stringenz doch deutlich hinter der Sprechakttheorie zurückbleibt (Fehlen genauer Subklassifikationen von Tätigkeiten) und dass dieses Konzept noch einseitiger sprecherorientiert ist als das Sprechaktparadigma. Zwei weitere kritische Punkte, die Heinemann & Viehweger (ebd.) anführen, würde ich so nicht teilen: Zum einen wird dem Tätigkeitskonzept vorgehalten, es trage der mentalen Komplexität der Textproduktion und -rezeption zu wenig Rechnung. Vor dem Hintergrund neuerer Psycholinguistik betrachtet (z.B. Garnham 1991; Singer 1990), trifft dieser Einwand sicherlich zu, doch könnte man die gleiche Kritik auch an der Illokutionstheorie üben. Zum andern wird die nur vage Umschreibung der Zuordnung von Textstrukturen zu Tätigkeitskomponenten beanstandet. Hier scheint fraglich, ob diese Zuordnungen überhaupt genauer umschrieben werden können. Proble-

gar nicht nötig, dieses Konzept noch einmal in extenso darzustellen.²³³ Stattdessen präsentiere ich kurz die Begriffe des Tätigkeitskonzepts und gehe dann gleich zu den Konsequenzen über, die dieser Ansatz für den gegenwärtigen Argumentationszusammenhang hat.

Das Tätigkeitskonzept fusst auf der Begriffs-Trias "Tätigkeit - Handlung - Operation" (vgl. Heinemann & Viehweger 1991, 61, und besonders Knobloch 1994, 52ff., dessen an A. A. Leont'ev (1975) orientierte Definitionen ich hier übernehme): Als *Tätigkeit* gilt ein "grösserer, in sich als sinnvoll erfahrener Zusammenhang ineinandergreifender sozialer Handlungen". "Eine Fülle von Handlungen wie 'zur Vorlesung gehen', 'sich zurückmelden', 'ein Fachbuch lesen', etc. gewinnt ihren Sinn und Zusammenhang dadurch, dass sie auf die Tätigkeit des 'Studierens' bezogen werden kann." (ebd., 52) *Handlungen* sind demnach die Komponenten, aus denen Tätigkeiten zusammengesetzt sind. Knobloch (ebd.) bestimmt diese Komponenten als "zielfähige Elemente": "So baut man etwa den abendlichen Kinogang", ein Beispiel für eine Tätigkeit, "aus 'Programme durchmustern', 'Filme aussuchen', 'Karten bestellen' und einer ganzen Reihe von anderen Handlungen zusammen." *Operationen* schliesslich werden als "zielindifferente kleinste Verhaltenselemente" bestimmt, "aus denen Handlungen bestehen. Operationen sind gewöhnlich hoch automatisiert und werden ohne aktive Aufmerksamkeit selektiert." (ebd.)

Was mit dieser Begrifflichkeit erfasst wird, sind indessen nicht Klassen von Verhaltensweisen, sondern beschrieben wird, und das ist wichtig, "der *psychologische Status* von Verhaltenselementen" (ebd., 53, Hervorheb. i. Original), und dieser Status wird als etwas Variables gesehen. Das heisst: Handlungen können zu automatisierten Operationen werden, wodurch Aufmerksamkeit und Bewusstseinsressourcen freigesetzt werden (Auto fahren, dabei eine Fülle von - einzelnen und einzeln gelernten - Handlungen und Teilhandlungen gleichsam automatisch realisieren und gleichzeitig ein Gespräch führen, das viel bewusste Aufmerksamkeit beansprucht), und umgekehrt: Operationen, die gewöhnlich einfach ablaufen, können dann, wenn sie problematisch werden, wieder in Handlungen 'zurückverwandelt' werden, wodurch sie wieder zu einem zielfähigen und bewussten Vorgang werden (wenn auf der Autofahrt etwas Unvorhergesehenes passiert, können Operationen wie Kuppeln, Bremsen, Blinken wieder bewusste Vorgänge und somit zu Handlungen werden).²³⁴ So verhält es sich - gemäss Tätigkeitskonzept (Knobloch 1994, 52ff.) - auch mit dem Sprechen: Grammatikalisierung und Lexikalisierung sind im alltäglichen Sprechen eher bewusste Vorgänge, also Operationen; sie können aber immer wieder den Status von Handlungen erlangen, z.B. dann, wenn einem ein Wort oder ein Name nicht einfällt oder wenn man in einem Seminar sitzt und eine Wortmeldung vorbereitet. Demgegenüber hat schriftliches Formulieren grundsätzlich eher Handlungscharakter, und im Extremfall, z.B. bei der Entstehung von Lyrik, können Grammatikalisierung und Lexikalisierung als sinnvolle Tätigkeit eo ipso bezeichnet werden: bei dieser Form von Spracharbeit bleibt nichts der An- und Zufälligkeit von Operationen überlassen.²³⁵

matisch sind solche Zuordnungen ja nur schon deshalb, weil viele Handlungen und Teilhandlungen sowohl sprachlich als auch nicht-sprachlich ausgeführt werden können. (Heinemann & Viehweger 1991, 146, geben selber ein instruktives Beispiel dafür.)

²³³Knappe Überblicke mit Verweisen auf Originalliteratur bieten u.a. Heinemann & Viehweger (1991, 60-66) und Hartung (1982); ausführlicher sind u.a. Hörmann (1978, 283-310), Langner (1984) und Knobloch (1994, Kap. 3). Dreh- und Angelpunkt der Diskussionen ist Wygotski, dessen Hauptwerk u.a. mit der Ausgabe von Rieber & Carton (Bd. 1, 1987) zugänglich ist.

²³⁴Zu bedenken ist, dass nicht alle Operationen bewusstseinsfähig sind. "Primäre Automatismen" bzw. biologische Grundfunktionen sind kaum einer bewussten Kontrolle und Steuerung zugänglich. (Knobloch 1994, 52-53)

²³⁵Der Gedanke der Variabilität des psychologischen Status von Verhaltenselementen bietet sehr interessante Perspektiven für den Spracherwerb. Knobloch (1994, 54) bringt das so auf den Punkt:

Die Konsequenzen dieses Ansatzes für das Sprachverstehen wurden meines Wissens bisher kaum ausgearbeitet, sie liegen aber auf der Hand. Präzisieren lässt sich zunächst einmal die oben (Kap. 2.2.1) eingeführte Terminologie: Alltägliches Verstehen ist ein Verhalten (dabei bleibt es); vom psychologischen Status her indessen kann dieses Verhalten (das kommt hinzu) als *Operation* bezeichnet werden, als Operation, die auch zur Handlung und damit zu einem mindestens teilweise bewussten Vorgang werden kann, nämlich dann, wenn etwas nicht auf Anhieb verstanden wird ("War das jetzt eine Aufforderung?"). Schliesslich kann dem Verstehen auch Tätigkeits-Status zukommen, und zwar dann, wenn das Ziel des Verstehens im Verstehen selber liegt - dafür habe ich bisher den Ausdruck 'Interpretieren' gebraucht.

Ausgehend davon bietet sich dann auch eine zur Sprechakttheorie alternative Perspektive auf Textfunktionen an: Wenn Verstehen normalerweise ein automatisierter Vorgang (eine Operation) ist, dann bleiben Bewusstseinsressourcen frei, die u.a. dazu 'gebraucht' werden könnten, mögliche Konsequenzen des zu Verstehenden abzuschätzen. Ziel des Verstehens ist im Normalfall ja nicht, wie beim Interpretieren, das Verstehen selber; für Verstehenssubjekte geht es darum, die Funktion(en) von Textvorkommen *im Hinblick auf (kommunikatives) Anschlussverhalten und allfällige künftige Handlungs- und Tätigkeitszusammenhänge* abzuschätzen. Dazu aber ist es unabdingbar - und das ist ein weiterer wichtiger Aspekt, der sich mit dem Tätigkeitskonzept begründen lässt - zuerst die Sozialbeziehungen zu klären, in die ein jedes Textvorkommen eingebettet ist.²³⁶ Und diese Sozialbeziehungen sind mit einer Situation nicht einfach vorgegeben, sondern sie müssen in der Verständigung überprüft, reaktualisiert und neu ausgehandelt werden. Entsprechend hängt die Antwort auf die Frage, wie bzw. als was ein Text im Hinblick auf das Anschlussverhalten verstanden werden soll, entscheidend von einer Phase ab, in der die Sozialbeziehungen zwischen Adressat und Adressant geklärt werden.²³⁷ Diese Phase könnte man die *Einleitungsphase des Verstehens* nennen. Gut fassbar ist die Wichtigkeit dieser Phase in Gesprächen - ob ich die Ankündigung eines Bekannten, mir aus den Ferien eine Karte zu schreiben, ernst nehme, also kommissiv verstehe, oder 'nur' expressiv ('es gehört zum guten Ton, das so zu sagen'), hat viel mit der in der Einleitungsphase des Verstehens zu aktualisierenden Beziehung zwischen meinem Bekannten und mir zu tun -, sie wirkt sich aber auch auf die Rezeption schriftlicher Texte aus: Auch hier läuft das Erschliessen von Funktionen über Beziehungsmomente zwischen Rezipient und (oft erst zu antizipierender) Autorschaft: Eine Abstimmungsempfehlung einer politischen Partei etwa, die alle Indikatoren einer Aufforderung aufweist und der, betrachtet aus der Produktionsperspektive, dominant direktive Funktion zukäme, brauche ich ja keineswegs direktiv zu verstehen. Ich kann den Text auch primär unterhaltend finden und/oder informativ, abhängig sicher von der situationellen Relevanz, die der Text für mich hat, abhängig aber v.a. auch davon, wie ich zur Autorschaft der Empfehlung stehe. Analoges dürfte für LESERBRIEFE und z.B. auch für KONTAKTANZEIGEN gelten.

"Sprechen wird in der Handlungsebene erworben und zeigt dann rasch eine doppelte Evolution: auf der Mittelebene 'sinkt' es in die Sphäre der Operation und auf der Zielebene 'steigt' es zur relativ eigenständigen Tätigkeit."

²³⁶Knobloch (1994, 24ff.) hat diesen Aspekt für das Sprechen herausgestellt.

²³⁷Konzeptionell zentriert wird der Beziehungsaspekt von Kommunikaten u.a. bei Watzlawick, Beavin & Jackson (⁴1974). Henne & Rehbock (³1995) tragen diesem Aspekt in der von ihnen so genannten Interlinearanalyse von Gesprächen Rechnung.

c) Elementare Textfunktionen aus der Perspektive der Rezeption

Im Anschluss an die Überlegungen zum Tätigkeitskonzept (Abschnitt b) dieses Kapitels) und vor dem Hintergrund der kritischen Auseinandersetzung mit der Sprechakttheorie (a)) soll jetzt Heinemann & Viehwegers Modell "elementarer Textfunktionen" (Heinemann & Viehweger 1991, 145ff., v.a. 150f.) genauer beleuchtet werden. Zwar ist auch dieses Modell aus der Sicht der Textproduktion formuliert, aber seine Grundstruktur bietet interessante Perspektiven auch für die Rezeption. Im Folgenden skizziere ich zuerst das Modell, hebe seine Vorzüge hervor und schlage dann einige Modifikationen vor, die nötig sind, um die Rezeptionsperspektive zur Geltung zu bringen.

Heinemann & Viehweger (1991, 149) gehen von der Frage aus, was Textproduzenten mit Hilfe von Texten in Interaktionsakten generell bewirken können²³⁸, und gelangen so zu vier Primärfunktionen des Kommunizierens, die sie "SICH AUSDRÜCKEN (SELBST DARSTELLEN), KONTAKTIEREN, INFORMIEREN und STEUERN" nennen (Grossschreib. i. Original).²³⁹ Diese vier Funktionen "stehen untereinander in einem Inklusionsverhältnis: Steuernde Texte vermitteln (zumindest mittelbar) auch Informationen, informierende Texte setzen den Kontakt zwischen Partnern voraus, und für die Kontakt-Herstellung oder Kontakt-Erhaltung ist normalerweise eine 'Entäusserung' des handelnden Individuums notwendig." (ebd.) Der 'Inklusions-Gedanke' scheint mir sehr wichtig, weil damit die Polyfunktionalität von Texten zum Ausdruck gebracht werden kann. Wichtig ist auch die Konsequenz, die Heinemann & Viehweger daraus ableiten (auch wenn es zunächst eine Konsequenz für die *Beschreibung* von Textsorten ist, die für meine Zwecke noch zu adaptieren ist):

Zwischen diesen Grundtypen bestehen daher auch fließende Übergänge, so dass die Abgrenzung dieser Funktionstypen voneinander nur mit Hilfe des Dominanzkriteriums möglich zu sein scheint: Aus einem blossen Kontakttext (BEGRÜSSEN) kann sich u.U. schnell ein Informationskontakt entwickeln, wenn es einem der Interagierenden einfällt, beiläufig noch bestimmte Informationen zu vermitteln. Spielt dagegen die Kontaktfunktion nur noch eine untergeordnete Rolle (ist also das INFORMIEREN dominant), haben wir es mit 'Kontakt-Information' zu tun. (ebd., Grossschreib. i. Original)²⁴⁰

Beide Überlegungen - Polyfunktionalität von Texten und fließende Übergänge zwischen Funktionen - scheinen mir auch von zentraler Bedeutung zu sein für eine rezeptiv ausgerichtete Betrachtung von Textfunktionen. Und diesbezüglich fruchtbar ist auch, ganz grundsätzlich, die offensichtliche Dynamik des Ansatzes von Heinemann & Viehweger: Die Autoren gehen nicht von philosophischen Kategorien aus (wie es in der Sprechakttheorie üblich ist), sondern, wie die Zitate zeigen, von *Textvorkommen als Prozessen* (eine Parallele zur Auffassung vom Text als "kommunikativer Okkurrenz" bei de Beaugrande & Dressler 1981).

Nun zu den Änderungen und Ergänzungen, die ich gegenüber dem Modell von Heinemann & Viehweger vornehme. Sie betreffen i) den Geltungsanspruch des Modells, ii) eine andere (eben rezeptionsorientierte) Ausgangsfrage und, damit zu-

²³⁸Nur marginal davon verschieden ist ja auch Brinkers Ausgangsfrage zur Differenzierung von Textfunktionen. Brinkers (³1992, 97) Kriterium ist die "Art des kommunikativen Kontakts, die der Emittent mit dem Text dem Rezipienten gegenüber zum Ausdruck bringt."

²³⁹Zu beachten ist, dass diese Primärfunktionen bei Heinemann & Viehweger (1991, 147ff.) 'nur' die erste Ebene einer funktionalen Mehrebenenklassifikation von Textsorten bilden (insgesamt umfasst das Modell fünf Ebenen). Ich beschränke mich auf die Darstellung (und unten auf die Modifikation) der *Primärfunktionen*, weil die weiteren Ebenen der Modellierung spezifischer *Produktionsbedingungen* dienen.

²⁴⁰Über das "Dominanzkriterium", mit dessen Hilfe es "möglich zu sein scheint", Funktionstypen abzugrenzen, erfährt man dann allerdings nichts weiter. (ebd.)

sammenhängend, eine vom Original abweichende Benennung der vier Grundfunktionen, iii) das Herausarbeiten der Bezüge des Modells zu den illokutiven Grundtypen Searles. In der von mir modifizierten Variante sieht das Modell so aus:

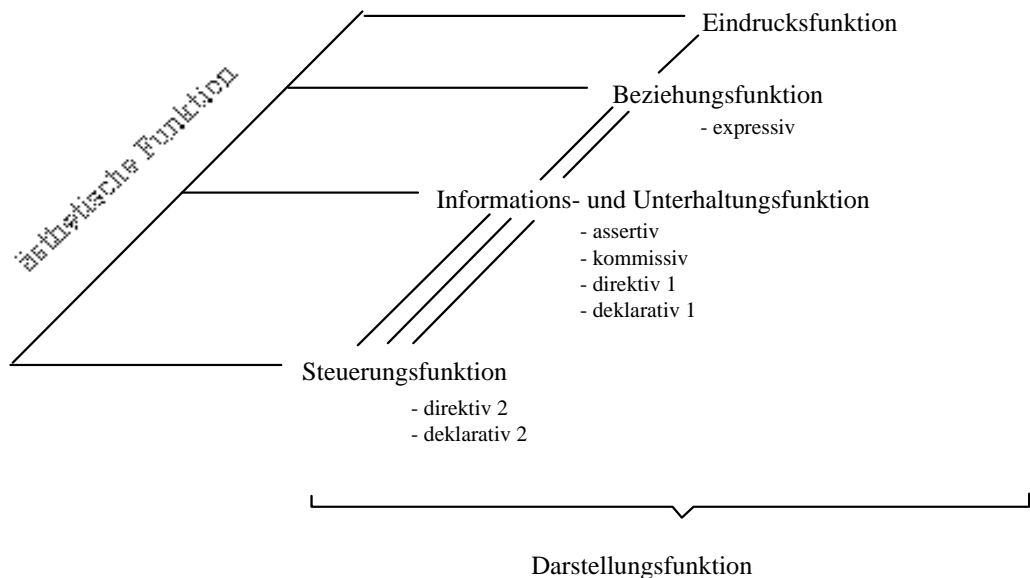


Abb. 8: Elementare Funktionen von Gebrauchstextsorten aus rezeptiver Sicht (modifiziert nach Heinemann & Viehweger, 1991, 150)

Bei der Erläuterung des Modells folge ich den eben angeführten Punkten i), ii) und iii).

i) Der Geltungsanspruch von Heinemann & Viehwegers Klassifikation ist sehr umfassend: Erfasst werden sollen mit dem Modell nicht nur Gebrauchstexte (schriftliche Texte *und* Gespräche), sondern auch noch literarische Texte. Auch ich vertrete einen weiten Begriff von Gebrauchstext, wenn ich Gespräche in die Betrachtung von Textfunktionen mit einschliesse²⁴¹, mache aber keine Aussagen über literarische Texte. Hingegen betrachte ich die ästhetische Funktion nicht, wie Heinemann & Viehweger (1991, 149-150), als "spezifische Funktion literarischer Texte". Auch wenn die "ästhetische Wirkung" bei literarischen Texten mitunter dominiert, weshalb sollte diese Wirkung auf literarische Texte beschränkt sein? Warum sollten die Frontpage eines Boulevard-Blattes, eine Plakatwerbung oder eine Wahlkampfrede nicht *auch* eine (wenngleich natürlich eine je eigene) ästhetische Wirkung haben? Warum sollte man Texten der Alltagssprache eine ästhetische Dimension gänzlich absprechen?²⁴² Zutreffend scheint mir dann wieder Heinemann & Viehwegers Beobachtung, dass die ästhetische Funktion die elementaren Textfunktionen überlagern kann und diesen nicht nebengeordnet werden sollte, wobei ich eben dieses 'Überlagern-Können' auch für Gebrauchstexte ansetze (vgl. Abb. 8). Analog dazu gehe ich ferner davon aus, dass die Darstellungsfunktion (bei Heinemann & Viehweger steht an deren Stelle "reale Welt") in Texten nicht einmal realisiert ist und dann wieder nicht. Vielmehr kann man Texten immer *auch* darstellende Funktion zuschreiben,²⁴³ wenngleich diese Funktion für die Primär-

²⁴¹So u.a. auch de Beaugrande & Dressler 1981, und dagegen Rolf 1993, Nussbaumer 1991, Brinker 1992 u.a., die Gespräche nicht als Texte gelten lassen.

²⁴²Vgl. dazu auch schon die Darstellung von Burger & Imhasly 1978, 40f.

²⁴³Das lässt sich auch sprechakttheoretisch begründen: Nach Searle (1971) besteht ein Sprechakt u.a. immer aus einem prädikativen *und* einem referentiellen Akt.

funktionen "Informieren und Unterhalten" sowie "Steuern" ungleich bedeutsamer zu sein scheint als für die elementaren Funktionen "Eindruck" und "Beziehung".

ii) Im Unterschied zu Heinemann & Viehwegers produktionsbezogener Ausgangsfrage ("Was kann ein Textproduzent in Interaktionsakten mit Hilfe von Texten generell bewirken?") ist meine Leitfrage ganz aus der Rezeptionsperspektive formuliert, wobei ich versuche, die 'Nachgeschichte' mitzureflektieren, die ein jedes Verständnis hat (zur 'Vorgeschichte' in Form der Voraussetzungen (weitergehenden) Verstehens vgl. oben Kap. 4.4.3.e)). Sie lautet: *Wie bzw. als was kann oder soll ein Rezipient einen Text im Hinblick auf (kommunikatives) Anschlussverhalten verstehen?* Aufgrund dieser Leitfrage und in Bezug darauf formulierter Kriterien zur Differenzierung der dominanten Textfunktionen komme ich zu einer von Heinemann & Viehwegers Terminologie abweichenden Benennung der Elementarfunktionen. Die Differenzierungskriterien - hier notiert in Form von Fragen, die sich ein Rezipient stellen mag, wenn er sich einem Textvorkommen gegenüberübersieht - und die in Bezug darauf zu legitimierenden Termini für die vier Funktionen sind folgende:

ii-i) *Welchen Eindruck macht der Text auf den Rezipienten, und: Lässt es der Rezipient bei einem ersten Eindruck bewenden?* Die so erfragbare, allgemeinste Grundfunktion für das Umgehen mit Texten bezeichne ich als *Eindrucksfunktion*. Latent ist sie in allen anderen Primärfunktionen enthalten, wobei die weiteren drei Primärfunktionen überhaupt nur dann in Betracht kommen, wenn sich der Rezipient weiter auf den Text einlässt; sonst bleibt es eben "bei einem Augenschein" oder einem blossen Höreindruck. Begründen lässt sich die Eindrucksfunktion mit der simplen Beobachtung, dass wir tagtäglich mit einer Vielzahl von Texten in Kontakt kommen, die, in der einen oder andern Form (einzelne, dann aber im Einzelnen oft nicht mehr zu trennende) Eindrücke hinterlassen, oft flüchtige, manchmal nachhaltigere. Das beginnt mit der Magazinsendung im Lokalradio, die man am Morgen noch im Halbschlaf hört, geht weiter mit dem Überfliegen der Zeitungsauslage am Bahnhofskiosk, auf dem Arbeitsweg im Zug hört man vielleicht beiläufig Gespräche mit, sieht unterwegs ein Plakat (ohne es lesen zu können, weil der Zug zu schnell fährt), am Arbeitsplatz liegen Papiere herum, die man "einfach so sieht" usw. Auf die meisten dieser Texte lässt man sich nicht näher ein, aber eine gewisse Wirkung hinterlassen sie trotzdem. Das 'Gewisse' dieser Wirkung (Bühler 1982 [1934], 29, braucht dafür den schönen Ausdruck "speech appeal") sehe ich in engem Zusammenhang mit der ästhetischen Funktion von Texten: *Welchen Eindruck ich von der Kioskauslage habe, welchen Eindruck ich vom beiläufig mitgehörten Gespräch im Zug habe usw.*, all das hat wesentlich mit der Ausdrucksstruktur der Texte zu tun (die Typografie des Schriftbildes geschriebener Texte, der 'Gestus' des Gesprächs, vielleicht dessen Intonationskontur, Indizien der Stilschicht u.a.). Terminologisch lehnt sich die Rede von der Eindrucksfunktion an Bühler an: Zum einen ist der Begriff "Eindruck" natürlich nichts anderes als das rezeptionsseitige Komplement zur Ausdrucksfunktion im Organonmodell (Bühler 1982 [1934], 28ff.), zum andern aber recurriere ich mit dieser Wortwahl auf den frühen Bühler, den der "Krise", in welcher er ein "Steuerungsmodell" der Kommunikation vorgeschlagen hatte.²⁴⁴

ii-ii) Jedes Textverstehen beginnt mit einem groben Eindruck des zu verstehenden Textes - und nicht selten hat es sich damit auch schon. Sofern es nun aber nicht bei eher peripheren und flüchtigen Wahrnehmungen von Texten bleibt, ist für den

²⁴⁴Das von Bühler (²1929 [1927]) in der "Krise der Psychologie" vorgeschlagene "Steuerungsmodell" der Kommunikation wurde kürzlich wieder von Schmitz (1994) in die Diskussion eingebracht. Schmitz plädiert mit Bühler für ein *Eindrucksmodell der Kommunikation*, in welchem es um die 'Emanzipierung' der Hörerrolle geht. Bühlers "Steuerungsmodell" umfasst zwei Regelkreise: einen inneren (sprecher- und hörerinternen) und einen äusseren (Sprecher und Hörer verbindenden) Regelkreis.

Rezipienten Beziehungsarbeit angesagt; ich nenne das die *Beziehungsfunktion*.²⁴⁵ Auf der Ebene der Beziehungsfunktion geht es insbesondere um die Vergegenwärtigung von Rollenkonstellationen: Aufzubauen/ zu aktualisieren ist eine Vorstellung von der "habituellen" und - damit nicht zwangsläufig identisch - von der "aktuellen Rolle" des Gesprächspartners (Dialoge)²⁴⁶, zu antizipieren ist ein 'Sender' eines schriftlichen Textes (sei das nun ein Individuum oder eine Körperschaft). Wie bzw. als was ein Text insgesamt verstanden wird, hat viel damit zu tun, wer da spricht oder schreibt, und mit welchem 'Recht' oder in wessen Namen dies geschieht. Entsprechend könnte die Frage auf dieser Funktionsebene lauten: *In welcher Beziehung sieht sich der Rezipient gegenüber dem (präsenten oder antizipierten) 'Sender'?* Nicht wenige Texte 'wollen' gar nicht mehr als Beziehungen aufnehmen/ erhalten/ modifizieren/ abbrechen - und genau so sind sie auch zu verstehen (was nicht qualifizierend gemeint ist). Das betrifft Exemplare von Textsorten wie BEGRÜSSUNG, PAUSENGESPRÄCH, POSTKARTE, aber auch GRATULATION, DANKESCHREIBEN, ENTSCHULDIGUNG u.v.a.m.

ii-iii/ ii-iv) Hat sich der Rezipient der sozialen Beziehungen versichert, mag er sich weiter fragen: *Will der Text sonst noch etwas von mir und wenn ja, was wäre das?* Eine erste Antwort kann lauten: der Text ist informierend und/ oder unterhaltend gemeint; eine zweite wäre: der Text will mehr, ist verbindlicher, hält mich zu einem bestimmten Anschlussverhalten an. Diesen beiden Reaktionsmöglichkeiten ordne ich die *Informations- und Unterhaltungsfunktion* bzw. die *Steuerungsfunktion* zu. In beiden Fällen handelt es sich um Funktionen, die der Beziehungsfunktion deutlich nach- oder untergeordnet sind. Ob ein Text für den Rezipienten informierenden und/ oder unterhaltenden oder aber steuernden Charakter hat, hängt wesentlich vom Verhältnis ab, das er zum präsenten (Gespräche) bzw. zum antizipierten (schriftliche Kommunikate) 'Sender' (aufgebaut) hat.

Der grösste Teil der Textvorkommen, mit denen es Verstehenssubjekte zu tun haben, dürfte funktional als *informierend* und/ oder *unterhaltend* verstanden werden. Hierher zu stellen wäre die ganze Palette der assertiv genannten Texte, also Textvorkommen, die von einfachen mündlichen Mitteilungen über Anzeigen bis hin zu komplexen deskriptiven, narrativen und argumentativen Texten reichen. Jedenfalls gibt es in diesem Bereich am meisten Textsortenbezeichnungen, wie Rolf (1993) nachweist.²⁴⁷ Wann für einen Rezipienten der informierende und wann der unterhaltende Aspekt im Vordergrund steht und was dafür jeweils den Ausschlag gibt, darüber lässt sich m.E. kaum etwas Allgemeines sagen.

Die *Steuerungsfunktion* schliesslich ist so legitimiert, dass einige der Texte, mit denen Rezipierende in Kontakt kommen, einen weiter gehenden Einfluss auf das Anschlussverhalten haben können. Ein Beispiel hierfür habe ich bereits oben unter dem Intertextualitäts-Aspekt diskutiert (der Text "Geschwindigkeit aufgehoben", vgl. Kap. 4.4.3.e)). Weitere Beispiele wären Handlungsanweisungen, etwa eine Anleitung zur Erstellung eines Manuskripts, dann auch Befehle, Forderungen u.a. Hier wird noch einmal deutlich, dass das Erfassen des steuernden Moments (genauer: des steuern *wollenden* Moments) solcher Texte in Abhängigkeit vom Erschliessen

²⁴⁵Heinemann & Viehwegers Terminus ist der des Kontakts; der aber scheint mir zu schwach, um die Relevanz dieser Funktion anzuzeigen.

²⁴⁶Die Rollen-Begriffe sind Burger (1991) entlehnt, der sie zur Analyse von Gesprächen in den Massenmedien braucht.

²⁴⁷Rolf (ebd., 132 u. 166) weist 43% der ca. 2100 (!) von ihm aufgrund von Wörterbuchanalysen (Duden-Wörterbuch, 1976ff., und Knaurs deutsches Wörterbuch, 1985) zusammengestellten Bezeichnungen für Textsorten der assertiven Textklasse zu. "Eine grosse Anzahl von Texten dient dazu, ihre(n) Adressaten zu informieren, d.h. bei ihnen (ihm) eine Veränderung (Erweiterung) der Gesamtheit seiner epistemisch-doxastischen Zustände und Prozesse herbeizuführen. Der Adressat solcher Texte soll wissen oder zumindest die Gelegenheit erhalten, das, was in ihnen thematisiert ist, zum Gehalt seiner eigenen epistemisch-doxastischen Einstellungen zu machen." (ebd., 166) Eine ziemlich ernste Sache, so ganz ohne unterhaltende Elemente.

der Beziehungsfunktion zu sehen ist: Die von einem Tutor erstellte Anleitung zum Abfassen einer Proseminararbeit hat für die Studierenden tendenziell 'Kann-Charakter'; die gleiche Anleitung aber hat 'Soll-Charakter', wenn sie vom Proseminarleiter 'autorisiert' ist. Es sind die in einem Verstehensvorgang zu aktualisierenden oder zu antizipierenden sozialen Beziehungen zwischen den Verständigungssubjekten, die die jeweilige Verbindlichkeit einer Steuerung festlegen. Und deutlich wird hier auch noch einmal die Polyfunktionalität von Texten, denn besagte Anweisung ist selbstverständlich (oder hoffentlich) auch informativ (und warum sollte sie nicht auch unterhaltend sein?), und natürlich macht sie, das zuerst, einen bestimmten Eindruck.

Soweit die vier - jetzt für das Textverstehen adaptierten - Primärfunktionen von Heinemann & Viehweger; nun noch zu den Bezügen zwischen diesen und den illokutiven Grundtypen Searles.

iii) Hervorheben will ich mit der (versuchsweisen) Zuordnung der fünf illokutiven Grundtypen zu den vier Primärfunktionen einerseits, wo ich einen Beitrag des sprechakttheoretischen Paradigmas zu einem Modell des Verstehens von Textfunktionen sehe und wo nicht. Andererseits soll angedeutet werden, dass es zu Mehrfachzuordnungen von illokutiven Grundtypen zu Primärfunktionen kommt.

Abb. 8 zeigt die Grenzen des sprechakttheoretischen Paradigmas auf. Sie zeigt, dass dem Erschliessen von Illokutionen auf der Basis von verfügbaren Handlungsbegriffen eine erste Verstehensphase - diejenige der Eindrucksbildung - vorausgeht. Dieser Phase ist mit dem Intentionalitätskriterium, auf das Illokutionen letztlich immer bezogen sind, nicht beizukommen, und zwar unabhängig davon, ob man "Intentionen" als psychologische Kategorie auffasst oder ob man die 'Erklärungskraft' dieses Begriffs auf Konventionen übergehen lässt (vgl. Busse 1991, Kap. 1.2).²⁴⁸ Über die Eindrücke, die ein Text hinterlässt, vermag das Illokutionenkonzept keine Aussagen zu machen, obwohl es gerade auch diese ersten Eindrücke sind, die das Wie des Verstehens mitbedingen (indem sie in die sich konstituierende Erwartungshaltung gegenüber dem zu Verstehenden eingehen).

Demgegenüber ist eine Zuordnung der illokutiven Grundtypen zu den drei andern Primärfunktionen grundsätzlich möglich - vorausgesetzt, man konzipiert erstere in Analogie zu letzteren dynamisch-hierarchisch, rechnet also mit variablen, sich fallweise ergebenden Inklusionsverhältnissen von z.B. expressiv-assertiven oder expressiv-assertiv-direktiven Funktionen. Einziger 'Fixpunkt' in diesem dynamischen Funktionskonzept wäre dann der *expressive* Illokutionstyp. Dieser kommt der oben als zentral ausgewiesenen Beziehungsfunktion am nächsten, fällt damit aber nicht zusammen bzw. er müsste, wie Knobloch (z.B. 1994) an solchen Stellen jeweils zu sagen pflegt, zuerst noch "kleingearbeitet" werden.²⁴⁹ Aus dem Versuch, die verbleibenden vier Illokutionstypen den Primärfunktionen "Information und Unterhaltung" und "Steuerung" zuzuordnen, ergibt sich des Weiteren, dass die Beziehun-

²⁴⁸Zu Ersterem tendiert Burger (1990, 30), wenn er einwendet, dass "der sprechakttheoretische Begriff der Intention für die Beschreibung massenmedialer Kommunikation nicht brauchbar [ist], weil er ein 'Subjekt' voraussetzt, das Intentionen haben und realisieren kann." Lüger (²1995, 54) vertritt die Auffassung, eine Gleichsetzung von Intentionen mit subjektiven Absichten würde den Handlungsbegriff unnötig einengen: "Das Verstehen sprachlicher Äußerungen hat vielmehr zur Voraussetzung, dass die Kommunikationsteilnehmer auf eingespielte soziale Regeln, auf Muster, die als bekannt unterstellt werden, zurückgreifen können. Erst dadurch wird eine singuläre Aktivität als Realisierung einer Handlung (oder genauer: eines bestimmten Handlungsmusters) rekonstruierbar." (ebd.)

²⁴⁹Die "Kleinarbeit" müsste beim Buchstabens "S" ansetzen, der in sprechakttheoretischen Arbeiten jeweils einfach als "gesichts- und geschichtslose Instanz" (Knobloch) in die formale Notation des Handlungsziels eingeht (was verständlich ist), der aber dann, wenn es um die Präzisierung der Zielkomponenten geht, das bleibt, was er in der formalen Notation ist, eben eine anonyme Instanz (was nicht ausreicht, wenn es um die Modellierung von *Verständigungsakten* geht). Beispielsweise macht Rolf (1993, 76 u. 167f.) für den expressiven Sprechakttyp zwar Vorschläge zur Präzisierung der "bei H anzunehmenden emotionalen Gesamtlage", die "regulativ beeinflusst werden soll", nicht aber zu "S".

gen nicht ein-eindeutig sein können. Während die sprecherseitig als *assertiv* bestimmbaren Texte, m.E. aber auch die *kommissiven*²⁵⁰, für Rezipierende mehr oder weniger deutlich informierenden/ unterhaltenden Charakter haben, erweisen sich die direktiven und deklarativen Illokutionstypen als zu 'grob', um sie *entweder* der Informations- und Unterhaltungsfunktion *oder* der Steuerungsfunktion zuweisen zu können: Ein Appell, ein Ratschlag, ein Vorschlag, eine Anweisung, eine Richtlinie, selbst ein Befehl oder eine Forderung - Textvorkommen, denen aus der Produktionsperspektive direkte Funktion zukommt -, können für einen Rezipienten informierenden *oder* steuernden Charakter haben, je nachdem, ob sich der Rezipient zu den direkten Adressaten der Texte zählt/ zu zählen hat oder nicht. (Wir kommen ja keineswegs nur mit 'direktiven' Texten in Kontakt, die direkt an uns gerichtet sind, und oft ist es schon gar nicht leicht zu entscheiden, ob ein Text *auch* an uns gerichtet ist - und das nicht nur im schriftlichen Bereich.)²⁵¹ Beispielsweise hat die oben angeführte Anweisung zum Verfassen einer Proseminararbeit, wenn sie von einer Kollegin erarbeitet wurde, für mich als Proseminarleiter informierende (aufgrund der Beispiele vielleicht auch unterhaltende) Funktion; direkte Funktion hätte die gleiche Anweisung hingegen für mich, wenn sie von der Professorenschaft (für die das Papier wiederum nur informativen Charakter hätte) für verbindlich erklärt worden wäre. Die gleiche Ambivalenz gilt auch für 'deklarative' Texte: Ein Gerichtsurteil, eine Taufe, eine Kündigung, eine Verordnung - Beispiele für Textvorkommen, denen aus der Produktionsperspektive deklarative Funktion zugeschrieben wird -, solche Texte haben nur für diejenigen Rezipienten steuernde Funktion, die direkt von den entsprechenden institutionellen Wirklichkeiten betroffen sind. Für einen weiteren Rezipientenkreis aber (Besucher des Taufgottesdienstes, Rezipienten, die das Gerichtsurteil in der Zeitung lesen usw.) haben die gleichen Texte informierende Funktion. Das sind die Gründe, weshalb ich zwischen direktiv₁ (=informierend) und direktiv₂ (=steuernd) bzw. zwischen deklarativ₁ (=informierend) und deklarativ₂ (=steuernd) unterscheide.

Eine abschliessende Beurteilung des vorgeschlagenen Modells ist insofern nicht einfach, als die Kriterien, nach denen wissenschaftliche Klassifikationen in der Regel beurteilt werden - Exaktheit, Disjunktivität, Exhaustivität - Kriterien zur Beurteilung der Kategorien inhaltsanalytischer Untersuchungen sind. Das hier vorgeschlagene Modell ist dagegen als Flussmodell des Verstehens von Textfunktionen konzipiert, und entsprechend ist besonders Disjunktivität kein geeignetes Beurteilungskriterium: *Disjunktiv* können und sollen die vier unterschiedenen Funktionen gar nicht sein, vielmehr stehen sie untereinander, wie gezeigt, in einem Inklusionsverhältnis. *Exhaustiv* dagegen ist das Modell mindestens im gleichen Sinn wie die fünf illokutiven Grundtypen Searles²⁵², da letztere darin untergebracht werden konnten. Exhaustivität ist sogar noch in stärkerem Masse gegeben, da mit einer gewissen Eigenständigkeit der Eindrucksfunktion gerechnet wird. Was die *Exaktheit* der Beschreibung der einzelnen Funktionen angeht, erachte ich meine Vorschläge als Entwurf. Präziser beschrieben (und z.T. auch besser legitimiert) werden

²⁵⁰Bei kommissiven Texten legt sich S auf ein (zukünftiges) Verhalten fest. Aber aus diesen Festlegungen ergeben sich für H nicht zwangsläufig weitere Konsequenzen bezüglich *seines* Anschlussverhaltens. *Bestätigungen* aller Art, *Versicherungen*, aber auch eine *Drohung* oder eine *Warnung*: alle diese Textvorkommen haben für H grundsätzlich informativen Wert, auch wenn diese Informationen stärker auf die Interessen von H bezogen sind als diejenigen assertiver Texte.

²⁵¹Das ist die Kehrseite des bereits angesprochenen Problems der "Mehrfachadressierung", das künftig in Rezeptionsuntersuchungen viel stärker berücksichtigt werden müsste (vgl. dazu auch oben, Kap. 4.4.3.e), die Überlegungen zum Hörerschaftskonzept von Clark (1992)).

²⁵²Ob diese selber exhaustiv sind, wie etwa Rolf (1993) postuliert, bleibe dahingestellt. Kritisch hinterfragt wird die Prämisse der Exhaustivität u.a. von Sperber & Wilson (1986) und von v. Polenz (1988); nicht hinterfragt (und implizit geteilt) wird sie z.B. von Brinker (1992).

müssten insbesondere noch die ästhetische Funktion und die Unterhaltungskomponente der Informations- und Unterhaltungsfunktion.

4.4.5 Kohärenz

In den vorangehenden Teilkapiteln 4.4.1 bis 4.4.4 habe ich das zentrale Phänomen des Textverstehens, die Kohärenz, mehrfach thematisiert, dies aber jeweils im Kontext von verschiedenen Fragestellungen. Diese etwas verstreuten Überlegungen will ich an dieser Stelle a) zuerst zusammenfassen und dann b) differenzieren, wobei die sog. Kohärenzrelationen im Vordergrund stehen sollen. Schliesslich werfe ich c) die Frage nach allfälligen Grenzen der Kohärenz auf und leuchte diese Frage am Beispiel von dialogischen Texten etwas aus.

a) Zwischenbilanz

Aus der Rezeptionsperspektive betrachtet, ist Kohärenz ein Begriff, um *Verständnisse* zu charakterisieren. Ein Verständnis ist ein mentales Ereignis, das sich in der Verständigung einstellt - durch Integration von textuellen und kontextuellen Indizien einerseits und aktiviertem Vorwissen andererseits. Mittels kognitiv-textlinguistischen Vokabulars (das in diesem Bereich mit psycholinguistischem weitgehend konvergiert) kann man ein Textverständnis dann kohärent nennen, wenn es dem Rezipienten gelingt, eine für ihn zusammenhängende *Textwelt* zu etablieren, d.h. eine Konstellation von Konzepten und Beziehungen zwischen Konzepten zu (re)konstruieren, von der er annimmt, dass sie dem zu verstehenden Text zu Grunde liegt. Diese Umschreibung der Textwelt steht für einen *propositionalen Kohärenzbegriff* (der seinerseits als Weiterführung eines *konzeptuellen Kohärenzbegriffs* aufgefasst werden kann), und dem ein - v.a. in der Psycholinguistik immer noch weit weniger beachteter - *illokutiver Kohärenzbegriff* beiseite zu stellen ist. Beim propositionalen Kohärenzbegriff steht der Sach- und Ereignisbezug des Textes im Vordergrund, also das, wovon ein Text handelt. *Wie* ein Text von dem handelt, wovon er handelt, dieser Aspekt ist beim illokutiven Kohärenzbegriff zentral. Ob ein Text als kohärent empfunden wird oder nicht, hängt nicht nur davon ab, ob eine konzeptuelle Relationsstruktur etabliert werden kann, sondern auch davon, ob Handlungsbegriffe (Ausdrücke für Illokutionen) erkannt und unter Handlungskategorien (Grundtypen von Illokutionen) subsumiert werden können. Bei vielen Textsorten, zumal bei (typischerweise schriftlich realisierten) deskriptiven und einfachen narrativen Texten, bietet sich der propositionale Zugang zur Kohärenz an. Bei anderen Textsorten aber, bei argumentativen z.B. und bei vielen (typischerweise mündlich realisierten) Texten der Alltagskommunikation scheint propositionale Kohärenz eher eine untergeordnete Rolle zu spielen und das Erschliessen der Textfunktion(en) umso bedeutender zu sein. Was letztlich den Ausschlag gibt für kohärentes Verstehen - die Propositionen oder die Illokutionen - lässt sich folglich nicht allgemein, sondern immer nur relativ in Bezug auf Textsorten und einzelne Textvorkommen beurteilen.

Ein kohärenter Text ist also immer ein verstandener Text - aber ein kohärenter Text ist weder immer ein 'umfassend' verstandener, noch ein immer überindividuell gleich verstandener Text, und meistens handelt es sich auch nicht um ein zeitlich überdauerndes 'Produkt'. Vielmehr gibt es Spielraum für (*inter- und intra-*)*individuell variable und partielle Verständnisse*, und zwar sowohl bei der propositionalen als auch bei der illokutiven Kohärenz. Bei der Etablierung propositionaler Kohärenz sind mindestens drei 'Stellen' für subjektive und graduelle Verständnisse auszumachen: erstens bei der situations- und motivationsabhängigen Annahme der Rezipierenden, *welche* Konzept- und Konzeptrelationsstruktur dem zu verstehen-

den Text zu Grunde liegt, zweitens bei der momentanen Aktivierbarkeit von Konzepten und Beziehungen zwischen Konzepten und drittens ist, ganz grundsätzlich, von (erfahrungsbedingt) individuell 'gefärbten' Verhältnissen zwischen sprachlichen Ausdrücken und Begriffen/ Relationen auszugehen. Bei der Etablierung illokutiver Kohärenz kommt Varianz sowohl durch die Verfügbarkeit der Handlungsbegriffe als auch durch die Zuordnung dieser zu Handlungskategorien ins Spiel: Weder ist von einer automatischen Verfügbarkeit der sprachlich indizierten Handlungsbegriffe noch der Handlungskategorien auszugehen. (Mit Sperber & Wilson (1986) kann sogar bezweifelt werden, ob die meist in der Art eines impliziten Defaults postulierten illokutiven Grundtypen Searles in der Verständigung universell wirksam sind.)

Diese Aspekte der Varianz stehen allerdings nur für die eine Seite der Medaille, denn, bliebe es dabei, wäre alltägliches Textverstehen im Wesentlichen wechselseitiges Missverstehen²⁵³ und (mindestens in Teilen) interindividuell übereinstimmende Kohärenz als Voraussetzung funktionierender Verständigung letztlich eine Fiktion. Demgegenüber kann von der Existenz von dreierlei Mechanismen ausgegangen werden, die geeignet sind, besagten Spielraum beim Textverstehen einzugrenzen: Zum einen legen Textproduzenten ihre Texte in der Regel darauf an, dass sie kohärent verstehbar sind²⁵⁴ (indem sie bei der Textproduktion die jeweilige Verständigungssituation antizipieren und entsprechende Strukturierungsmuster einsetzen, wozu u.a. auch der Gebrauch von Kohäsionsmitteln und die Offenlegung intertextueller Bezüge gehören), und zum andern erwarten die Textrezipienten immer schon einen kohärent verstehbaren Text²⁵⁵ (die Erwartung, eine zusammenhängende Textwelt herstellen zu können, ist so stark, dass sie z.B. das Fehlen von Kohäsionsmitteln zu kompensieren vermag). Drittens schliesslich ist zwar jede Verstehenssituation etwas Einzigartiges, dies aber nur im Rahmen rekurrenter Verstehenskonstellationen²⁵⁶ (u.a. Formalitätsgrade von Verständigungssituationen, Rollenkonstellationen), wodurch das Analogie-Prinzip, das ja allen inferentiellen Leistungen zu Grunde liegt, zum Tragen kommt, und die Aktivierung von schematisch organisierten Wissensstrukturen (u.a. in der Art der beschriebenen Superstrukturen), für die man ein gewisses Mass an Kollektivität postulieren kann, begünstigt wird.

Diese Mechanismen ändern freilich nichts daran, dass Kohärenz eine fragile und flüchtige Erscheinung ist, der man sich immer nur abstrahierend und rekonstruktiv annähern kann. Entsprechend ist der Begriff Kohärenz - nicht anders als das Textverständnis selber - dynamisch, relational und graduell zu konzipieren: *dynamisch*, weil nicht nur der Vorgang des Textverstehens, sondern auch dessen Ergebnis, das Textverständnis, in der Regel dauernder Veränderung in der Zeit unterliegt (was sich empirisch durch verschiedene Rekonstruktions-/Reproduktionsverhältnisse nachweisen lässt); *relational*, weil es um die Integration von Input und Vorwissen geht; *graduell*, weil das Ausmass dieser Integration verschieden weit gehen kann.

Es ist möglich, in Bezug auf die dynamischen, relationalen und graduellen Eigenschaften von Kohärenz zu Präzisierungen zu kommen - dies aber nur im Rahmen

²⁵³Wofür es ja, wie oben in Kap. 3.a) mit einem Verweis auf Taylor (1992) angedeutet, durchaus auch ernst zu nehmende Positionen gibt. Auf Taylor komme ich in diesem Abschnitt im Zusammenhang mit einer kritischen Einschätzung der Generalisierbarkeit der Kollaborations-Theorie von Clark & Wilkes-Gibbs (1986; 1992) nochmals zu sprechen (Kap. 4.4.5.c)).

²⁵⁴Vgl. dazu u.a. den Hinweis auf "akzeptanzstützende Strategien" (Techtmeier 1996) oben in Kap. 4.4.3.d).

²⁵⁵Diese These wird in der Regel mit Hörmanns (1978) "Sinnkonstanz" gestützt; sie lässt sich freilich bis auf Bartlett (1932) zurückführen.

²⁵⁶Darauf legen u.a. Heinemann & Viehweger (1991) besonderes Gewicht.

von speziellen Struktur- und Prozessannahmen, wie sie in psychologischen und psycholinguistischen Labors entwickelt und empirisch mit hochdifferenzierten Methoden überprüft werden. Dabei handelt es sich allerdings wieder um einen anderen 'Diskurs' mit eigenen Prämissen und besonderen Begrifflichkeiten, der sich nicht ohne Weiteres in den bisherigen Argumentationszusammenhang integrieren lässt (vgl. Kap. 1 und das Fazit).²⁵⁷ - Was sich hingegen noch weitgehend ohne spezifischere Struktur- und Prozessannahmen bezüglich mentaler Repräsentationen genauer besprechen lässt, sind die sog. Kohärenzrelationen.

b) Kohärenzrelationen

Unter *Kohärenzrelationen* verstehe ich - als Annäherung zunächst - *Arten der Verknüpfung* zwischen (prototypischerweise) benachbarten Textschritten, die sprachlich entweder angezeigt werden (*Konnektiva* wie "weil", "und") oder nicht angezeigt werden (*Konnektoren*, z.B. implizite Ursache-Folge-Beziehungen wie in "Der Mittelstürmer spielte eigensinnig. Die Zuschauer piffen ihn aus."). Von der Beziehung der Verknüpfung (auch: "Konnexion", vgl. besonders Nussbaumer 1991, 113 u. 181) abzuheben ist die *Beziehung der Verweisung*, die durch (partielle oder globalere) Rekurrenz von Ausdrücken und/ oder Bezugsobjekten konstituiert wird (Kohäsionsrelationen wie z.B. Lexemrekurrenz mit Koreferenz, koreferente Proformen, aber auch Substitutionen, vgl. oben, Kap. 4.4.2). Grafisch lässt sich das so veranschaulichen:

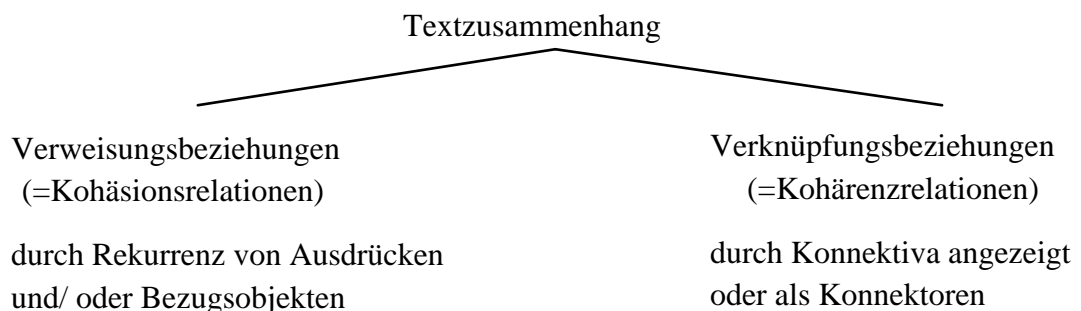


Abb. 9: Aspekte des Textzusammenhangs²⁵⁸

Begründen lassen sich die Unterscheidungen in Abb. 9 aus der Rezeptionsperspektive folgendermassen: *Wenn* Verweisungsbeziehungen in einem Text realisiert sind, ist das Erschliessen derselben für die Etablierung von Kohärenz zweifellos notwendig (wenngleich kaum hinreichend), aber ein Text kann auch dann als kohärent

²⁵⁷Die Modellierung spezifischer prozessualer und struktureller Aspekte mentaler Repräsentationen wird üblicherweise nicht mehr zu den Aufgaben sprachtheoretisch fundierter Auseinandersetzungen mit dem Sprachverstehen gezählt (vgl. Busse 1991, 160).

²⁵⁸Das Schema umfasst natürlich nicht alle Aspekte des Textzusammenhangs. Es kommt mir hier auf die Unterscheidung zweier Haupttypen von Beziehungen zwischen Textsegmenten an, die in der Literatur oft - und oft ohne klare Trennung - unter den Stichworten "Vertextungstypen", "Verknüpfungsmuster", "Satzverknüpfungen", "Textverknüpfung", "Grundmuster thematischer Entfaltung" u.ä. thematisiert werden (Nussbaumer 1991, 183). Wichtig ist die Unterscheidung von Verweisungsbeziehungen auf der einen und Verknüpfungsbeziehungen auf der anderen Seite, weil diese Typen von Beziehungen im externen Text je eigene sprachliche Indizien haben - und das wiederum zeitigt Folgen für den Versuch der Rekonstruktion von Inferenzen beim Textverstehen, wie er unten in Kap. 4.4.6 unternommen werden soll.

empfunden werden, wenn keine Verweisungsbeziehungen realisiert sind. Anders verhält es sich mit den Verknüpfungsbeziehungen: Das Erschliessen von Verknüpfungsbeziehungen ist unabdingbar für die Etablierung von (lokaler) Kohärenz²⁵⁹ - unabhängig davon, ob diese durch Konnektive indiziert sind oder in Form von Konnektoren implizit bleiben, vgl. das folgende Beispiel (1):

(1) Gestern Nacht wurden viele Babys geboren. Es war Vollmond.

Dieses Satzpaar wird zweifellos als kohärent aufgefasst, aber die Etablierung von Kohärenz läuft hier nicht über Verweisungsbeziehungen, und es ist auch kein Konnektivum realisiert: Entscheidend für kohärentes Verstehen in (1) ist das Erschliessen eines Konnektors, hier eines kausalen (der Vollmond *als Grund* der vielen Geburten).

Präzisierte Vorstellungen über verschiedene Typen von Kohärenzrelationen wären für eine detaillierte Rekonstruktion von Inferenzen beim Textverstehen besonders wichtig, das liegt auf der Hand: Hätte man ähnlich genaue und vollständige Klassifikationen von Kohärenzrelationen, wie sie im Bereich der Kohäsionsmittel vorliegen (vgl. oben, Kap. 4.4.2. ii)), dann könnte man in der Tat das Fernziel einer (exhaustiven?) 'Auslegeordnung' derjenigen abduktiven Leistungen ins Auge fassen, die unabdingbar sind für (lokale) Kohärenz.²⁶⁰ Genaue und vollständige Klassifikationen von Kohärenzrelationen sind indessen, auch das liegt auf der Hand, *Desiderata*. In der Forschung üblich sind mehr oder weniger plausible, eher unsystematische und im Einzelnen äusserst heterogene Aufzählungen, in denen Verweisungs- und Verknüpfungsbeziehungen oft nicht auseinandergehalten werden und in denen der Begriff 'Konnektivum' ganz verschieden weit gefasst wird (vgl. dazu auch die Überblicke bei Schade, Langer, Rutz & Sichelschmidt 1991, Kap. 2.1, und bei Nussbaumer 1991, Kap. 6.1.2). Um dies zu illustrieren, greife ich zunächst einige solcher Aufzählungen auf - für die kognitiv orientierte Textlinguistik de Beaugrande & Dressler (1981) sowie Heinemann & Viehweger (1991); für die Psycholinguistik Kintsch & van Dijk (1983), Gernsbacher (1990) und Givón (1995) - und komme dann, etwas ausführlicher, auf den Vorschlag von Sanders, Spooren & Noordman (1992) zu sprechen, der sich u.a. punkto Systematik positiv von anderen Ansätzen abhebt.

De Beaugrande & Dressler (1981, Kap. I, 7.ff. u. V, 24.ff.) zählen zunächst verschiedene kausale Konnektoren auf (Ursache, Ermöglichung, Grund; Zweck)²⁶¹ und erwähnen noch zeitliche Relationen. Des Weiteren präsentieren sie eine "Typologie" mit von ihnen so genannten "Sekundärkonzepten", die sich "für die Benennung von Verbindungen zwischen Konzepten nützlich gezeigt" habe, die aber "keineswegs erschöpfend oder vollkommen" sei. (ebd., 103) Die 'Typologie' schöpft aus ganz verschiedenen Quellen (genannt werden, ebd.: "Kasusgrammatiken", "mentale Operationen", "Klasseninklusion", "Bedeutungssysteme") und ist entspre-

²⁵⁹Zu den m.E. sehr vagen Konzepten "lokale Kohärenz" und "globale Kohärenz" in der *empirischen* Inferenzforschung vgl. oben, Kap. 1.

²⁶⁰Das braucht übrigens weder in der Absicht noch mit dem Fernziel einer Computersimulation zu erfolgen (zu der Sprachtheoretiker wie Busse in der Regel sehr schnell auf Distanz gehen). Von grossem Wert wäre eine genaue Typologie von Kohärenzrelationen u.a. auch für Untersuchungen zum Spracherwerb.

²⁶¹"Ursache, Ermöglichung und Grund sind vorwärts gerichtet, d.h. das frühere Ereignis bzw. die frühere Situation verursacht, ermöglicht oder begründet spätere Ereignisse oder Situationen. Zweck ist rückwärts gerichtet, d.h. bezüglich der Direktionalität ist das spätere Ereignis der Zweck des früheren." (ebd., 7)

chend heterogen, sodass eine weitere Auseinandersetzung damit an dieser Stelle unterbleiben kann.²⁶²

Heinemann & Viehweger (1991, 120f.) thematisieren Kohärenzrelationen unter dem Aspekt der Integration zweier Propositionen in ein Propositionsschema und halten fest, dass diese Integration "in sehr vielen Fällen durch ein kausales Schema kontrolliert wird" (ebd., 121), wobei ihre Differenzierung des "kausalen Schemas" im Grunde noch hinter derjenigen von de Beaugrande & Dressler (1981) zurückbleibt. Angeführt, aber nicht weiter ausgeführt werden dann noch "Spezifizierungs- und Generalisierungsrelationen" (ebd.) sowie eine "Sukzessivitätsbeziehung" genannte temporale Verknüpfung (ebd., 122).

Ebenfalls auf der Ebene der Verknüpfung von Propositionen verankert sind die Vorschläge von Kintsch & van Dijk (1983), wobei ein Problem dieses Ansatzes in der Vielfalt von Termini für die gleiche (?) Sache besteht. Kintsch & van Dijk (1983, 149ff., v.a. 150 sowie, zusammenfassend, 182) unterscheiden im Rahmen ihrer Strategie-Theorie des Sprachverstehens zwei grundlegende Typen von "semantischen" Relationen, nämlich "konditionale" und "funktionale" Relationen. Zu den Ersteren (die auch "extensionale" sowie "Fakten-" und "Referenzbeziehungen" heissen) werden "Temporalität" und "Kausalität" "etc." (!) gerechnet, zu den Letzteren (auch als "intensional" bezeichneten) "Spezifikation", "Beispiel", "Vergleich", "Kontrast", "Generalisierung" - ebenfalls "etc.". *Konditionale Relationen* liegen dann vor, wenn ein Faktum als mögliche, wahrscheinliche oder notwendige *Bedingung* eines anderen Faktums oder aber, umgekehrt, als mögliche, wahrscheinliche oder notwendige *Konsequenz* eines anderen Faktums aufzufassen ist. *Funktionale Beziehungen* werden (allerdings nicht konsequent) mit "Bedeutungsrelationen" (signifié-signifié-Relationen?) in Verbindung gebracht.²⁶³ Konditionale und funktionale Relationen sind nicht unabhängig voneinander, vielmehr involvieren Beziehungen zwischen Fakten gewöhnlich Bedeutungsrelationen zwischen den sprachlichen Zeichen, mit denen die Fakten ausgedrückt werden (ebd., 158f.). Die folgenden drei Beispiele sollen veranschaulichen, was Kintsch & van Dijk (1983, 154 u. 159f.) unter "konditionalen" ("extensionalen") und "funktionalen" ("intensionalen") Beziehungen verstehen:

(2) John went for a hike in the mountains last weekend. He came back with a broken leg.

(3) John went for a hike in the mountains last weekend. He left very early on Friday morning.

(4) John went for a hike in the mountains last weekend. He is crazy about the fresh air and the beautiful views.

In (2) ergibt sich lokale Kohärenz, indem das Bergsteigen als kausale Bedingung für das gebrochene Bein aufgefasst wird. Demgegenüber wird lokale Kohärenz in (3) dann erreicht, wenn der zweite Satz funktional als Spezifikation des ersten aufgefasst wird, wenn also das frühe Aufbrechen als genauere Beschreibung des Ereignisses 'Bergtour' verstanden wird. (4) schliesslich steht für "a combined case" der beiden Typen von "semantischen" Beziehungen (ebd., 159): In diesem Beispiel wird mit dem zweiten Satz eine mögliche allgemeine Bedingung für den ersten

²⁶²Beispiele aus der insgesamt 34 "Sekundärkonzepte" umfassenden 'Typologie' sind (ebd., 101-103): "Zustand, Agens, Relation, Form, Teil, Enthaltensein", aber auch "Apperzeption, Kognition, Emotion, Besitzrelation" und schliesslich auch noch "Koreferenz" und "Rekurrenz".

²⁶³Als Beispiel wird eine - theoretisch nicht näher spezifizierte - Form der "Implikation" angeführt: "Thus, a sentence may be followed by another sentence implying it or implied by it, for example:

(1) It is cold today. It has been a lousy winter.

(2) He is very happy. He is in love." (ebd., 150)

nachgeliefert (eine "konditionale" Beziehung), wobei dem "crazy about ..." gleichzeitig die Funktion einer Erklärung für das Unternehmen der Bergtour zukommt (eine "funktionale" Beziehung).²⁶⁴

Gernsbacher (1990) setzt im Rahmen ihrer Strukturbildungstheorie des Sprachverstehens vier Kohärenzrelationen an, die sich auf das Verhältnis von bereits verarbeiteten und im Moment zu verarbeitenden Textsegmenten unterschiedlicher Grösse (z.B. ein Wort, eine Phrase u.a.) beziehen: referentielle Beziehungen ("consistency in *who* or *what* is being communicated"), temporale Beziehungen ("consistency in *when* the events occur that are being communicated"), räumliche Beziehungen ("consistency in *where* these events occur") und kausale Beziehungen ("consistency in *why* these events occur"). (ebd., 52ff., Hervorheb. i. Original)

Givón (1995) thematisiert Kohärenz einerseits unter dem Aspekt des "grounding" und spricht andererseits von "mechanisms of coherence". (ebd., Kap. 2.3 resp. 5) "Grounding" steht synonym für Verbindungen zwischen 'Netzwerk-Knoten' eines mentalen Textes: Solche Verbindungen ergeben sich entweder durch den Anschluss von zu verarbeitenden Textsegmenten an Teile des bereits repräsentierten Textes ("anaphoric grounding") oder aber durch Antizipation von mutmasslich zur Verarbeitung anstehenden Textsegmenten, was durch "opening of pending connections in yet-to-be completed structure" erfolgt ("cataphoric grounding"). (ebd., 64ff.) Unter dem Titel "Kohärenzmechanismen" behandelt *Givón* (ebd., 81ff.) dann referentielle, temporale und räumliche Beziehungen zwischen Sätzen und Teilsätzen, wobei alle diese Beziehungen sowohl aufgrund von lexikalischen als auch durch grammatische Informationen erschlossen werden können ("vocabulary cued" resp. "grammar-cued"). Neben den referentiellen, temporalen und räumlichen Beziehungen werden dann noch thematische Beziehungen angeführt, aber eher als Epiphänomen angesehen.²⁶⁵ - Erstaunlich ist, dass bei *Givón* gerade jene Beziehungen unbeachtet bleiben, denen in allen anderen berücksichtigten Arbeiten eine sehr bedeutende Rolle zugeschrieben wird: das sind die kausalen Relationen.

Sanders, Spooren & Noordman (1992) legen eine empirisch abgestützte Taxonomie mit 12 Klassen (und einigen Subklassen) von Kohärenzrelationen vor (ebd., 11). Ausgangspunkt ihrer Überlegungen sind zwei benachbarte Sätze oder Teilsätze, S_1 und S_2 , sowie P und Q als deren propositionale Korrelate. Hergeleitet werden die 12 Klassen von Kohärenzrelationen durch Kombinationen von vier Komponenten, die alle zwei Ausprägungen annehmen können, und die als "kognitive Primitiva" angesehen werden.²⁶⁶ Die Primitiva und ihre Ausprägungen sind: zu Grunde liegende kognitive Operation ("basic operation": kausal oder additiv), Quelle der Kohärenz ("source of coherence": Semantik oder Pragmatik), Reihenfolge von S_1 und S_2 ("order": 'unauffällig'/ 'unmarkiert' ("basic") oder 'auffällig'/ 'markiert' ("non-basic")) und 'Vorzeichen' der Beziehung ("polarity": positiv oder negativ).

²⁶⁴Damit wird auch ersichtlich, dass in die Kintsch & van Dijk'schen "semantischen" Relationen auch pragmatische Momente einfließen. Man könnte natürlich auch sagen, die Autoren würden einen sehr weiten Semantikbegriff vertreten, der, ähnlich wie bei Busse (1994, 1991), pragmatische Aspekte schon integriert. Das allerdings stünde dann im Widerspruch zur programmatischen Ankündigung von Kintsch & van Dijk (ebd., 149), pragmatische Kohärenz sei *neben* propositionaler Kohärenz zu berücksichtigen.

²⁶⁵"Thematic coherence is most likely an epi-phenomenon. It may be an additive consequence of all the more concrete strands of coherence falling together, but is unlikely to be the mere sum of its various parts." (ebd., 90)

²⁶⁶Auf kritische Aspekte des Status dieser Komponenten komme ich im Anschluss an die Vorstellung der Typologie zu sprechen.

Bestimmt werden die Primitiva und ihre Ausprägungen in vier Schritten, denen je eine Frage zugeordnet ist (ebd., 6-11):²⁶⁷ Angenommen wird zunächst, dass es nur zwei grundlegende *kognitive Operationen* zwischen P und Q gibt, nämlich *kausale* und *additive*. Da Erstere Letztere implizieren, lautet die erste Frage: 'Ist die Beziehung zwischen P und Q kausaler Art?' Ist das der Fall, handelt es sich um eine kausale Beziehung, sonst um eine additive.²⁶⁸ Wichtig ist dabei, dass die kausalen und additiven Beziehungen mit den gleichnamigen logischen Operatoren *nicht* äquivalent sind.²⁶⁹ Bezüglich der *Quelle der Kohärenz* lautet eine zweite Frage, ob die Kohärenz zwischen den durch S₁ und S₂ ausgedrückten Propositionen auf den *semantischen Gehalt* oder die *illokutive Rolle* derselben zurückzuführen ist.²⁷⁰ Drittens wird danach gefragt, ob P und Q mit S₁ und S₂ oder aber, umgekehrt, mit S₂ und S₁ korrespondieren. Im ersten Fall ist von einer '*unauffälligen*' Reihenfolge ("basic order"), im zweiten von einer '*auffälligen*' ("nonbasic order") die Rede.²⁷¹ Die vierte Frage schliesslich lautet, mit welchem '*Vorzeichen*' S₁ und S₂ versehen sind, d.h. gefragt wird danach, ob P und Q sprachlich *positiv ausgedrückt* oder aber *negiert* werden.

Theoretisch betrachtet gibt es nun für jede der beiden Basisoperationen, die kausale und die additive, 2 (Quelle der Kohärenz) x 2 (Reihenfolge) x 2 ('Vorzeichen') Kombinationsmöglichkeiten, woraus sich 16 Kohärenzrelationen generieren liessen. Aufgrund der Symmetrie bei der additiven Operation (Irrelevanz der Komponente 'Reihenfolge') entfallen aber 4 Kombinationen, sodass insgesamt 12 Klassen von Kohärenzrelationen (und ein paar Subklassen) unterschieden werden. (ebd., 11)²⁷² Zur Illustration dieser Klassen greife ich einige Beispiele heraus, von denen man annehmen kann, dass sie häufiger vorkommen:

- (5) Because there is a low-pressure area over Ireland, the bad weather is coming our way. (ebd., 12)

In diesem Satz ist die Relation *Grund-Folge* ("cause-consequence") realisiert, die durch die Komponenten 'kausal' (kognitive Operation), 'semantisch' (Quelle der Kohärenz), 'unauffällig' (Reihenfolge) und 'positiv' ('Vorzeichen') konstituiert wird: Grundlage für das Erschliessen dieser Beziehung wäre demnach die kausale Basisoperation; Quelle der Kohärenz ist der semantische Gehalt der Propositionen

²⁶⁷Ich begreife dieses Vorgehen als Prozedur zur Auffindung von Kohärenzrelationen.

²⁶⁸Von den vier logischen Operatoren (Kausalität, Addition, Negation, Disjunktion) werden Kausalität und Addition als kognitiv grundlegend angesehen "because they justify the *pretheoretical intuition* that discourse segments are either strongly connected (causal) or weakly connected (additive)". (ebd., 6, Hervorheb. v. mir)

²⁶⁹Der Unterschied besteht in der Gewichtung des wahrheitsfunktionalen Aspekts von Propositionen: Eine kausale Relation mit der Struktur "if P then Q" wie in "If Sweden is larger than Denmark, then Jürki is older than Lauri." ist logisch gesehen genau dann wahr, wenn P und Q wahr sind. Für die meisten Sprachbenützer dürfte indessen in diesem Satz gar keine kausale Relation existieren, weil P für Q schlicht als *irrelevant* angesehen wird. Ausgehend von solchen Überlegungen plädieren die Autoren für eine Logik, in der "some of the intuitively less acceptable principles of classical logic are abandoned and other axioms are introduced to meet *conditions of relevance*". (ebd., 7, Hervorheb. v. mir) Eine genauere Auseinandersetzung mit diesem *in theoretischer Hinsicht* zentralen Problem unterbleibt dann allerdings.

²⁷⁰Dass die Beantwortung dieser Frage im Einzelnen sehr schwierig ist, zeigen gerade auch die von den Autoren durchgeführten Experimente, vgl. unten in diesem Abschnitt.

²⁷¹Die Frage nach der Reihenfolge von S₁ und S₂ in Bezug auf die korrespondierenden Propositionen ist nur für die kausale Operation weiter distinktiv, nicht aber für die additive. (ebd., 10)

²⁷²Es sind dies im Einzelnen: 1. cause-consequence, 2. contrastive cause-consequence, 3. consequence-cause, 4. contrastive consequence-cause, 5a. argument-claim, 5b. instrument-goal, 5c. condition-consequence, 6. contrastive argument-claim, 7a. claim-argument, 7b. goal-instrument, 7c. consequence-condition, 8. contrastive claim-argument, 9. list, 10a. exception, 10b. opposition, 11. enumeration, 12. concession. (ebd.)

(es geht um das "dass" des Sagens, nicht um das "wie", d.h. zu erschliessen ist entsprechendes Faktenwissen); das Tiefdruckgebiet (S_1 bzw. P) wird zuerst erwähnt, das schlechte Wetter (S_2 bzw. Q) danach, es handelt sich also um eine unauffällige Reihenfolge; beide Propositionen sind affirmativ ausgedrückt, d.h. die Kohärenzrelation ist positiv ausgeprägt.

Die Komponenten 'kausal', 'unauffällig' und 'positiv' sind auch für die Relation in (6) konstitutiv, aber die Quelle der Kohärenz ist hier die Pragmatik (Q in (6) ist als Aufforderung zu verstehen), woraus die Relation *Datum* (oder *Faktum*)-*Behauptung* ("argument-claim") resultiert (ich gehe davon aus, dass "argument" für die Toulminschen "data" steht):

(6) Nests or dead birds may clog up chimneys. Therefore, have your chimney checked once a year and swept when necessary. (13)

(7) weist gegenüber (6) drei Gemeinsamkeiten auf, nämlich die kognitive Operation (kausal), die Kohärenzquelle (Pragmatik) und die polare Ausprägung (positiv); umgekehrt ist in (7) aber die Reihenfolge von Sätzen und Propositionen (S_1/Q und S_2/P , statt, wie üblich, S_1/P und S_2/Q), was als auffällige Reihenfolge ("nonbasic order") angesehen wird. Daraus ergibt sich die Relation *Behauptung-Datum* ("claim-argument"):

(7) Many people seem to eat only the flower head of the broccoli. That is a pity, because the stalk tastes good too. (14)²⁷³

In (8) schliesslich ist wieder die Semantik der Propositionen die Quelle der Kohärenz, die kognitive Operation in diesem Beispiel ist jetzt aber die additive (wodurch die Komponente "Reihenfolge" irrelevant ist), und die Polarität ist negativ ausgeprägt (Negation von S_2 und mithin Q): dies führt zur Kohärenzrelation *Ausnahme* ("exception"):

(8) A species can stand a certain amount of hunting, but the California condor cannot. (16)

Sanders, Spooren & Noordman (1992) verbinden mit ihrer Taxonomie zweierlei Ansprüche: Zum einen soll sie, in deskriptiver Hinsicht, "a successful classificatory framework" sein für Kohärenzrelationen (*und* Beziehungen zwischen Kohärenzrelationen). Zum andern aber soll sie auch *psychologisch plausibel* sein insoweit, als "language users actually make use of the primitives in production and reception of discourse" (ebd., 17). Zur Stützung dieser Thesen führen die Autoren empirische Evidenz in Form von Befunden aus zwei Experimenten an.

Das erste Experiment läuft m.E. auf die *Überprüfung einer Intercooderreliabilität* hinaus, d.h. abgeklärt wird, ob Experten zu vergleichbaren Klassifikationen kommen wie die Experimentatoren, wenn sie bezüglich der Klassifikationskriterien (die oben geschilderten vier Fragen) genau instruiert werden.²⁷⁴ Das scheint im Wesentlichen der Fall zu sein, mit Abstufungen allerdings, was die einzelnen Primitiva anbelangt:

²⁷³Beim - zweifellos wichtigen - Primitivum "Reihenfolge" sehe ich allerdings grössere Probleme für die praktische Textanalyse. Sanders, Spooren & Noordman (1992) bezeichnen die Relation "Behauptung-Datum" als *auffällig* und die umgekehrte Relation "Datum-Behauptung" als *unauffällig* - ohne dies näher zu begründen, aber vermutlich mit Bezug auf das berühmte Schema von Toulmin. In der Modifikation des Toulmin-Schemas von Brinker (³1992, 68ff., 75) ist demgegenüber gerade die Struktur "Behauptung-Datum" die übliche (unauffällige, häufiger vorkommende). Hinzu kommt das Problem, dass es in konkreten Texten oft schon wenig klar ist, was überhaupt als "Behauptung" und was als "Datum" anzusehen ist.

²⁷⁴Zu klassifizieren waren "pairs of sentences that were connected by explicit markers". Vorgelegt wurden je zwei Beispiele für alle unterschiedenen Klassen von Kohärenzrelationen (vgl. die vorletzte Fussnote). Die (holländischen) Beispiele stammten aus "newspaper articles, advertisements, circulars, and the so-called Eindhoven corpus". (ebd., 17)

Insgesamt ergab sich eine eher mässige Korrelation zwischen den Klassifikationen der Experimentatoren und denjenigen der Experten; am besten war die Übereinstimmung beim Primitivum *Polarität*; die grössten Unterschiede ergaben sich bei der *Quelle der Kohärenz*, und da war es so, dass die Experten einseitig in Richtung Pragmatik von den Experimentatoren abwichen. Ohne diese Komponente war die Korrelation relativ hoch. (ebd., 16-21)

Mit dem zweiten Experiment sollte überprüft werden, ob Laien Kohärenzrelationen tatsächlich auf der Basis der vier Primitiva erschliessen. Um dies abzuklären, wurden den Probanden Listen mit jeweils zwei syntaktisch unverbundenen Sätzen und einem kurzen Kotext in der Art von (9) präsentiert:

(9) One month before there had been yet another change in the program of the theater,
(Kotext)

1. (be) a piano concerto by Beethoven removed from the program
2. (fall) the soloist Anthony di Bonaventura seriously ill (ebd., 23)

Aufgabe der Probanden war es, diese Sätze zu verbinden, indem sie ein Konnektivum aus einer separat vorgelegten Liste auswählen mussten (in diesem Beispiel wäre die Erwartung, dass "because" ausgewählt wird).²⁷⁵ Die zur Auswahl stehenden Konnektiva - alles Wörter aus den Originalsätzen, die in den Experimentalsätzen (z.B. 9.1 u.2) weggelassen wurden - gelten den Autoren als prototypische Indizien ("prototypical markers") für die von ihnen unterschiedenen (Klassen von) Kohärenzrelationen. Wählten die Probanden das 'richtige' Konnektivum aus ('richtig' war eine Antwort dann, wenn das ausgewählte Konnektivum dem originalen, in den Testsätzen ausgesparten entsprach), wurde dies als Beleg dafür interpretiert, dass die entsprechende Kohärenzrelation erschlossen wurde. (ebd., 21-25)

Die Resultate dieses zweiten Experiments kommen denjenigen des ersten sehr nahe: Wiederum war die (insgesamt gesehen eher mässige) Korrelation - hier jetzt die Korrelation zwischen den von den Probanden ausgewählten und den originalen Konnektiva - dann bedeutend höher, wenn von der Komponente *Quelle der Kohärenz* abgesehen wurde, und erneut tendierten die Probanden einheitlich dazu, die Quelle der Kohärenz vermehrt in der Pragmatik (statt, wie erwartet, in der Semantik) zu verorten.

Soweit der Ansatz von Sanders, Spooren & Noordman (1992), den ich nun noch kritisch einzuschätzen versuche. Anlass zur Kritik gibt zunächst gerade das zuletzt geschilderte Experiment, an dem insofern sehr viel hängt, als es belegen soll, dass Kohärenzrelationen auf der Basis der vier unterschiedenen Primitiva erschlossen werden (was dann die Rede von *kognitiven* Primitiva eigentlich erst legitimieren würde). Ein solcher Nachweis gelingt m.E. nicht. Was die Befunde zeigen, ist im Grunde nur, dass die Probanden (mehr oder weniger) weitgehend darin übereinstimmen, welche Konnektiva sich zur Verknüpfung bestimmter Textfragmente eignen (und auch, dass die Probanden dazu tendieren, Konnektive auszuwählen, die - in der Interpretation der Experimentatoren! - Verknüpfungen auf der illokutiven Ebene signalisieren, was für sich genommen zweifellos ein interessanter Befund ist.) Darüber aber, wie die Probanden ihre Auswahl getroffen haben, ob sie sich also tatsächlich aufgrund der Primitiva für das eine oder andere Konnektivum entschieden haben, darüber sagen die Befunde m.E. nichts aus. Problematisch scheint mir zudem auch die 'Logik' dieses Experiments: Als Indikator dafür, dass eine bestimmte Kohärenzrelation erschlossen wurde, gilt den Autoren die Wahl eines 'entsprechenden' Konnektivums aus einer vorgegebenen Liste. Das aber setzt voraus, dass die Beziehungen zwischen Konnektiva und Konnektoren eindeutig

²⁷⁵Wie (9) zeigt, wurden die Sätze nicht nur ohne Konnektiva, sondern auch mit vorangestelltem, nicht flektiertem Verb dargeboten, dies mit dem Ziel, die Einflüsse des syntaktischen Kotextes auf das Antwortverhalten der Probanden möglichst auszuschalten.

interpretierbar sind und auch, dass sie für Experimentatoren und Probanden *gleichermaßen* eindeutig interpretierbar sind. Beide Prämissen scheinen mir fragwürdig.

Abgesehen davon weist die Arbeit von Sanders, Spooren & Noordman (1992) gegenüber den anderen Ansätzen eine Reihe von Vorzügen auf, insbesondere im theoretisch-systematischen Bereich: Plausibel scheint mir speziell die These, wonach es nur eine eng begrenzte Menge "kognitiv basaler Konzepte" (auch "principles" genannt) gibt, welche die verschiedenen Kohärenzrelationen konstituieren. (ebd., 4) Begründet wird diese These v.a. damit, dass ein und dasselbe Konnektivum zwar verschiedene, aber nicht beliebige Beziehungen indizieren kann, was *für Ähnlichkeiten zwischen (und Dekomponierbarkeit von) Kohärenzrelationen* spricht.²⁷⁶ Nicht zuletzt führt diese These auch zu einer ökonomischeren Vorstellung der Etablierung von Kohärenz.²⁷⁷ Offen bleibt dagegen, ob gerade die von den Autoren angesetzten Komponenten *kognitive Operation, Quelle der Kohärenz, Reihenfolge* und *Vorzeichen* das kognitiv Zentrale sind, denn die hierfür beigebrachte empirische Evidenz ist, wie referiert, nur teilweise überzeugend.²⁷⁸ - Einen weiteren Vorzug dieses Ansatzes sehe ich schliesslich darin, dass mit der Komponente "Quelle der Kohärenz" dem Umstand Rechnung getragen wird, dass Konnektiva Textsegmente sowohl auf der illokutiven ("funktionalen" bzw. "pragmatischen") als auch auf der propositionalen ("semantischen") Ebene verknüpfen können.²⁷⁹ Allerdings scheinen die Meinungen sowohl von Experimentatoren und Experten als auch von Experimentatoren und Laien gerade in diesem Punkt (Illokutionen oder Propositionen als Quelle der Kohärenz?) am relativ stärksten zu divergieren.

Überblickt man die hier referierten Ansätze, so muss man sagen, dass die offensichtliche Verwirrung im Bereich der Kohärenzrelationen nicht nur eine solche des Benennens, sondern in erster Linie eine konzeptuelle ist. Es sind v.a. die folgenden drei Problembereiche, die zu dieser konzeptuellen Heterogenität führen: (i) Kontrovers ist, *welche Einheiten* in Relation zu setzen sind. (ii) Unklar ist, *wie viele und welche Relationen* unterschieden werden sollen und auch, in welchem Verhältnis diese zueinanderstehen. Kern dieser Unklarheit dürfte die Frage sein, welche Kohärenzrelationen als kognitiv grundlegend und welche als davon abgeleitet angesehen werden sollen. (iii) Offen und nicht minder schwer zu beantworten ist ferner die Frage, wie weit oder wie eng der Begriff "Konnektivum" zu fassen ist und, damit zusammenhängend, wie genau die *Beziehungen zwischen Konnektiva und Konnektoren* zu bestimmen sind.

Im Folgenden diskutiere ich diese drei Problembereiche - nicht gleich ausführlich allerdings und ohne überall befriedigende oder gar innovative Lösungen vorschlagen zu können (gilt v.a. für iii)).

i) Im Rückblick zeigt sich, dass die *Frage nach den in Relation zu setzenden Einheiten* ganz unterschiedlich beantwortet wird. Bei de Beaugrande & Dressler sind es "(Primär-)konzepte", bei Kintsch & van Dijk (1983), bei Heinemann & Vieh-

²⁷⁶"For example, the conjunction *and* can express a causal and an additive relation but not a concessive relation. This implies that somehow similarities between coherence relations must be expressed and hence that they must be decomposed into more basic elements." (ebd.)

²⁷⁷Wenig ökonomisch wäre es beispielsweise, wenn man alle 32 "Sekundärkonzepte" von de Beaugrande & Dressler (1981) als gleichermaßen grundlegend ansehen würde.

²⁷⁸Das bedeutet allerdings nicht, dass ich die vier Komponenten für beliebig oder unwichtig halte. Hinweise für die Relevanz der Komponente "Reihenfolge" gibt es u.a. auch bei Givón (1995), und bei Heinemann & Viehweger (1991) finden sich Überlegungen zur Komponente 'Vorzeichen' der Relation.

²⁷⁹Vergleichbare Vorschläge machen auch Kintsch & van Dijk (1983), allerdings eher programmatisch und weit weniger systematisch.

weger(1991) und bei Sanders, Spooren & Noordman (1992) sind es Propositionen (immer wieder etwas anderen 'Zuschnitts'), bei Givón (1995) v.a. Teilsätze ("clauses"), und Gernsbacher (1990) lässt die Frage offen, ganz bewusst allerdings und explizit. Da es sich bei dieser Frage letztlich um eine Folge des immer nur spekulativ zu lösenden Problems des 'Formats' mentaler Repräsentationen handelt (vgl. dazu u.a. den Überblick bei Engelkamp (1994) und, grundlegend, Anderson (dt. 21996, Kap. 4. - 7.)), scheint mir Gernsbachers 'abstraktere' Sichtweise nicht der schlechteste Ausweg zu sein.

Wollte man dennoch Argumente für oder gegen die 'Einheitenfrage' beibringen, liesse sich allenfalls sagen, dass die Spezifika (teil-)satzübergreifender Konnexion wahrscheinlich nicht erfasst werden, wenn man mit Sekundärkonzepten im Sinne von de Beaugrande & Dressler (1981) operiert. Umgekehrt begibt man sich natürlich in Teufels Küche, wenn man sich auf den (welchen?) propositionalen Ansatz einlässt. Hinzuweisen gilt es hier indessen auf Kintsch & van Dijk (1983), die die Traditionsstränge des Propositionenbegriffs in der Psychologie *und* in der Logik sehr genau und jedenfalls viel differenzierter darstellen, als es in der immer gleichen Rezeption ihres Ansatzes (und in den vielen empirischen Untersuchungen, die sich darauf beziehen) zum Ausdruck kommt.²⁸⁰ Zu den "clauses" ist zu bemerken, dass diese weit weniger in der Kritik stehen als die Propositionen - sehr zu Unrecht übrigens, wie ich meine, denn "clauses" sind sprachsystematisch-syntaktisch definierte Einheiten, für die man m.E. a priori genauso wenig psycholinguistische Relevanz annehmen sollte wie für die Grösse 'Satz' (diese Frage wird, z.B. bei Givón 1995, gar nicht gestellt, obwohl ja auch er Kohärenz als ein rein *mentales* Phänomen konzipiert). Propositionen können demgegenüber immerhin als Versuch verstanden werden, mentale Phänomene theoriesprachlich zu erfassen, ohne die Objektsprache zu wiederholen. (Man braucht Propositionen ja nicht vorschnell mit den Phänomenen selber in eins zu setzen, wie es häufig geschieht.)

ii) Äusserst heterogen fallen die Antworten auf die Frage aus, *wie viele und welche Kohärenzrelationen* anzusetzen sind. Das liegt zunächst einmal daran, dass die Unterschiede zwischen Verweisungs- und Verknüpfungsbeziehungen nicht deutlich genug herausgearbeitet werden²⁸¹. Klar scheint mir hier zunächst, dass es sich bei den referentiell genannten Beziehungen, worunter Givón (1995) und Gernsbacher (1990) die Bezugnahme auf Personen und Gegenstände subsumieren, um Verweisungsbeziehungen handelt, die auf der Basis einer Typologie von Kohäsionsmitteln (vgl. oben, 4.4.2. ii)) beschrieben werden können, was eine gute Heuristik für die Rekonstruktion von Inferenzen in diesem Bereich abgibt. Ebenfalls zu den Verweisungsbeziehungen - und nicht zu den Verknüpfungsbeziehungen! - zähle ich, gestützt auf Sanders, Spooren & Noordman (1992), die temporalen und, über Sanders et al. hinausgehend, auch die räumlichen Beziehungen²⁸² (die dort gar nicht vorkommen). Warum? Temporale und räumliche Beziehungen, so mag man einwenden, haben doch auch verknüpfenden Charakter? Ja, schon, natürlich haben sie das, aber, so mein Gegenargument, die Art und Weise, *wie* die Verknüpfung zustande kommt, ist bei temporalen und räumlichen Beziehungen eine im Grundsatz andere als bei kausalen und bei additiven. Temporale und räumliche Beziehungen - so meine These - *verknüpfen, indem sie verweisen*, wohingegen kausale und additive Beziehungen *direkt verknüpfen*, sozusagen ohne den Umweg über Formen der Rekurrenz. Relational in einem strikten (direkten) Sinn sind

²⁸⁰Inwiefern ihre 'Lösung' "psychologisch realer, atomarer Propositionen" plausibel ist, steht dann allerdings, auch mangels empirischer Evidenz, wieder auf einem anderen Blatt.

²⁸¹Das wiederum hat zweifellos auch mit verschiedenen weit gefassten, kaum je explizierten Referenz-Begriffen zu tun (vgl. die übernächste Fussnote), lässt sich aber nicht darauf reduzieren.

²⁸²Ich spreche hier und im Folgenden mit Absicht von *räumlichen* Beziehungen und nicht von *lokalen*, um einer Vermischung mit der Kontroverse um lokale und globale Kohärenz aus dem Weg zu gehen.

kausale und additive Beziehungen, nicht aber temporale und lokale Relationen – und auch nicht die referentiell genannten.²⁸³ Zur Illustrierung dieser These diskutiere ich hier einige Beispiele aus Givón (1995), zunächst solche für temporale ((10) - (12)), dann solche für räumliche Relationen ((13) - (14))²⁸⁴:

(10) On *Tuesday* she was late, on *Wednesday* she was late again, and on *Thursday* she didn't show up at all. (ebd., 85, Hervorheb. i. Original)

In (10) kann man sagen, temporale Kohärenz sei durch eine Verweisungsbeziehung indiziert. Diese lässt sich beschreiben als Rekurrenz eines Lexemverbandes mit partieller Koreferenz: Rekurrent ist das Grundwort der Komposita ("-day"), nicht rekurrent ist das jeweilige Bestimmungswort (deshalb: Rekurrenz eines Lexemverbandes), und nur teilweise identisch ist damit auch das Bezugsobjekt (*partielle* Koreferenz). Und genau diese *Verweisungsbeziehung*, die im Grunde eine doppelte ist - die partielle Wiederaufnahme (von Ausdrücken im externen Text) einerseits und der partielle Wiederbezug (auf Objekte der Textwelt) andererseits -, bildet die *Grundlage einer Verknüpfungsbeziehung*, hier einer temporalen, denn die Ausdrücke aktivieren alle das Zeitkonzept 'Wochentage'.

Weniger naheliegend und umständlicher ist die Argumentation für die These 'temporale Verknüpfung erfolgt durch Verweisung', das sei zugegeben, bei Satzfolgen wie (11) und (12), deren Kohärenz nach Givón (1995) nicht wie in (10) "vocabulary-guided", sondern "grammar-cued" sein soll:

(11) After she came home, he *cooked* dinner, and they ate and went to bed. (ebd., 86, Hervorheb. i. Original)

(12) He ate a good dinner. *Afterwards* he slept for 8 hours. (ebd., 88, Hervorheb. i. Original)

Auch in (11) und in (12) kann man von Rekurrenz sprechen, aber rekurrent sind hier 'nur' morphosyntaktische Merkmale (Präteritum-Formen der Verben). Das ist zwar *auch* eine Form des Verweisens, aber Rekurrenz von morphosyntaktischen Merkmalen (wozu u.a. auch das wiederholte Auftreten von kanonischen Satzbauplänen gehört) ist ganz auf den externen Text beschränkt (es fehlt also jegliche *Koreferenz*), und *solche* Verweisformen stiften wohl keinen Textzusammenhang im Sinne der Kohärenz. Hingegen kann man in (11) und (12) eine andere Form des Verweisens geltend machen, nämlich Verweise in das als gemeinsam unterstellte Vorwissen der Verständigungssubjekte (bei Nussbaumer 1991, 110, auch: "Wissensdeixis"; bei Givón 1995, 69f., "grounding to generic-lexical knowledge"): Verwiesen wird in (11) auf das Nachhausekommen, in (12) auf ein feines Nachtessen, und beide Verweise dürften ein *Script*²⁸⁵ über den weiteren Verlauf des Abends

²⁸³Mit der (umständlichen) Rede von "referentiell genannten" oder "'referentiellen' Beziehungen" will ich Distanz markieren zum Referenzbegriff von Givón (1995) und Gernsbacher (1990), der dort m.E. viel zu eng gefasst ist. Referentiell im Sinne der Bezugnahme auf aussersprachliche Wirklichkeit sind meiner Ansicht nach nicht nur "personale und gegenstandsbezogene Beziehungen" (Konsistenz des Wer und des Was eines Kommunikats in der Terminologie von Gernsbacher), sondern auch räumliche und temporale Relationen. (Zu einem dementsprechend weiten Referenzbegriff vgl. etwa v. Polenz (1988, 118f.); zu verschiedenen Lesarten des Referenzbegriffs siehe auch Glück (Hrsg., 1993, 499) u. die dort zitierte Literatur.) - Wenn *psycholinguistisch* orientierte AutorInnen wie Givón und Gernsbacher 'referentielle' Beziehungen von räumlichen und temporalen Beziehungen abgrenzen, dann könnten das syntaktische Gründe haben: 'Referentielle' Beziehungen werden in der Regel durch Nominalphrasen in der Funktion des grammatischen Subjekts resp. Objekts realisiert, räumliche und temporale Beziehungen dagegen häufig durch Partikelphrasen in adverbialer Funktion.

²⁸⁴Die Beispiele stammen mit Absicht aus Givón (1995) - und nicht aus Sanders, Spooren & Noordman (1992); so will ich ein Präjudiz für meine Argumentation vermeiden.

²⁸⁵"Scripts" sind, ebenso wie "Frames" (vgl. unten die Anmerkung zu Beispiel (13)), Begriffe für schematisch organisierte Wissensstrukturen. Das rückt sie in die Nähe der *Superstrukturen*, mit denen ich oben (Kap. 4.4.2. iii) argumentiert habe. Während aber die Funktion der Superstrukturen darin besteht, das Wissen der Verständigungssubjekte über (den Aufbau von bestimmten) Textsorten zu

aktivieren, wodurch temporale Kohärenz gewährleistet wäre, denn Scripts werden ja üblicherweise als *zeitlich* geordnete, schematische Wissensstrukturen angesehen (man weiss, dass in der Regel zuerst gekocht, dann gegessen und erst dann geschlafen wird).²⁸⁶

Givón (ebd.) bespricht diese Beispiele, wie gesagt, unter dem Gesichtspunkt "grammar-cued temporal coherence". Seine grammatischen "cues" sind: "cooked" vs. "was cooking" in (11) - ein Kontrast im Tempus-Aspektsystem - und "afterwards" in (12) - ein Adverbiale der Zeit als Konnektivum. Zustimmung würde ich dieser Sichtweise insofern, als solche Indizien natürlich *auch* zu den Möglichkeiten gehören, Konnexion anzuzeigen, aber erstens scheinen mir die grammatischen Indizien in (11) und (12) doch weit schwächer zu sein als die lexikalischen, die eine Script-Aktivierung ermöglichen, und zweitens käme Verknüpfung m.E. auch dann, wenn man sie primär an den grammatischen "cues" festzumachen versuchte, wiederum durch Verweisung zustande. Geht man davon aus, dass ein Tempus nicht für sich etwas bedeutet, sondern Bedeutung nur relativ zu anderen Tempora hat, könnte man sagen, dass "cooked" in (11) einerseits auf "came", "ate" und "went" verweist, also auf gleiche Tempusformen (was für ein zeitliches Nacheinander der Ereignisse spricht)²⁸⁷, andererseits, im Sinne eines präsupponierten Kontrasts, auf "was cooking" (was gegen Gleichzeitigkeit spricht)²⁸⁸. Daraus nun, also durch das Erkennen eines zeitlichen Nacheinander (und das Ausschliessen von Gleichzeitigkeit) entsteht in der Tat eine Verknüpfungsbeziehung zwischen den Ereignissen - aber diese Verknüpfung resultiert aus *Beziehungen* im Tempus-system, es ist eine Art von Verknüpfung, die *durch Verweisung* zustande kommt. Und genau das, verknüpfende Funktion durch Verweisung, könnte man sogar dem "afterwards" in (12) zusprechen, indem man argumentierte, "afterwards" gehöre zusammen mit anderen Temporaladverbien ("earlier on", "later (on)", "soon" u.a.) zu

modellieren, liegt der Fokus bei den *Scripts und Frames* nicht ausschliesslich auf sprachlichen Strukturen: "Scripts" und "Frames" sind Konstrukte zur Modellierung allgemeinen Wissens um Alltagssituationen und deren Abläufe, und Sprache kann an diesem Wissen mehr oder weniger grossen Anteil haben. - Heute gehören "Scripts" und "Frames" nachgerade zum Argumentationskanon nicht nur in den kognitiven Wissenschaften, sondern auch in der Linguistik, und da wiederum nicht nur in den manchmal so genannten 'Bindestrichlinguistiken' wie Psycho- und Textlinguistik, sondern sogar in der Sprachtheorie (vgl. z.B. Busse 1994, 1991; Biere 1989). Das ist insofern nicht unproblematisch, als diese Begriffe je eigene (und keineswegs homogene) Entstehungsgeschichten und Entwicklungslinien haben: Der *Script-Begriff* geht auf Schank & Abelson (1977) zurück. Dort steht er für das *Wissen um die (stereotype) Abfolge von Handlungen in Alltagssituationen*. "Scripts handle stylized everyday situations. They are not subject to much change, nor do they provide the apparatus for handling totally novel situations. Thus, a script is a predetermined, stereotyped sequence of actions that defines a well-known situation." (ebd., 41) Die für Scripts charakteristische Abfolge von Handlungen ist bei Schank & Abelson kein blosses zeitliches Nacheinander, vielmehr sind die einzelnen Handlungen auch kausal aufeinander bezogen insofern, als eine Handlung die nächstfolgende 'auslöst'. (ebd., 45) Erinnert sei auch daran, dass Schank & Abelson verschiedene Typen von Scripts unterscheiden ("situational scripts", "personal scripts", "instrumental scripts", ebd., 62ff.). Bei all diesen Typen von Scripts aber ist das *prozessuale Moment* das Entscheidende: Scripts sind ein Modell für das Wissen um die immer gleiche *Abfolge* von Handlungen in Alltagssituationen - und genau um diesen Aspekt schematisch organisierter Wissensbestände geht es mir, wenn ich mit Scripts argumentiere.

²⁸⁶Für die Script-Argumentation spricht, dass in (11) und (12) sehr viel Information präsupponiert wird: Würde ein Sprecher in diesen Beispielen nicht auf gemeinsames Wissen vertrauen, das die Verstehenssubjekte in Form von Scripts in den Verstehensvorgang einbringen können, müsste er sprachlich viel expliziter sein und u.a. die Abläufe zwischen den Ereignissen des Nachhausekommens, des Kochens, des Essens und des Zubettgehens in (11) bzw. zwischen dem Essen und dem Schlafen in (12) viel genauer schildern. Gegen die Script-Argumentation spricht, dass sie einer Anything-goes-Argumentation zumindest ziemlich nahek kommt.

²⁸⁷"The preterit aspect codes the more common temporal norm of discourse, whereby events are recounted in the same sequential-temporal order in which they occurred." (Givón 1995, 86, Hervorheb. getilgt)

²⁸⁸"The progressive aspect codes events that are simultaneous with other events. Such events are by definition non-sequential (...)." (Givón, ebd., Hervorheb. getilgt)

einem spezifischen sprachlichen Subsystem²⁸⁹ zur Markierung temporaler Kohärenz. In dieser Perspektive hätten Temporaladverbien allgemein verknüpfende (Ereignisse zeitlich strukturierende) Funktion *qua Oppositionsbeziehungen*, und das "afterwards" speziell hätte verknüpfende Funktion durch die präsupponierte Opposition zu "before": "before" indiziert ein zeitlich vorangehendes Ereignis, "afterwards" ein nachfolgendes.

Nun zwei Beispiele für räumliche Relationen. In (13) ist die Kohärenz nach Givón (1995) "vocabulary-guided", in (14) "grammar-cued" (ebd., 82 u. 83, Hervorheb. i. Original):

(13) In *Los Angeles*, they found a big mess and fired the manager. In *Chicago* the following week, things were looking much better.

(14) You sit *right here*, and you *here* and you *here*. Now everybody else please sit *way over there*.

(13) und (14) sind m.E. deutliche Belege dafür, dass es sich auch bei räumlichen Beziehungen primär um Verweisungsbeziehungen handelt, denen dann sekundär, als Epiphänomen gleichsam, auch verknüpfende Funktion zukommt. Verwiesen wird in (13) - ähnlich wie in den Beispielen (11) und (12) - auf ein als gemeinsam unterstelltes Vorwissen ('Wissensdeixis'). Ausschlaggebend für kohärentes Verstehen in (13) ist geografisches Wissen, das durch die Städtenamen "Los Angeles" und "Chicago" aktiviert wird und das in der Art eines *Frames*²⁹⁰ organisiert sein

²⁸⁹Ob es sich dabei um ein rein *grammatisches* Subsystem handelt, wie Givón (ebd., 88) sagt, würde ich bezweifeln. Aber das ist hier nicht der Punkt, vielmehr geht es um den Nachweis des 'Umwegs', auf dem Verknüpfungsbeziehungen bei Temporaladverbien zustande kommen.

²⁹⁰Bei den Frames ist die Begriffsgeschichte weit komplexer als bei den Scripts. Da ist zum einen das berühmte, aber in sich wiederum heterogene Frame-Konzept der KI-Forschung, das von Minsky (1975) geprägt wurde. "A frame is a data-structure for representing a stereotyped situation, like being in a certain kind of living room, or going to a child's birthday party." "When one encounters a new situation (...) one selects from memory a substantial structure called a frame. This is a remembered framework to be adapted to fit reality by changing details as necessary." (ebd., 212) In dieser Version steht der Frame-Begriff für ein 'Bündel' *raumbezogenen situationsspezifischen Wissens*, das in sich hierarchisch strukturiert ist. Mit 'hierarchisch strukturiert' ist gemeint, dass ein Frame einerseits Informationen umfasst, die notwendig zu der in diesem Frame repräsentierten Situation gehören, und andererseits solche, die manchmal zu dieser Situation gehören und manchmal nicht, die also eher optionalen Charakter haben. (In unserem westlichen Kulturkreis gehört zu einem Schlafzimmer immer ein Bett, aber nicht immer ein Radiowecker.) - Davon zu unterscheiden ist der wesentlich vielschichtigere, besonders durch Goffman (1974) vermittelte Frame-Begriff von Bateson (1955); vgl. Goffman ³1993, 19 u. bes. Kap. 2 u. 13; Bateson ⁴1992, bes. 241-261.) Bateson (ebd., 252ff.) verwendet zur Illustrierung des "psychologischen Begriffs" *Rahmen* ("und dem verwandten Begriff *Kontext*") zwei Arten von Analogien: die Analogie des Bilderrahmens und die Analogie der mathematischen Menge. "Psychologische Rahmen sind auf das bezogen, was wir als 'Prämissen' bezeichnet haben. Der Bilderrahmen sagt dem Betrachter, dass er bei der Interpretation des Bildes nicht dieselbe Art des Denkens anwenden soll, die er bei der Interpretation der Tapete ausserhalb des Rahmens einsetzen könnte. Oder, im Sinne der Analogie aus der Mengenlehre, die Mitteilungen, die in die imaginäre Linie eingeschlossen sind, werden vermöge ihrer gemeinsamen Prämissen oder der wechselseitigen Relevanz als Elemente einer Klasse definiert." In dieser Konzeption erweist sich ein Rahmen dann - auch und unter anderem! - als "eine Hilfe für das Verständnis der [in ihm, Stu.] enthaltenen Mitteilungen." Hilfreich ist ein solcher Rahmen insofern, als er die Menge potenzieller Äusserungen *situationsspezifisch* auf eine kleinere Menge erwartbarer Äusserungen reduziert: Äusserungen werden - so lese ich diese Bateson-Passage - als Äusserungen eines bestimmten Situations-typs, als Äusserungen relativ zu einem bestimmten (Geltungs-)Rahmen wahrgenommen und verstanden. - Bei Goffman (ebd., 31ff.) gibt es zwei Grossklassen von (von ihm) so genannten "primären Rahmen" (auch: "kognitive Elemente" im Sinne von "Interpretationsschemata" oder "Deutungsmustern") - natürliche und soziale -, die zusammengenommen einen Hauptbestandteil der Kultur einer sozialen Gruppe bilden. "Natürliche Rahmen identifizieren Ereignisse, die als (...) 'rein physikalisch' gesehen werden." "Soziale Rahmen dagegen liefern einen Verständigungshintergrund für Ereignisse, an denen Wille, Ziel und steuerndes Eingreifen (...) in erster Linie des Menschen beteiligt sind." (ebd., 37, 31 u. 32)

könnte (hier in der spezifischen Ausprägung einer 'kognitiven Landkarte' der USA) - dies dann im Unterschied zu (11) und (12), wo ich mit der Aktivierung eines Scripts argumentiert habe. Frames sind, ebenso wie Scripts, schematisch organisierte Wissensstrukturen, aber das Hauptcharakteristikum der Frames kann darin gesehen werden, dass sie die räumliche Relation von 'Objekten' repräsentieren. So, via ein Frame, ergäbe sich dann räumliche Kohärenz.

Auch in (14) sind Verweisungen von ausschlaggebender Bedeutung für räumliche Kohärenz, aber die Art des Verweizens ist in diesem Beispiel noch einmal eine andere: In (14) liegt der elementare Fall des direkten Verweizens in die Sprechsituation vor (bei Nussbaumer 1991, 110, auch: "Situations-Deixis"; bei Givón 1995, 68: "grounding to the speech situation"): Was "right here" bedeutet, was "here" und was "way over there" geht aus der Sprechsituation hervor - und nur aus dieser; räumliche Kohärenz wird durch die Sprechsituation konstituiert, auf die mit Adverbien verwiesen wird.

Die Diskussion der Beispiele (10) bis (14) lässt sich so zusammenfassen: Temporalen und räumlichen Beziehungen ist gemeinsam, dass sie *verknüpfen, indem sie verweisen*. Das gilt auch für die referentiell genannten Beziehungen: Hier wie dort ergibt sich Konnexion indirekt über Verweisungsbeziehungen. Einen Gegensatz dazu verkörpern die kausalen und die additiven Beziehungen, die *direkt verknüpfenden* Charakter haben: Hier entsteht Konnexion gerade nicht durch Verweisungsbeziehungen, sondern direkt.²⁹¹

Damit ist auch die Frage nach den Beziehungen zwischen den Kohärenzrelationen einer Antwort wenigstens einen Schritt weit näher gebracht. Als grundlegend in dem Sinne, dass sie nicht mehr auf etwas anderes zurückgeführt werden können, erweisen sich genau zwei Kohärenzrelationen: die kausalen und die additiven. Und da (logisch gesehen) Erstere Letztere implizieren, könnte man sogar nur die additive Relation als elementar ansehen.²⁹² Folglich wäre die additive Relation die *allgemeinste und loseste Art der Verknüpfung* von Textschritten - ein *blosses Neben- und/ oder Nacheinander* von (Teil)sätzen und diesen korrespondierenden Propositionen. Demgegenüber steht die kausale Relation für eine stärkere Art der Verknüpfung von Textsegmenten: Liegt eine kausale Relation vor, wird aus dem Neben- oder Nacheinander von Textschritten/ Propositionen ein *sich wechselseitig bedingendes Ineinander*, z.B. ein Ursache-Folge-Verhältnis. Davon ausgehend käme den beschriebenen Verweisungsbeziehungen die Funktion zu, das Neben- oder Nacheinander (bei additiven Relationen) bzw. das Ineinander von Text-

Tendenziell ist es so, dass sich die (kognitive) Textlinguistik und die Psycholinguistik eher auf die KI-Tradition des Frame-Begriffs beziehen, während in konversationsanalytischen Arbeiten eher auf Goffman, seltener auch auf Bateson rekurriert wird. Aber das ist nur eine Tendenz. - Ich brauche den Ausdruck *Frame* im Sinne von Goffmans "natürlichen Rahmen", fasse darunter aber nicht wie dieser "Ereignisse", sondern *raumbezogenes, situationstypisches Wissen*, das - im Unterschied zu den dynamischen Scripts - eher statisch organisiert ist (damit folge ich Minsky, freilich in Abgrenzung zu den dort vorgeschlagenen Formalisierungen).

²⁹¹Um diese Unterschiede hervorzuheben, könnte man auch von der Deixis her argumentieren: Ausgehend von der Hier-Jetzt-Ich-Origo (Bühler) einer Sprechhandlung, und ausgehend von einem Bezugsraum, in dem die Sprechhandlung stattfindet, kann man typische deiktische Ausdrücke wie "ich, du, hier, da, jetzt" als Mittel begreifen, die auf die Grunddimensionen dieses Raumes verweisen: Personaldeixis, Raumdeixis und Temporaldeixis. 'Raum' kann dabei im elementaren Sinn als Wahrnehmungsraum, aber eben auch metaphorisch als Textraum mit den Lesearten externer Text und interner Text (Vorstellungsraum) aufgefasst werden. Das Verweisen im Textraum ist nun, bei längeren Texten mindestens, kein einmaliges, sondern ein fortgesetztes, woraus sich eine Art von Zusammenhang ergibt, der im Verweisen begründet ist. Darin sehe ich den Doppelcharakter des (primären) Verweizens *und* des (sekundären) Verknüpfens von 'referentiellen', temporalen und räumlichen Relationen begründet, und genau dieser Doppelcharakter fehlt den kausalen und additiven Relationen: sie verweisen nicht, sie verknüpfen nur.

²⁹²Elementar im Sinne von theoretisch irreduzibel; ob additive Relationen auch kognitiv elementar sind, ist damit noch nicht gesagt.

schritten/ Propositionen (bei kausalen Relationen) zu präzisieren und zu akzentuieren, insbesondere was die referentiell genannten, also die personalen und gegenstandsbezogenen Beziehungen angeht, dann aber auch, was die zeitlichen und die räumlichen Verhältnisse anbetrifft. In dieser Art präzierte und akzentuierte Beziehungen können dann gleichzeitig auch als *stärker verknüpfte* (mehrfach 'verflochtene') Textsegmente/ Propositionen angesehen werden.

Aufgrund dieser Überlegungen lässt sich das eingangs gezeichnete Schema 'Aspekte des Textzusammenhangs' (vgl. oben, Abb. 9) wie folgt modifizieren:

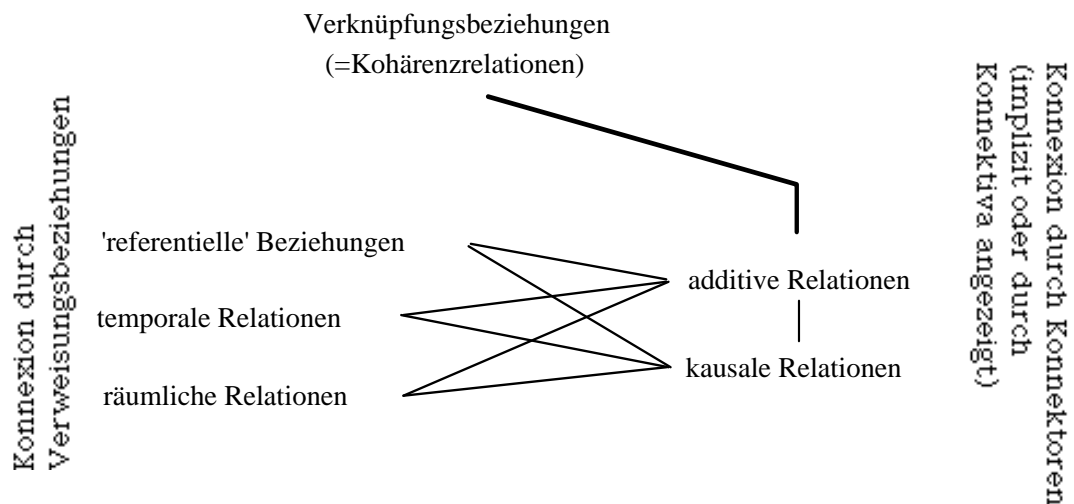


Abb. 10: Aspekte des Textzusammenhangs unter besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zwischen Verknüpfungs- und Verweisungsrelationen²⁹³

(iii) Wenn man Konnexion restriktiv im Sinne von (ii) modelliert, wenn man also als direkte Verknüpfungsbeziehungen nur (Klassen von) Addition und Kausalität zulässt, und wenn weiterhin gilt, dass Konnexion durch Konnektiva angezeigt werden kann, dann muss man konsequenterweise auch einen engen Begriff von "Konnektivum" ansetzen. Als Konnektiva in Frage kommen dann noch sprachliche Ausdrücke zur Markierung des additiven und des kausalen Konnektors (prototypischerweise koordinierende Konjunktionen wie "und" resp. subordinierende Konjunktionen wie "weil"), nicht aber Ausdrücke wie z.B. Zeit- oder Raumadverbien, deren verknüpfende Funktion eine sekundäre ist.²⁹⁴ Allerdings sind die Probleme, die sich bezüglich der Frage nach den *Beziehungen zwischen Konnektiva und Konnektoren* stellen, auch im Rahmen der hier intendierten Engführung noch gross, denn diese Beziehungen dürften in der Regel vieldeutig sein:²⁹⁵ Beispielsweise indizieren die Konnektive "da, denn, weil" alle 'Kausalität', aber äquivalent sind sie wohl nur in einem sehr allgemeinen Sinn (je nach Kontext sind die Substitutionsmöglichkeiten eingeschränkt). Und umgekehrt ist der Kausalitätsbegriff bekanntlich ein derart facettenreicher und heterogen gefasster, dass der Versuch wenig Erfolg verspre-

²⁹³Auch dieses Schema hat noch vorläufigen Charakter. Insbesondere gelten die gleichen Einschränkungen wie die oben zu Abb. 9 angemerkt.

²⁹⁴In der Literatur wird der Begriff "Konnektivum" ganz verschieden weit gefasst, vgl. etwa die Aufstellungen bei Sanders, Spooren & Noordman 1992, 33-35, Nussbaumer 1991, 114-115 und v. Polenz 1988, 268-287.

²⁹⁵Als (mehr oder weniger) eindeutige Ausnahme käme etwa eine durch "obwohl" indizierte Konzessivrelation in Frage (eindeutig im Rahmen der Prämisse, dass man Konnektiva wie "obschon" und "obgleich" als Synonyme zu "obwohl" gelten lässt).

chend wäre, ausgehend davon zu einer brauchbaren Differenzierung von Konnektiven zu kommen (vgl. dazu auch Nussbaumer 1991, 188ff. u. die dort zitierte Literatur). Zu berücksichtigen ist ferner, dass ein "und" auch ein "weil" sein kann, d.h. zu rechnen ist mit einer wohl gar nicht so kleinen Anzahl von Fällen, in denen zwar ein Konnektivum vorhanden ist, in denen dieses aber gerade nicht den 'naheliegenden' Konnektor (bzw. diesen nur partiell) indiziert, wie in (15):

(15) Die abstiegsgefährdete Mannschaft hatte endlich wieder einmal gewonnen, und das beruhigte die Fans.

In (15) deutet das "und" auf den additiven Konnektor hin, aber Kohärenz entsteht hier wohl erst dann, wenn man dieses "und" kausal interpretiert (das Gewinnen der Mannschaft als Grund für das Beruhigtsein der Fans). Nicht uninteressant ist dabei, dass das Umgekehrte nicht möglich ist: Zwar kann man "und" sagen und "weil" meinen, aber man kann nicht "weil" sagen und "und" meinen. Das ist insofern nicht trivial, als man daraus eine weitere Legitimation dafür ableiten kann, den additiven Konnektor als grundlegend (und den kausalen als diesen präzisierend) anzusehen (in Abb. 10 habe ich diesen Zusammenhang durch verschieden stark gezeichnete Linien anzudeuten versucht).

Zwar ist mit dieser Diskussion das Problem der Beziehungen zwischen Konnektiven und Konnektoren von einer Lösung noch weit entfernt, aber mit Schema 10 liegt jetzt, verglichen mit Abb. 9, doch ein neuer und etwas differenzierterer Vorschlag zur Systematisierung von Aspekten des Textzusammenhangs vor.

Den Abschluss dieses Kapitels bilden Überlegungen zu allfälligen Grenzen der Kohärenz, denen ich auf der Basis von dialogischen Texten auf die Spur kommen will.

c) Grenzen der Kohärenz - und ihre Aufhebung im Gespräch?

Textkohärenz ist, so habe ich in der Zwischenbilanz herausgestellt, ein *Gradphänomen*.²⁹⁶ Ausgehend davon kann man fragen, ob sich Grenzen der Kohärenz bestimmen lassen, ob es also so etwas wie ein Kohärenz-Kontinuum oder -Spektrum mit den Polen 'maximale' und 'keine Kohärenz' gibt, zwischen denen dann verschiedene Ausprägungen von Kohärenz situiert werden könnten. Givón (1995, 75) macht entsprechende Vorschläge, indem er die Diskussion von Tautologie und Kontradiktion in der Logik am Beispiel des frühen Wittgenstein aufgreift. Aus der Perspektive der Logik kämen in Frage: für die 'obere' Grenze des Kohärenz-Spektrums die Tautologie (maximale Kohärenz), für die 'untere' Grenze die Kontradiktion (Inkohärenz infolge Inkompatibilität). Als psycholinguistische 'Varianten' dazu schlägt Givón (ebd.) vor: anstelle der Tautologie *maximale Redundanz* für die 'obere' und - zusätzlich zur Kontradiktion - das *Fehlen von rekurrenten Ausdrücken* für die 'untere' Grenze der Kohärenz. (16) wäre demnach ein Beispiel für einen maximal kohärenten 'Text', (17) steht für einen inkohärenten 'Text':

(16) John came home, John came home...

(17) John went to Italy, the cow jumped over the fence...

²⁹⁶Dass es Grade der Kohärenz gibt, ist unbestritten. Akzentuiert wird dies zwar primär von AutorInnen, die - wie z.B. alle VerfasserInnen der Beiträge im Sammelband von Gernsbacher & Givón (Hrsg., 1995) - Kohärenz als mentales Phänomen begreifen. In diesen Ansätzen ist Gradualität die Folge von Interaktionen zwischen dem textuellen Input und dem Vorwissen der Verstehenssubjekte. Aber selbst Autoren wie Rolf (1993), die Kohärenz im externen Text lokalisieren, sprechen von Graden der Kohärenz; sie sagen dann einfach, ein Text *habe* mehr oder weniger Kohärenz.

Givón (ebd.) argumentiert bei beiden Beispielen mit dem Begriff des "Grounding", worunter er, wie oben unter b) bereits erwähnt, das Ausmass der Konnektivität zwischen 'Knoten' eines Netzwerks versteht, das seinerseits als Strukturmodell für den mentalen Text dient (ebd., 64). Entsprechend wäre (16) "maximally grounded", gleichzeitig aber auch "maximally redundant", weil "all nodes in the second clause - subject, verb, locativ - cohere maximally with corresponding nodes in the preceding clause." (17) dagegen wäre inkohärent, da im zweiten Teilsatz keine Ausdrücke realisiert sind, die sich auf solche des vorangehenden Teilsatzes beziehen lassen. (ebd., 75) Das Gros aller Texte fiele dann zwischen diese beiden Extreme.²⁹⁷

Allerdings lassen sich diese Beispiele leicht kritisieren: Zwar ist unbestreitbar, dass es "maximal kohärente" 'Texte' in der Art von (16) gibt - zumal bei dialogischen Texten ist die wortwörtliche Wiederaufnahme von Gesprächsbeiträgen sicher nicht selten -, aber gerade in Gesprächen scheint es mehr als fragwürdig, Wiederholungen mit Redundanz gleichzusetzen. Informationstheoretisch gesehen mag ein 'Text' wie (16) redundant scheinen, funktional gesehen aber kann der zweite Teilsatz in (16) sehr wohl *relevant* sein - und dies nicht nur, wenn er von einem Gesprächspartner (im Sinne einer Zustimmung oder als Infragestellung) wiederholt wird: Relevant sein kann eine Wiederholung auch in monologischen (schriftlichen wie mündlichen) Texten, etwa dann, wenn eine Aufforderung verstärkt werden oder etwas mit Nachdruck festgestellt werden soll. Hier wie dort bedeutet Redundanz jedenfalls nicht Irrelevanz.

Nicht weniger problematisch ist m.E. auch Givóns Beispiel für einen "inkohärenten" 'Text': Man kann niemanden daran hindern, (17) zusammenhängend zu verstehen bzw., auf der interpretativen Ebene, einen Zusammenhang zwischen den Teilsätzen zu konstruieren.²⁹⁸ Den Nachweis hierfür kann man sogar mit Givóns eigenem Grounding-Konzept führen: Wenn es für das "Grounding" verschiedene Möglichkeiten gibt, derart, dass ein Netzwerkknoten "must be connected to *either* some sequentially adjacent, hierarchically adjacent, *or* non-adjacent node(s) within the mental text-structure." (ebd., 64, Hervorheb. v. mir), dann kann man sich an die Option halten, dass als bekannter 'Knoten', auf den dann der neue Ausdruck zu beziehen wäre, auch ein nicht unmittelbar vorangehender ("non-adjacent node(s)") in Frage kommt. Als nicht direkt vorangehender 'Knoten' ist in (17) das Haus von John denkbar, sagen wir ein Haus mit Garten, das an die Landwirtschaftszone grenzt. Nimmt man weiter an, John habe sein Haus verlassen, um Ferien in Italien zu machen, ist (17) sehr wohl kohärent verstehbar, z.B. so: "Während John in Italien war, zertrampelte ihm eine Kuh den schönen Garten." Dabei könnten diese Annahmen ('John hat ein Haus mit Garten, das an die Landwirtschaftszone grenzt.' und 'John macht in Italien Ferien.') durch den weiteren Kontext und damit durch "non-adjacent node(s)" direkt gestützt sein, oder aber (partiell oder ganz) präsupponiert sein.

²⁹⁷Weiter postuliert Givón Bedingungen in Bezug darauf, wie viele neue und wie viele redundante 'Informationen' ein einzelner Teilsatz 'enthalten' kann. Diese Bedingungen sind, für neue 'Informationen': "Clauses in natural text tend to have only one chunk (usually a word) of new information per clause.", und, für bekannte 'Informationen': "Clauses in natural text tend to have *at least one chunk* (usually a word) of old information per clause.", wobei die zweite Bedingung "represents the *minimal grounding requirement* for coherent interpretation of the clause, rather than an optimal level." (ebd., 76, Hervorheb. i. Original)

²⁹⁸Kohärenz, ich halte daran fest, kann man nicht zeigen, höchstens *anzeigen* (durch Kohäsionsmittel), und der Umkehrschluss, wonach das Fehlen von Kohäsion und Inkohärenz dasselbe sind, ist falsch. Das sieht u.a. auch Coates (1995, 43) so: "With or without the presence of formal textual markers, we will attempt to interpret what we hear; we *assume* text is coherent." (Hervorheb. i. Original)

Wären also die Grenzen der Kohärenz nur vermeintliche, d.h. zwar theoretisch postulierbare, aber empirisch nicht belegbare? Und: Lässt sich diese Vermeintlichkeit anhand von *authentischen* Beispielen zeigen?

Diesen Fragen ist u.a. Coates (1995) nachgegangen, die sich gegen "armchair (invented) examples" wendet (ebd., 41) und als Alternative dazu vorschlägt, die Art und Weise zu analysieren, wie Kohärenz in Face-to-face-Interaktionen *ausgehandelt* ("negotiated") wird. Ihre Beispiele stammen aus Gesprächen zwischen Personen, die sich gut kennen (Freundinnen, Ehepaare, Schwestern) und die im privaten Rahmen aufgenommen wurden (mehr erfährt man über das Korpus nicht). Coates (ebd., 44) vertritt die These, dass es in der Tat Beispiele für Texte gibt, die an den beiden Givónschen Polen des Kohärenz-Spektrums anzusiedeln sind, dass es sich dabei aber gerade *nicht* um Extreme handelt, sondern um Belege für normale, gut funktionierende Konversation.

Zur Illustrierung der 'Normalität' der 'oberen' Kohärenzgrenze führt Coates einerseits Wiederholungen von Ausdrücken innerhalb eines Gesprächsschrittes an, andererseits werden Wiederholungen von Gesprächsfragmenten untersucht, die aus Gesprächen mit mehreren Gesprächspartnern stammen. (ebd., 45-49) Ich greife ein Beispiel aus der zweiten Gruppe von *Wiederholungen* heraus. In (18) handelt es sich um eine Sequenz aus einem Gespräch, an dem fünf Freundinnen beteiligt waren; Thema ist das Schimpfen mit Kindern²⁹⁹ (ebd., 48):

- (18) C: I mean in order to accept that idea you're
- C: having to completely
- E: mhm completely review your view of your
- D: ...yes
- C: change your view of your husband=
- E: husband = = that's right
- B: = yes
- A: yeah mhm

In (18) vervollständigt Sprecherin E die von Sprecherin C begonnene Aussage ("completely review your ..."). Daraufhin wiederholt C den Beitrag von E wörtlich, abgesehen vom Verb "review", das sie durch "change" ersetzt. E signalisiert ihr Einverständnis mit der Wiederholung von C ("that's right"). Die Sprecherinnen D, B und A spielen in dieser Sequenz eine untergeordnete Rolle, bekunden aber ihre Aufmerksamkeit und/ oder ihr Interesse am Gesprächsthema durch entsprechendes Hörer-Rückmeldeverhalten in Form von genau platzierten Zustimmungssignalen ("yes", "yeah", "mhm"). (ebd., 48)

Dieses - von Coates nicht weiter analysierte - Beispiel verdeutlicht m. E. sehr gut, dass Wiederholungen wie die von C realisierte von den Gesprächspartnern nicht als redundant aufgefasst werden - obwohl solchen Äußerungen kein 'informationeller Mehrwert' zukommt. Sprecherin E signalisiert explizit, dass sie mit der Wiederholung von C einverstanden ist ("that's right"); das ist ein deutliches Indiz dafür, dass die Wiederholung nicht als überflüssig taxiert, sondern *als Gesprächsbeitrag* akzeptiert wird.

²⁹⁹Coates (1995, 48) vermerkt zu diesem Beispiel einleitend nur: "topic=child abuse". Thema könnte also auch der Missbrauch von Kindern sein (engl. "child abuse" hat beide Lesarten). Welche Lesart hier die richtige ist, ist mangels weiterer Kontextangaben nicht entscheidbar. - Auch gibt Coates (1995) keine Hinweise zum von ihr verwendeten Transkriptionssystem. Klar ist, dass sie in ihren Beispielen simultanes Sprechen durch Klammerung im Text anzeigt; diese Notationsform habe ich durch Unterstreichungen der sich überlappenden Redebeiträge ersetzt. Das Gleichheitszeichen dürfte für das 'Ankleben' stehen, also für den unmittelbaren Anschluss eines Gesprächsbeitrags an einen vorangehenden. Die Passage, auf die es in (18) besonders ankommt - eine Wiederholung von Sprecherin C -, habe ich durch Kursivdruck hervorgehoben.

In Bezug auf die eine Variante der (vermeintlichen) 'unteren' Grenze der Kohärenz, die *Kontradiktion*, führt Coates (ebd., 51) ein Beispiel an, das auf *eine* Möglichkeit der Transzendierung dieser Grenze im Gespräch verweist: das ist die Auflösung eines Widerspruchs. Bei diesem, hier als (19) zitierten Beispiel handelt es sich um einen Ausschnitt aus einer Konversation zwischen Freundinnen. Die am Gespräch Beteiligten erzählen sich Geschichten, in denen es mit den Protagonisten ein schlimmes Ende nimmt:

- (19) A: Tom (...) says there's a German name to describe that (...) one of those complicated German nouns which explains the fact that you fell . a perverse displeasure in other people's successes (...)
- D: oh it's the other way round I feel, it's sort of
- D: pleasure in other people
- C: a perverse pleasure in yeah
- A: in their downfall yeah

Nach Coates (ebd., 50-51) zeigt dieses Beispiel, dass Äusserungen mit widersprüchlichen Komponenten kohärentem Verstehen durchaus nicht abträglich sein müssen. Als widersprüchlich begreift sie die Fragmente "a perverse *displeasure* in other people's *successes*" und "a perverse *pleasure* in other people's *downfall*". Der im ersten Gesprächsschritt von Sprecherin A angelegte Widerspruch wird metasprachlich aufgegriffen von Sprecherin D ("oh it's the other way round I feel, it's sort of..."). D leitet gleichzeitig auch eine 'Reparatur' ein ("...pleasure"), die von Sprecherin C bestätigt ("a perverse pleasure") und dann von A selber vervollständigt wird ("in their downfall"). Dafür, dass dieser Text von den Beteiligten zusammenhängend verstanden wird, - und dafür, dass der einschlägige Zusammenhang ausgehandelt wird, - sprechen nach Coates (ebd.) dreierlei Indizien: i) die Kontradiktion wird gleichsam arbeitsteilig angegangen; ii) Sprecherin A, die das Thema initiiert und der widersprochen wird, lenkt auf die Reparatur von D ein und vervollständigt diese selber; iii) sowohl A als auch C bekunden ihr Einverständnis mit der umgearbeiteten 'Definition' des Themas ("yeah").

Bezüglich der anderen Variante der (vermeintlichen) 'unteren' Grenze der Kohärenz kann Coates (ebd., 51ff.) plausibel machen, dass ein Text auch dann problemlos zusammenhängend verstanden wird, wenn *rekurrente Ausdrücke* in aufeinanderfolgenden Gesprächsschritten *fehlen*. Hierfür ist (20) ein Beispiel. In diesem Beispiel (Coates, ebd., 53) diskutieren drei Freundinnen über eine Geschichte, in der eine Frau ihrem Ehemann verbietet, Gitarre zu spielen:

- (20) S: I would be worried if I was her . you know= to to
 B: =what, that
- S: push him, she . she pushes him to the abs-
 B: you weren't matching up?
 A: he'll probably
- S: she pushes him to the
 B: =yeah grrr! (vicious)
 A: stab her with the bread knife one day=
- S: limit yeah, I think he will
 B: noise) ="here you are Ginny!"
 A: she'll wake up dead =
- S: I think he'll rebel= (laughs)
 B: (laughs-----)="Have a s- . have a cut throat!"
 A: (laughs-----)

Diese Gesprächssequenz könnte man als Geflechtserzählung bezeichnen. Sprecherin S ist die Haupterzählerin: Sie erzählt von einer Frau, die ihren Mann an den Rand des Wahnsinns treibt ("she pushes him to the limit"), indem sie ihm das Gitarrenspielen verbietet (Kontextangabe; geht aus der zitierten Sequenz nicht hervor). Die Zuhörerinnen A und B greifen selber in die Erzählung ein: B richtet zunächst eine (ironisch gemeinte?) Frage an S ("you weren't matching up?") und kommentiert dann die Handlung der Protagonistin der Geschichte ("yeah grrr", simultan zu "pushes him"); A spekuliert über eine mögliche Reaktion des geplagten Mannes ("he'll probably stab her with the bread knife one day"). Erzählerin S nimmt diesen Beitrag auf und wendet ihn ins Allgemeine ("I think he'll rebel"). - Coates (ebd., 53) hebt in diesem Beispiel hervor, dass die zweitletzten Gesprächsschritte von S und A ("yeah I think he will" resp. "she'll wake up dead") kein Kohärenzproblem darstellen, obwohl diese "turns" keine rekurrenten Ausdrücke aufweisen (hinzu kommt, dass S und A auch noch mehr oder weniger simultan sprechen). Isoliert betrachtet hinterlassen solche Gesprächsschritte den Eindruck der Inkohärenz, dies v.a. auch deshalb, weil S und A auf verschiedene Personen referieren: S referiert mit "he" auf den Mann in der Geschichte, A mit "she" auf dessen Frau (vgl. 20'):

- (20') S: yeah I think he will
 A: she'll wake up dead

Trotzdem sind diese Äusserungen kohärent verstehbar - aber nicht, weil sie sich direkt aufeinander beziehen, sondern weil beide auf das früher eingeführte Thema der Erzählung Bezug nehmen (ebd., 53), und das ist, so macht es den Anschein, das 'Wüten eines Hausdrachen'.

Zusammengenommen sind die diskutierten Beispiele geeignet, die These von Coates (1995) zu stützen: (18) - (20) sind Belege für Alltagsgespräche, die - so macht es aufgrund der hervorgehobenen Indizien den Anschein - von den Gesprächspartnern als normal empfunden und problemlos verstanden werden, obwohl diese Beispiele, mit den Givónschen Massstäben gemessen, an den Polen des Kohärenz-Spektrums zu verorten sind (Redundanz in (18) einerseits sowie Kontradiktion (19) und Fehlen von Rekurrenz (20) andererseits). So gesehen kann man mit einigem Recht von der *Transzendierung theoretischer Grenzen der Kohärenz im Gespräch* reden. - Darüber hinaus illustrieren die Beispiele, was mit der Formulierung gemeint ist, Kohärenz werde *ausgehandelt*. Textkohärenz, analysiert in Face-to-face-Interaktionen, erweist sich als kooperatives Unternehmen, und zwar in zweierlei Hinsicht: Die Gesprächspartner versichern sich wechselseitig der jeweiligen

Bezugsobjekte und Prädikationen, und die Redegegenstände werden im Verlauf des Gesprächs erst konstruiert, und zwar interaktiv konstruiert.³⁰⁰

Diesen letzten Gesichtspunkt haben Clark & Wilkes-Gibbs systematisch weitergedacht und zur "collaborative theory" ausgebaut (grundlegend dazu Clark & Wilkes-Gibbs 1986; vgl. auch Wilkes-Gibbs & Clark 1992 sowie Clark 1992; in Wilkes-Gibbs 1995 wird die "collaborative theory" unter dem Kohärenz-Aspekt dargestellt).³⁰¹ In dieser Theorie wird Kohärenz als kollektives Problem vorgestellt, das im Gespräch gemeinsam angegangen und gelöst wird, indem individuelle Überzeugungen zur Sprache gebracht, koordiniert und in geteilte Überzeugungen überführt werden. (Wilkes-Gibbs 1995, 240) Kern der *Kollaborations-Theorie* ist das Axiom, dass die Verständigungssubjekte geteiltes Wissen und gemeinsame Überzeugungen in das Gespräch einbringen und auf eine Weise weiterführen wollen, die für alle am Gespräch Beteiligten einsichtig ist ("add to the common ground in a mutually intelligible way."). (ebd., 243) Dabei folgen die Verständigungssubjekte dem so genannten *Prinzip wechselseitiger Verantwortung*: "The participants try to establish, roughly by the beginning of the next contribution, the mutual belief, that the partners have understood what the contributor meant, to a criterion sufficient for current purposes." (ebd.; vgl. auch Clark 1992, 148) 'Wahrgenommen' wird diese Verantwortung, indem "the participants collaborate [sic] within a strategic *grounding process*." (ebd., Hervorheb. i. Original)³⁰²

Funktionale Basiseinheit in der Kollaborations-Theorie ist ein (Gesprächs-)Beitrag ("contribution").³⁰³ Die 'Verankerung' (bzw. wörtlich: 'Grundlegung' für engl. "grounding") eines Beitrags im Gespräch erfolgt in zwei Phasen, die beide rekursiv sein können: *Präsentationsphase* und *Akzeptanzphase*. (ebd., 244) Aufgezeigt am Beispiel der 'Grundlegung' einer Frage sieht das so aus (vgl. (21); ebd., 246)³⁰⁴:

- | | | | |
|------|----------------------|----|---------------------------------|
| (21) | Present 1: | A: | Did you go to to the ... uh ... |
| | Accept 1/ Present 2: | B: | Store? |
| | Accept 2: | A: | Yes |
| | Accept 1/ Present 3: | B: | Yes. I got the milk |

Wilkes-Gibbs (ebd.) kommentiert dieses Beispiel so: B schlägt bezüglich A's fragmentarischer Frage (Present 1: "Did you go to to the ... uh ...") eine mögliche Vervollständigung vor ("Store?"). Damit akzeptiert B die an ihn gerichtete Frage

³⁰⁰Inwieweit diese Einsichten generalisierbar sind, bleibt mindestens teilweise offen, denn bei den angeführten Beispielen handelt es sich ausschliesslich um private Alltagsgespräche zwischen Personen, die sich sehr gut kennen; auch scheinen in diesen Gesprächen mehr oder weniger symmetrische Rollenkonstellationen zu bestehen. Daraus ergeben sich Einschränkungen für die Übertragbarkeit der Befunde, auf die ich unten in diesem Abschnitt, unter i), zu sprechen komme.

³⁰¹Empirische Grundlage der Kollaborations-Theorie ist ein Korpus von "over 700 English-language completions", wovon die eine Hälfte aus "naturally-occurring conversations" stammt. Bei der anderen Hälfte handelt es sich um experimentell elizitierte Daten ("task-oriented dialogues"). (ebd., 247)

³⁰²Zu beachten ist, dass Wilkes-Gibbs & Clark unter "Grounding" etwas ganz anderes verstehen als Givón: Bei Givón ist das "Grounding", wie oben in diesem Abschnitt unter b) ausgeführt, ein *psychischer* Prozess, bei Wilkes-Gibbs & Clark dagegen ein *gesprächsstrategischer, sozialer* Vorgang.

³⁰³Wilkes-Gibbs (ebd., 240-243) legt grossen Wert auf den 'Beitrag' als funktionale Basiseinheit der Kollaborations-Theorie, weil es, gemäss der Autorin, eben diese Einheiten sind, die ihren Ansatz als genuin *interaktionalen* von anderen Ansätzen unterscheidet, zumal von solchen, die an der Sprechakttheorie orientiert sind. Sprechakttheoretische Modelle greifen nach Wilkes-Gibbs insofern zu kurz, als dort Bedeutungen als intentionale Akte rational handelnder *Einzelpersonen* modelliert würden, was zur Folge habe, dass Handlungen und Intentionen der *Hörenden* nur *vor* oder *nach* einem Sprechakt in den Blick kämen. (ebd., 242) "There is no principal means for handling the *contributions of multiple intentional agents* in the performance of a speech act." (ebd., 243, Hervorheb. v. mir)

³⁰⁴Die in (21) vorgestellte Variante für die 'Grundlegung' einer Frage ist lediglich *eine* "of many possible scenarios by which the process [of grounding, Stu.] might be played out in the asking of a question." (ebd., 245)

(Accept 1) und realisiert gleichzeitig eine eigene Präsentation (Present 2). Letztere wird von A akzeptiert (Accept 2: "Yes"). Abgeschlossen wird der 'Verankerungs'-Prozess, indem B die jetzt vollständige Frage zuerst selber wieder akzeptiert (Accept 1: "Yes") und dann beantwortet, was bereits als Initiierung eines neuen Beitrags gilt (Present 3: "I got the milk").³⁰⁵

Akzeptanzphasen können, wie es in (21) bei Accept 1/ Present 2 der Fall ist, direkt in Weiterführungen übergehen. Möglich ist aber auch, dass fragmentarische Äusserungen als solche und stillschweigend akzeptiert werden. (ebd., 244 u. 251)

In (21) ist eine Variante einer *Weiterführung* realisiert, nämlich eine sogenannte *Vervollständigung* ("completion"). Vervollständigungen heissen Weiterführungen bei Wilkes-Gibbs (ebd., 254) dann, wenn ein Gesprächsschritt auf einen grammatisch unvollständigen folgt (vgl. die ersten beiden "turns" von A und B in (21)). Von Vervollständigungen abgegrenzt werden *Fortsetzungen* ("continuations"), die so definiert sind, dass sie einen vorangehenden Gesprächsschritt weiterführen, der grammatisch vollständig ist.³⁰⁶ (ebd., 255)

Als Bilanz der Diskussion der Beispiele von Coates (1995) habe ich oben festgehalten, dass man die Entstehung von Kohärenz in Face-to-face-Interaktionen in zweierlei Hinsichten als kooperatives Unternehmen bezeichnen kann: Zum einen versichern sich die Gesprächspartner gegenseitig der jeweiligen Bezugsobjekte und Prädikationen, zum andern werden Redegegenstände oft erst im Verlauf des Gesprächs entwickelt. Was das genau heisst, lässt sich jetzt, im Rahmen der Kollaborations-Theorie von Clark & Wilkes-Gibbs, noch präziser fassen: In der *Präsentationsphase* sind Gesprächsbeiträge für die HörerInnen oft vage und/ oder fragmentarisch (vgl. (18) u. (21)). Ist das der Fall, können Rezipierende am Vorgang der '*Grundlegung*' eines Beitrags partizipieren, indem sie die initiale Äusserung entweder wiederholen, oder aber indem sie mögliche Weiterführungen vorschlagen, sei es in Form von Vervollständigungen oder Fortsetzungen. (Das ist, im Sinne des "principle of least collaborative effort", eine effizientere - gleichzeitig aber auch risikoreichere - Strategie, als unklare Verweisungen und Prädikationen metasprachlich zu thematisieren!) Damit signalisieren die Rezipierenden einerseits *Akzeptanz* und leiten gleichzeitig selber eine weitere Präsentationsphase ein - probenhalber zunächst, denn die potenzielle Weiterführung muss nicht mit der vom Sprecher intendierten übereinstimmen. Das bedeutet, dass der Sprecher die Wiederholung 'quittieren' bzw. das Weiterführungsangebot selber wieder verifizieren muss (Prinzip der *wechselseitigen* Verantwortung). Akzeptiert der Sprecher die Wiederholung bzw. nimmt er das Angebot an, kann der Beitrag als 'verankert' gelten, und ein Redegegenstand ist ausgehandelt. Dabei kann es - auch diese Option ist in der Kollaborations-Theorie angelegt - durchaus *auch* zu 'Verschiebungen' der ursprünglichen Redeabsichten des Sprechers kommen (falls er überhaupt spezifische Absichten hat), nämlich dann, wenn er auf ein Weiterführungsangebot eingeht, mit dem er so nicht gerechnet hat.

Die Paraphrase für einen gemeinsam 'verankerten' Beitrag wäre: *Wir*, die Interagierenden, haben den Beitrag *verstanden* bzw. *für uns*, Hörer und Sprecher, ist der Beitrag *kohärent*.

³⁰⁵Bezüglich der Frage, über wie viele "turns" sich die Grundlegung eines Beitrags normalerweise erstreckt, wird unterstellt, dass die Verständigungssubjekte dem so genannten "principle of least collaborative effort" folgen (ebd., 245): Dieses Prinzip besagt, dass Gesprächspartner versuchen, den Aufwand bei der gemeinsamen Grundlegung eines Beitrags möglichst klein zu halten.

³⁰⁶Was die relative Häufigkeit des Vorkommens von Vervollständigungen und Fortsetzungen angeht, weist Wilkes-Gibbs Zahlen zu den experimentell erhobenen Daten aus ("Corpus 2"): "Overall, continuations accounted for 32% of the examples in Corpus 2; the other 68% were completions." (ebd., 255)

Für mich stellen sich an diesem Punkt zwei Fragen:

- i) Inwieweit lassen sich die Beobachtungen von Coates (1995), die sich auf eine spezielle Art von Alltagsgesprächen beziehen, auf andere Gesprächssorten bzw. -typen übertragen? Und was könnte der Geltungsbereich der Kollaborations-Theorie (in der Akzentuierung von Wilkes-Gibbs 1995) sein, in der die Beispiele von Coates sehr gut 'aufgehen'?
- ii) Kann die Rekonstruktion des Verstehens von schriftlichen Texten von diesen konversationsanalytischen Befunden profitieren? Mit der Erörterung dieser beiden Fragen will ich den Abschnitt über Kohärenz abschliessen.

i) Die Generalisierungsfrage kann am besten abgeschätzt werden, wenn man sich nochmals die empirische Basis der diskutierten Gespräche vor Augen führt: Die zitierten Beispiele von Coates (1995) stammen aus Alltagsgesprächen zwischen Personen, die sich gut oder sehr gut kennen (Freundinnen, Ehepaare, Schwestern) und die in privatem Rahmen aufgenommen wurden. Zwar wird das Korpus nicht genauer beschrieben, aber aufgrund dieser Ausgangslage kann man vermuten, dass es in den Gesprächen kaum zu Rollenkonflikten kommt: Die 'habituellen Rollen' (sozialer Status in Verbindung mit Erfahrungshintergründen und Wissensvoraussetzungen) dürften weitgehend symmetrisch und die 'aktuellen Rollen' mehr oder weniger paritätisch verteilt sein (gleiche Rechte, das Wort zu ergreifen und sich ins Gespräch einzubringen). Analoges trifft wahrscheinlich auch auf das eine Teilkorpus von Wilkes-Gibbs (1995) zu, das eine grosse Anzahl "naturally-occurring conversations" umfasst ('wahrscheinlich', weil auch da genauere Angaben fehlen).³⁰⁷ Ohne die Authentizität und Relevanz der Beispiele und die Transparenz der Interpretationen anfechten zu wollen, würde ich doch sagen, dass das 'Feld', aus dem diese Daten stammen, gleichzeitig auch deren Geltungsbereich bestimmt und begrenzt: Auf Gesprächstypen jenseits der privaten Alltagskommunikation lassen sich die Befunde kaum übertragen, und schon hinsichtlich der Anwendbarkeit der Kollaborations-Theorie auf Alltagsgespräche mit weniger symmetrischen Rollenkonstellationen kann man ein Fragezeichen setzen.³⁰⁸ Schliesslich gibt es im Alltag ja auch Gespräche wie (22) (Coates 1995, 55; in Klammern sind die Pausen in Sekunden angegeben):

- (22) Mary: I've got this all figured out (3) I talked to Doyle today?
(4) and (4) you know explained to him the fact that you
know, come April I'll probably have to (1) ahm
Bud: Excuse me, open the back door, I'm gonna give this to
((the dogs)) (8)
Mary: I'll probably have to terminate my appointment

(22) ist ein illustratives Beispiel für einen schleppenden, nonresponsiven Dialog, der einen inkohärenten Eindruck hinterlässt. Wollte man vor diesem Hintergrund und mit Blick auf andere Alltagsgespräche, die für die (oder mindestens einen der) Interaktionspartner offensichtlich unbefriedigend sind wie z.B. aggressive, im Sand verlaufende, beiläufige, unter Zeitdruck stehende oder im Ansatz stecken bleibende Gespräche des Alltags³⁰⁹ und mit Blick auch auf Gespräche mit deutlich asymme-

³⁰⁷Beim zweiten Teilkorpus handelt es sich, wie erwähnt, um experimentell elizitierte Daten ("task-oriented dialogues"). Die Analyse *aufgabenbezogener* Dialoge dürfte einen gewissen Einfluss darauf gehabt haben, die Etablierung von Kohärenz als *Problemlösungsprozess* zu konzipieren.

³⁰⁸Übertragbarkeit der Befunde wird von Wilkes-Gibbs (1995) zwar nicht explizit postuliert, aber eben auch nicht diskutiert.

³⁰⁹Beispiele hierfür finden sich u.a. in Maurer & Schmidt 1994.

trischen Rollenkonstellationen³¹⁰, wollte man da noch davon sprechen, dass "talk is a cooperative enterprise in a much stronger sense than is normally intended by analysts (such as Grice 1975)."?³¹¹ - so Coates (1995, 49) -, oder davon, dass die Verständigungssubjekte bestrebt sind, "to add to the *common* ground in a *mutually* intelligible way." - so Wilkes-Gibbs (1995, 243, Hervorheb. v. mir)? Sind "Weiterführungen", wie sie Wilkes-Gibbs fokussiert, ein hinreichendes Kriterium für die Bestätigung der These, dass wechselseitige Übereinstimmung in den Überzeugungen der Interaktionspartner *das Ziel des Gesprächs ist*?³¹² Ist das 'Prinzip wechselseitiger Verantwortung' - "the participants try to establish (...) the mutual belief, that the partners have understood what the contributor meant." (ebd.) - mit "Weiterführungen" genügend legitimiert? Und man könnte weiterfragen. - Zwar scheint die Einsicht bedeutend, dass es eine wechselseitige Verantwortung für das Verstehen von Gesprächsbeiträgen und mithin für Kohärenz gibt - aber zu rechnen wäre *auch* damit, dass die Verständigungssubjekte den ihnen zugedachten Teil der Verantwortung lange nicht immer und v.a. nicht immer gleichmässig wahrnehmen (können und/ oder wollen).³¹³ Und das hat Konsequenzen - auch und gerade für die 'Grundlegung' von Beiträgen (die dann doch wieder eine einseitige wäre) und damit für die Etablierung von Kohärenz (die dann nur mehr bedingt ein kollektives Unternehmen wäre).

ii) Dennoch ist die Kollaborations-Theorie - als Beispiel einer gut ausgearbeiteten konversationsanalytischen Theorie - geeignet, die Perspektive auf das Verstehen geschriebener Sprache um eine Komponente zu erweitern, die bei einem engen, Gespräche ausschliessenden Textbegriff, häufig ausgeblendet oder zu wenig beachtet wird: das ist die *soziale* Komponente. Demgegenüber erweist sich Textverstehen auf der Basis eines weiten, Gespräche einschliessenden Textbegriffs weit deutlicher als kognitiv-sprachliches *und* soziales Phänomen.

Aber was kann 'sozial' in Bezug auf das Verstehen von *geschriebener Sprache* heissen? Und, spezifischer und exemplarisch gefragt: Kann dem kollaborativen Moment (als *einem* sozialen Aspekt), das in privaten Alltagsgesprächen eine wichtige Rolle zu spielen scheint, auch eine Bedeutung für die Rezeption schriftlicher Texte zukommen?

Bezüglich der ersten Frage kann man mit Heinemann & Viehweger (1991, 209ff.) darauf hinweisen, dass die Partnerorientiertheit in der Schriftkommunikation nicht

³¹⁰Darunter fallen u.a. die in aller Regel asymmetrischen Dialoge des halböffentlichen (z.B. Schule, Spital) und öffentlichen Bereichs (z.B. audiovisuelle Medien) sowie z.B. auch, mit unterschiedlicher Ausprägung und abhängig u.a. von der sozialen Schicht, ein Teil der Eltern-Kind-Interaktionen.

³¹¹Gegenfrage: "Is it in fact true that communicators both know (albeit tacitly) and ordinarily follow the CP [dem Kooperationsprinzip, Stu.] and its maxims?" (Taylor 1992, 141, Hervorheb. getilgt)

³¹²Vgl. demgegenüber Goffman (1991, 17 [1967]), der in Bezug auf die Untersuchung der "Verkehrsregeln sozialer Interaktion" festhält: "Dabei erfährt man etwas über die Regeln, nach denen sich jemand in der Interaktion bewegt, aber man lernt nichts über die Richtung und den Grund seines Verhaltens."

³¹³Man könnte allerdings *auch* sagen, in das 'Prinzip wechselseitiger Verantwortung' sei eine 'Sicherung' eingebaut, die das Prinzip gegenüber Einwänden wie dem hier vorgebrachten immunisiere: "The participants try to establish (...) the mutual belief that the partners have understood what the contributor meant, *to a criterion sufficient for current purposes*." (ebd., Hervorheb. v. mir) Kritisch zu einem "criterion sufficient for current purposes" vgl. Anderson (1995, 36). - Eine ähnliche Stelle, die man ebenfalls als Vorbehalt lesen kann, gibt es übrigens auch bei Grice: "Anyone who cares about the goals that are central to conversation/ communication (such as giving and receiving information, influencing and being influenced by others) must be expected to have an interest, *given suitable circumstances*, in participation in talk exchanges that will be profitable only on the assumption that they are conducted in general accordance with the Cooperative Principle and the maxims." (Grice 1989, zitiert nach Taylor 1992, 141, Hervorheb. v. mir) - So oder so: Was "a criterion sufficient for current purposes" (Wilkes-Gibbs) ist und was "suitable circumstances" (Grice) sind, lässt sich wohl nur bedingt generalisieren und v.a. kaum prospektiv entscheiden. In diesem Bereich scheinen Erklärungsmodelle relativ abstrakt bleiben zu müssen.

einfach aufgehoben ist (wobei man bei dieser Argumentation aufpassen muss, nicht in eine 'vor-intertextuelle' Konzeption von Kommunikationspartnern zurückzufallen; vgl. dazu oben, Kap. 4.4.3. e)): "Distanzkommunikation aber hebt das Interaktionale nicht auf: Die Partner agieren auch mittels schriftlicher Texte miteinander und wirken aufeinander ein, nur eben per Distanz, und daher bleibt die Partnerorientiertheit auch in der Aufzeichnungskommunikation in jeder Phase gewahrt." (ebd., 210)³¹⁴ Zwar kommt es, das ist vielfach dargestellt worden, in der Schriftkommunikation zu *Veränderungen des interaktionalen Bedingungsgefüges*, und diese Veränderungen haben Konsequenzen nicht zuletzt für den externen Text (u.a. sind die Kohäsionsmittel in monologisch-schriftlichen Texten in der Regel konsequenter und präziser gesetzt als in dialogisch-mündlichen), aber gesprochene und geschriebene Texte bleiben wechselseitig aufeinander bezogen. Auch wenn man Vorbehalte hat gegenüber der Ansicht, dass "letztlich jeder noch so umfangreiche Monolog als eine 'Zerdehnung', als Ausweitung eines Gesprächsschritts der dialogischen Kommunikation angesehen werden [kann]" (Heinemann & Viehweger, ebd., gestützt auf Ehlich (1984)): Wechselseitiges Aufeinanderbezogenensein von gesprochenen und geschriebenen Texten ist ein Faktum - *und* ein Indiz dafür, dass Kohärenz bei der Rezeption gesprochener und geschriebener Texte mindestens in Teilen aufgrund ähnlicher Mechanismen etabliert werden könnte.

Einen spezifischeren Zugang zu dieser Frage bietet m.E. das Tätigkeitskonzept der sowjetischen Sprachpsychologie, wie ich es oben im Zusammenhang mit den Textfunktionen skizziert habe (vgl. Kap. 4.4.4. b)). Versucht man, die Begrifflichkeit des Tätigkeitskonzepts auf das Verstehen von schriftlichen Texten anzuwenden, wird deutlich, dass z.B. auch das Leseverstehen Züge eines kollaborativen Charakters annehmen kann: Bei Erwachsenen ist das Lesen, was den Bewusstseinsstatus betrifft, normalerweise eine *Operation*. Eine Operation kann, z.B. bei Verständnisschwierigkeiten, in eine *Handlung* 'zurückverwandelt' werden (weil Operationen im Rahmen des Tätigkeitskonzepts als automatisierte Handlungen gelten). Beim Lesen könnte eine solche Handlung, einer altbekannten Vorstellung entsprechend, als eine Art innerer Dialog zwischen Leser und antizipierter Autorschaft begriffen werden, wobei in diesem Dialog - und das wäre dann ein neuer Aspekt - durchaus ähnliche Mechanismen spielen könnten, wie sie Coates und Wilkes-Gibbs für das Aushandeln von Kohärenz in Gesprächen beschrieben haben, z.B.: 'Warum hast du, Autorin, diesen Satz so *weitergeführt* und nicht anders?' 'Warum wird jener grammatisch unvollständige Satz nicht *vervollständigt*, sondern *fortgesetzt*?' usw. Die Antworten freilich hätte sich der Leser dann selber zu geben: da ist niemand, der *quittiert* und *akzeptiert*. Das ist das Risikoreiche - schon nicht mehr des Verstehens allerdings, sondern des Interpretierens, denn hypothetische Fragen wie die angeführten sind bewusste Vorgänge, sind Handlungen, und gehören als solche klar in den Bereich der Interpretation (was umgekehrt nicht heisst, dass das Verstehen weniger risikoreich wäre, im Gegenteil: das Verstehen geschriebener Texte dürfte in Teilen gerade deshalb noch risikoreicher sein als das Interpretieren, weil für ein Abwägen derartiger Fragen in der Regel keine Zeit ist). Und doch geschieht die vom Leser alleine zu leistende Grundlegung von Textfragmenten und das Verstehen von Weiterführungen ja nicht nur aufs Geratewohl: Grundlage sind u.a. analoge Präzedenzfälle, und da kommen in Frage nicht nur Erfahrungen mit schriftlichen Prätexten, sondern eben auch Gespräche.

Von daher sehe ich auch keinen Gegensatz zwischen dem psychologischen "Grounding"-Konzept von Givón und dem sozialen von Clark & Wilkes-Gibbs; auszugehen wäre vielmehr von der Komplementarität dieser Konzepte - mit der Aussicht auf vertiefte Einsichten in das Textverstehen.

³¹⁴ Ausführlicher diskutiert habe ich Implikationen der Partnerorientiertheit für die Verstehenssubjekte im Abschnitt zu den Textfunktionen (vgl. oben, Kap. 4.4.4. c)).

4.4.6 Kohärenz durch Inferenz: Beispiele abduktiver Leistungen beim Textverstehen

Ziel dieses anwendungsorientierten Abschnitts ist es, abduktive Leistungen beim Textverstehen aufzuzeigen. Dies soll wiederum exemplarisch, hier anhand eines einzelnen, aber authentischen Schrifttextes versucht werden. Als Beispiel dient der Zeitungsartikel "Ferien im All", der im Deutschschweizer Boulevard-Blatt "BLICK" am 17.6.1997 in der Rubrik "Aktuell" erschienen ist.³¹⁵

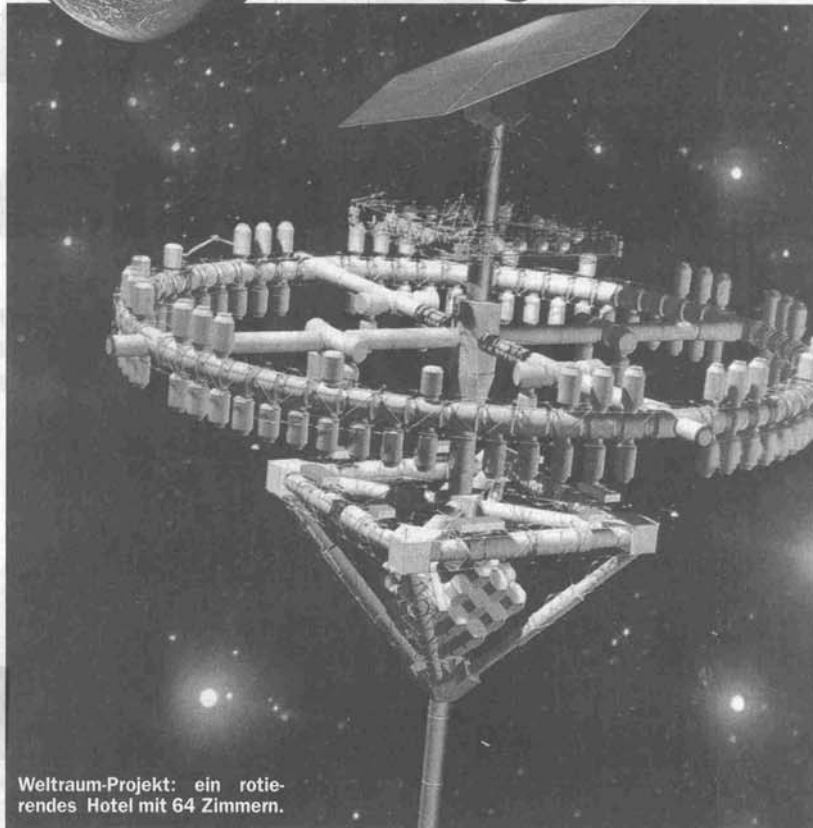
Unter 4.4.6.1 charakterisiere ich zuerst den Verstehensgegenstand (Sprache, Textklasse und Textsorte) und komme dann kurz auf die Frage zu sprechen, wie LeserInnen damit umgehen könnten (Stichwort "Lese(r)strategien"). In einem zweiten Schritt, unter 4.4.6.2, analysiere ich den Artikel unter den Aspekten "Superstruktur", "Verknüpfungsbeziehungen" und "Verweisungsbeziehungen", d.h. mit einer Auswahl von Konzepten, die in den Kap. 4.4.2 – 4.4.5 hinsichtlich ihres 'Erklärungspotenzials' für das Textverstehen ausführlicher diskutiert wurden. Die Rekonstruktion abduktiver Leistungen erfolgt dann auf der Basis der einzelnen Analysen.

Der nachfolgend abgedruckte Text wurde möglichst originalgetreu übernommen. Verändert wurden nur die Grösse (das Original ist ca. 50% grösser) und der Farbdruck (im Original sind alle drei Bilder mehrfarbig):

³¹⁵Im Vergleich zur Argumentation mit "armchair-examples" (Coates, 1995) ist ein authentischer Text natürlich sowohl ein härterer als auch ein aufwändigerer Test für die in Kap. 4.4. diskutierten Ansätze und Modelle des Textverstehens. Gleichzeitig kann eine 'Einzelfallanalyse' natürlich immer nur illustrativen Charakter haben.



Aussicht auf die Erde garantiert



Weltraum-Projekt: ein rotierendes Hotel mit 64 Zimmern.

Ferien im All

VON HELMUT OGRAJENSCHKE

1 TOKIO/ZÜRICH – Willkommen im «Space-Inn»! Hoch über der Erde soll bald das erste Hotel im All entstehen.

Die Pläne für dieses Weltraumprojekt sind längst fertig: 70 Millionen Franken will der japanische Baukonzern Shimizu in seine himmlische Herberge stecken.

10 Sie sieht aus wie ein Kreisel. Sie dreht sich alle 20 Sekunden um die eigene Achse – so werden 70 Prozent der irdischen Schwerkraft erzeugt. Am Aussenrand des riesigen Kreisels liegen – Kapseln gleich – die **64 Gästezimmer**.

Die Gäste schlafen in Wegwerf-Bettwäsche. **Bade-**wannen gibt es nicht. Die **20** Verpflegung ähnelt jener der Astronauten: Fertig abgepackte Portionen, die in einem Mikrowellenofen heiss gemacht werden.

25 Pikant: Einige Kabinen sollen schwerelos bleiben –

«für Liebesexperimente von Pärchen in den Flitterwochen.»

Allerdings ist der Spass mit der garantierten Aussicht auf die Erde nicht billig:

Rund eine Million Franken müssen die All-Touristen für eine Woche Aufenthalt im Weltraum bezahlen.

Dafür bietet das Weltraum-Hotel Vergnügen, die man auf der Erde nicht kennt: **Ballspiele** in schwerelosen Räumen. **Rotierende Swimmingpools**, in denen das Wasser durch die Schwerkraft an die Wände gedrückt wird, laden zum Badeplausch.

Wer sind die ersten Gäste? Shimizu-Boss

Shinji Matsumoto: «Wichtige Kunden oder verdiente Mitarbeiter, die auf diese Weise für ihre Arbeit belohnt werden.»

Horst Schmidt von der Europäischen Weltraumorganisation ESA zu BLICK: «Die kommerzielle Nutzung des Weltraums ist nicht mehr aufzuhalten. Pläne für solche Hotels im All existieren in vielen Schubladen – auch bei uns.»



Ein Zimmer mit Aussicht kostet pro Woche 1 Mio Franken.

4.4.6.1 Eine "himmlische Herberge":

Der Verstehensgegenstand - und wie man damit umgehen kann

In *sprachlicher Hinsicht* weist der Artikel eine Reihe von Merkmalen auf, wie man sie von Texten der Boulevardpresse kennt und erwarten kann.³¹⁶

Besonders auffällig sind u.a., *allgemein*: eine teilweise weitgehende Redundanz von Bild- und Textinformationen ("geschlossene" Text-Bild-Schere", sofern man den Ausdruck überhaupt noch brauchen will³¹⁷, vgl. z.B. "Sie sieht aus wie ein Kreisel.", Zeile 10, oder "Am Aussenrand des riesigen Kreisels liegen - Kapseln gleich - die 64 Gästezimmer.", 13-16, und dazu das grosse Bild) sowie die Begrüssungsformel "Willkommen im 'Space-Inn'" im Lead, die den Titel "Ferien im All" in Ferien-Prospekt-Manier weiterführt und den Text gleichsam als 'fingierten Erfahrungsbericht' perspektiviert; im *syntaktischen Bereich*: eine ausgeprägte Tendenz zu elliptischer Kurzsyntax im ganzen Artikel (nicht nur im Titelgefüge), z.B. "Setzungen" wie "pikant" in Zeile 25 und Vergleichbares in den Redeeinleitungen der "eingeblandeten Sprachspiele" (Weinrich), etwa: "Schimizu-Boss Shinji Matsumoto: (...)", 41-42 (vgl. auch 47-49), viele "Einfachsätze", z.B. "Badewannen gibt es nicht.", 18-19 (vgl. auch 10, 17-18), Doppelpunkte und Gedankenstriche anstelle von komplexen Satzgefügen³¹⁸ (z.B. 5, 12, 15, 21; ausführlicher dazu unten, Abschnitt c)), eine Frage ("Wer sind die ersten Gäste?", 41), die der Journalist sozusagen stellvertretend für die Rezipierenden stellt. Im *Bereich der Lexik*, die, bezogen auf andere BLICK-Artikel, noch als 'moderat' (wenig hyperbolisch) bezeichnet werden kann, fallen auf: Augenblicks-Komposita wie "Wegwerf-Bettwäsche" (18), "All-Touristen" (32), "Weltraum-Hotel" (34-35) und Zusammensetzungen von Namen und Appellativa wie "Schimizu-Boss" (41), bei denen mindestens das Grundwort der Komposition alltagssprachlich sehr geläufig ist. Vergleichbar damit ist auch die "himmlische Herberge" (8), eine thematisch motivierte Alliteration - und gleichzeitig auch ein "verfremdendes Zitat", d.h. eine (bewusste?) Anspielung auf den "himmlischen Vater" (der christliche Gott) und/ oder die "himmlischen Heerscharen" (die Engel), wodurch religiös-mystische Assoziationen ins Spiel kommen³¹⁹, die dann scharf kontrastieren mit ganz gewöhnlichen, alltäglichen Wörtern wie "Badewannen", 19-20, "Mikrowellenofen", 23, und dergleichen mehr. Zu Letzterem passt auch, dass fachsprachliches Vokabular fast gänzlich fehlt (eine Ausnahme ist allenfalls die "irdische Schwerkraft", 13). Auffällig sind weiterhin die zahlreichen Wortwiederholungen ("Aussicht" beispielsweise kommt dreimal vor: im Titel ("Aussicht auf die Erde garantiert")³²⁰, im Lauftext (30) und in der Bildlegende

³¹⁶Die im Folgenden verwendeten Begriffe und Kategorien zur Beschreibung der Sprache des Artikels sind u.a. bei Lüger (²1995) zusammengestellt (vgl. ebd. 22ff. u. 32ff. und die dort zitierte Literatur); zu Aspekten der Mündlichkeit in der Presse und zu pressespezifischen Nachrichtenformen siehe besonders Burger (²1990, v.a. Kap. 3 und 5.1).

³¹⁷Kritisch zu dieser von Wember (1967) eingebrachten Metapher siehe Burger (²1990, 299).

³¹⁸Einfache Satzgefüge kommen demgegenüber vor, und zwar in Form von insgesamt vier Relativsätzen (Zeilen 22-24, 35-36, 38-39, 44-46). Auffällig daran ist die kleinstmögliche 'Distanz' zwischen Bezugsausdruck und anaphorischem Pronomen, vgl. z.B. "Portionen, die" (22) oder "Mitarbeiter, die" (44) - auch das zweifellos ein Indiz für sprachliche Einfachheit und (das Bemühen um) Verständlichkeit. (Heringer 1989, 340, führt in seiner "praktischen Grammatik des Deutschen" unter den "strengen Verweisregeln" u.a. an: "Vorgänger und Verweis sollten nicht zu weit auseinander stehen.")

³¹⁹Mit im Spiel sein dürften freilich auch erotische Fantasien: "Himmlisch" bedeutet ja (nach DuGW, 1579) nicht nur "den Himmel betreffend" und, wie in der Alltagssprache häufig, "sehr, überaus", sondern auch "jmds. Entzücken, höchstes Wohlbefinden hervorrufend", und diese dritte Bedeutung lässt sich mehr oder weniger zwanglos mit den "Liebesexperimenten von Pärchen in den Flitterwochen" verbinden. Dagegen dürfte der etymologisch gesicherte Zusammenhang zwischen "Ferien" und "himmlisch" ("Ferien" bedeutete ja ursprünglich "die für religiöse Handlungen bestimmten Tage"; DuGW, 1064) kaum eine Rolle gespielt haben (Produktion) und kaum eine Rolle spielen (Rezeption).

³²⁰Den Titel-Ausdruck "Aussicht auf die Erde garantiert" sehe ich im Folgenden als Teil des Titelgefüges an, genauer: als "Dachzeile" zum Haupttitel "Ferien im All".

zum unteren Bild) sowie die vielen anschaulichen Vergleiche wie z.B. "Kapseln gleich" (Zeile 15).

Auf der Grundlage von Lügers (produktionsorientierter Darstellung der) Pressesprache (Lüger, 21995) kann man den Artikel, was die "Textklasse"³²¹ betrifft, als "*informationsbetonten Text*" bezeichnen (ebd., 66f.), da der "Intentionstyp" "informieren" dominiert³²² (und Bewertungen nicht im Vordergrund stehen): Der mit vollem Namen genannte Journalist, *Helmut Ograjenschek*, informiert über "Ferien im All"³²³ - das der Haupttitel des Artikels, der semantisch als reduzierte Paraphrase des gesamten Textes aufgefasst werden kann -; informiert wird über Ferien im "Space-Inn", die "bald" möglich sein sollen, wie es im Lead präzisierend heisst - eine Formulierung, die das Ereignis als mögliches (mit Blick auf das Schlusszitat dann sogar: als wahrscheinliches) einer nahen Zukunft qualifiziert.³²⁴ Allerdings 'hat' der Text auch Merkmale der von Lüger so genannten Klasse der "*kontaktorientierten Texte*"³²⁵: Hervorhebungen in Form von drei Bildern (das kleine Bild der Erdkugel, die Fotomontage des "Hotelkomplexes", der in den verbalen Text 'hineinragt', die computergenerierte Innenansicht eines "Hotelzimmers" - alles Bildmaterial ohne Quellenangabe), eine auffällige und kontrastreiche Typografie (drei Schriftgrößen, Fett- und Normaldruck, Bildlegende im grossen Bild in weissen Lettern vor schwarzem Hintergrund, im unteren Bild umgekehrt) und eine sprachliche Präsentation, die man zusammenfassend als "leserwerbend", einfach und auf Verständlichkeit bedacht bezeichnen kann.³²⁶

Nicht einfach ist ferner auch die Zuordnung des Textes zu *einer bestimmten* "Textsorte".³²⁷ Am ehesten handelt es sich wohl um einen *BERICHT*; einigen Indizien

³²¹Lüger unterscheidet fünf "Textklassen" aufgrund von "Intentionstypen", nämlich "kontaktorientierte", "informationsbetonte", "meinungsbetonte", "auffordernde" und "instruierend-anweisende" "Textklassen". (ebd., zusammenfassend 75) Ein "Textintentionstyp" wird einerseits aufgefasst als "massgebliche Einflussgrösse für die gesamte Textgestaltung" und soll andererseits kennzeichnen, "welche kommunikative Rolle den betreffenden Texten in ihrem Kontext zugeschrieben werden kann." (ebd., 66)

³²²Zum "Intentionstyp" "informieren" gibt Lüger (ebd., 67) die Paraphrase: "Ein Sender S informiert einen Empfänger E darüber, dass p", wobei "p" für den "dargestellten Sachverhalt" steht; abgekürzt: "INF (p1 ... px)", bzw., um eine "assertorische" Variable ergänzt: "INF (ass (p1 ... px))".

³²³Die Aussage "*Helmut Ograjenschek* informiert über 'Ferien im All'" geht mit Sicherheit an den tatsächlichen Produktionsverhältnissen vorbei. Der Entstehungszusammenhang des Artikels dürfte weit komplexer sein: verschiedene Quellen und Prätexte (Agenturtexte, vielleicht Wissenschaftsmagazine, Interviews) und damit sicher mehr als ein 'Sender', mehrere Ver- und Umarbeitungsstufen des Textes. Aber darüber, also über die effektiven Produktionsbedingungen, erfährt der *Leser* fast nichts - ersichtlich ist nur, dass da ein gewisser *Helmut Ograjenschek* über "Ferien im All" informiert und dass diese Informationen mit TOKIO und ZÜRICH zu tun haben. Und genau darauf, also auf den *Eindruck*, den die Leserschaft von der Quellenlage haben mag, kommt es in rezeptionsorientierten Betrachtungen an.

³²⁴Interessant ist in diesem Zusammenhang eine gewisse Ambivalenz zwischen Titel und Text: das "Space-Inn" wird dem Leser zwar nicht im Titelgefüge, wohl aber im Text als etwas Zukünftiges vorgestellt wird - und dort nicht nur im Lead, sondern auch in der Bildlegende des Hauptbildes ("Projekt") und im Lauftext (vgl. v.a. das Wort "Pläne", das einmal am Anfang (4) und einmal am Schluss (52) vorkommt und so den Text gleichsam 'einrahmt').

³²⁵Der Formelausdruck für "kontaktorientierte Texte" ist "HERVOR (INF (p1 ... px))", zu lesen als: "Indem S einen Text (...) äussert, (...) hebt er hervor, dass p1 ... px." (ebd., 73)

³²⁶Die Klasse der "kontaktorientierten Texte" nimmt bei Lüger eine Sonderstellung ein insofern, als es bei solchen Texten "um die Schaffung oder Verbesserung von Kommunikationsvoraussetzungen" gehe. (ebd., 73) Legitimiert wird diese Klasse mit Hinweisen auf die Titelseite speziell von Kaufzeitungen. Gerade Boulevard-Zeitungen wie der "BLICK" zeigen jedoch, dass das Merkmal "Kontaktorientierung" keineswegs nur auf Artikel der Frontpage zutrifft, sondern nachgerade als 'Stilprinzip' oder Wesensmerkmal der meisten Artikel auch des Innenteils der Zeitung anzusehen ist.

³²⁷"Textsorten" - auch: "Textbildungs-" bzw. "Kompositionsmuster" oder "Schemata des Informationsumsatzes", die "relativ homogene Sprachstile" aufweisen sollen (ebd., 74 u. 75) - sind nach Lüger "Sprechhandlungsschemata (...), die mit bestimmten Textmustern und -strategien jeweils spezifische

nach in Frage kommt aber auch eine *WEICHE NACHRICHT*. Für einen *BERICHT* können geltend gemacht werden (nach den Kriterien von Lüger ²1995): die relative Länge des Artikels (im Unterschied zur *MELDUNG*, ebd., 89ff.), die Diversivität der Textkomposition (im Gegensatz zur *HARTEN NACHRICHT*, bei der nach dem Prinzip der "inverted pyramid" angeordnete Informationshandlungen dominieren, ebd., 94ff.), eine eher wenig persönlich gefärbte Sachverhaltsdarstellung (im Vergleich zur *REPORTAGE*, ebd., 113ff.), keine hierarchisch gegliederte Entfaltung der Textinformation (im Unterschied zur *PROBLEMDARSTELLUNG*, ebd., 118ff.). Für eine *WEICHE NACHRICHT* spricht die variationsreiche Textgestaltung in Verbindung mit einer attraktiven Informationspräsentation (ebd., 103ff.) - und vielleicht auch der Sachverhalt, über den informiert wird.³²⁸ Allerdings ist der Artikel wohl nicht auf Ganzlektüre angelegt, was Lüger (ebd., 103) für *WEICHE NACHRICHTEN* als konstitutiv ansieht. Vielmehr wird die Information 'häppchenweise' dargeboten (8 Absätze bei 51 Zeilen Lauftext, die je 3 bis 7 Wörter umfassen!), und unter dem Eindruck der Bilder kann man mit dem Lesen des Artikels an verschiedenen Stellen beginnen, ebenso, wie man die Lektüre (fast) beliebig wieder abbrechen kann - ohne grössere Verständnisprobleme, wie man vermuten kann.³²⁹

Zusammenfassend lässt sich der Artikel bezüglich der *Textklasse* als "kontaktorientiert-informationsbetonten" Text bezeichnen und, hinsichtlich der *Textsorte*, als Mischform zwischen *BERICHT* (dominant) und *WEICHER NACHRICHT* (peripher). Gemessen an den traditionellen Klassifikationskriterien ist das keine befriedigende Kategorisierung (suspendiert ist das Distinktivitätskriterium). Aber die Tatsache, dass ein Textvorkommen nicht eindeutig zugeordnet werden kann, spricht nicht automatisch gegen die verwendete Typologie, denn der Befund "Mischform" kann ja durchaus informativ sein. Gerade in Rezeptionsuntersuchungen ist man auf Typologien angewiesen, in denen Gemeinsamkeiten einzelner Textvorkommen herausgearbeitet und zu Merkmalskonglomeraten verdichtet werden, die für Gruppen von Texten typisch sind, denn das ist ein wichtiger, durch nichts anderes zu ersetzender Zugang zur Explizierung von 'vortheoretischem Textsortenwissen', also von *Superstrukturen*.³³⁰ Entsprechend gehören Textsortenuntersuchungen, die noch stärker induktiv ausgerichtet sind als diejenige von Lüger³³¹, aus Sicht der Rezeptionsforschung zu den Desideraten.

Vermittlungsaufgaben erfüllen." (ebd., 77) Lüger unterscheidet im Wesentlichen die folgenden Textsorten: *MELDUNG*, *HARTE NACHRICHT*, *WEICHE NACHRICHT*, *BERICHT*, *REPORTAGE*, *PROBLEMDARSTELLUNG* (= "informationsbetonte Texte"); *KOMMENTAR*, *GLOSSE*, *KRITIK*, *MEINUNGSINTERVIEW* (= "meinungsbetonte Texte"); *HANDLUNGSANLEITUNGEN*, *RATGEBUNGEN* (= "instruierend-anweisende Texte"). Hinsichtlich der Textsorten betont Lüger allerdings verschiedentlich, dass mit "Mischtypen" zu rechnen sei und, im Ausblick, dass die "Monotypie-Forderung" nicht durchzuhalten sei. (ebd., 77ff. u. 152; vgl. dazu auch schon oben, Kap. 4.4.4 c))

³²⁸Gehören "Ferien im All" zum "Human-interest-Bereich"? Intuitiv wohl schon, nicht aber, wenn man sich an die Definition dieses Bereichs von La Roche (1975, zitiert nach Lüger, ebd., 103) hält: "jene sanften Nichtigkeiten, die lediglich der Unterhaltung dienen". Unterhalten will der Text sicher auch, er lässt sich aber ebenso sicher nicht auf die Unterhaltungsfunktion reduzieren.

³²⁹Ein weiteres, nach Lüger für *WEICHE NACHRICHTEN* ebenfalls konstitutives Merkmal, nämlich das "Etablieren einer nicht-ernsten Modalität" (ebd., 104f.), ist m.E. im Beispieltext auch nicht realisiert. Es verhält sich eher umgekehrt: das Zitat des ESA-Mitarbeiters am Schluss des Artikels (Zeilen 49-54) kann als "Glaubwürdigkeitssignal" und damit als Indiz für Ernsthaftigkeit angesehen werden.

³³⁰Wie oben (Kap. 4.4.2 iii) u. 4.4.3 e)) dargestellt, spielen Superstrukturen für das Textverstehen insofern eine zentrale Rolle, als sie das Verstehen in Form von Rezeptionsroutinen präfigurieren und damit effizienter, gleichzeitig aber auch 'konservativer' machen.

³³¹Lüger kombiniert deduktive und induktive Verfahrensschritte; Rolf (1993; vgl. oben, Kap. 4.4.4 a)) ist ein Beispiel einer deduktiv ausgerichteten Textsortenuntersuchung in der Tradition der Sprechakttheorie.

Zu bedenken ist nun, dass der Artikel "Ferien im All", wie jeder andere Text auch, mit verschiedenen 'Strategien' gelesen werden kann - und das hat natürlich Folgen für das Textverstehen *und* das Textverständnis.³³² Heinemann & Viehweger (1991) subsumieren unter "Leserstrategien" "Grundtypen möglichen Herangehens an Rezeptionsaufgaben". (ebd., 264)³³³ Von besonderer Relevanz für Texte der Massenmedien allgemein und für den hier zur Diskussion stehenden Presstext im Besonderen ist sicher das in diesem Ansatz so genannte "interessensgeprägte Textverstehen". Von "interessensgeprägtem Textverstehen" (i.e.S.)³³⁴ sprechen die Autoren dann, "wenn nicht das Sollen, sondern Interesse zum primären Stimulus von Rezeptionsprozessen wird. Dann prägen die Interessen das Erwartungsschema, dem beim Lesen selektive Funktion zukommt: Bestimmte Informationen werden wegen ihres subjektiven Relevanzwertes mit besonderer Intensität aufgenommen, andere werden von vornherein ausgesondert oder bestenfalls cursorisch rezipiert." (ebd., 266) Ein hoher "subjektiver Relevanzwert" von Informationen geht in der Regel einher mit Spezialkenntnissen in einem bestimmten Bereich. Werden solche Kenntnisse in den Verstehensvorgang eingebracht, erfolgt eine intensivere Vernetzung der neu aufzunehmenden Wissenseinheiten mit dem Vorwissen, und daraus resultieren normalerweise auch bessere Behaltensleistungen. (ebd., 267) Allerdings räumen Heinemann & Viehweger (1991) auch ein, dass auch 'uninteressante' Passagen aufgenommen werden können, und zwar "cursorisch oder vollständig", abhängig zumal von attraktiven Überschriften und typografischen Hervorhebungen. (ebd., 268f.) Damit scheint die Tragweite des Konzepts verschiedener "Leserstrategien" wieder eingeschränkt.

Beim vorliegenden Text "Ferien im All" kann man davon ausgehen, dass er von einem breiten Publikum be(tr)achtet wird - schon aufgrund der relativen Grösse und der Aufmachung, und nicht zuletzt wegen der Positionierung im Blatt (Seite 3 der Zeitung, Rubrik "Aktuell"). Ob und wie genau er dann auch gelesen wird, darüber lässt sich nur spekulieren. Dafür, dass der Artikel viele Leser, und zwar viele *interessierte* Leser findet, spricht das Thema: Ferien gelten allgemein als 'hohes Gut'. Auch kann mit nicht geringen, wenngleich im Einzelnen sicher sehr heterogenen Spezialkenntnissen bei einem grösseren Teil der Leserschaft gerechnet werden (Science-Fiction Filme und Romane, populärwissenschaftliche Magazine, Computerspiele u.a.).³³⁵ - Diesen Aspekt gilt es im Auge zu behalten, wenn im nächsten Abschnitt, im Anschluss an eine genauere Textbetrachtung, Inferenzen beim Verstehen dieses Artikels rekonstruiert werden sollen: Die Voraus-Orientierung der Verstehenssubjekte dürfte tendenziell eine "interessensgeprägte" und z.B. nicht eine "verhaltensorientierte" sein.

³³²Zum Thema "Lese(r)-Strategien" gibt es - entgegen der Relevanz dieses Aspekts - eher wenig *linguistische* Literatur (vgl. etwa Heinemann & Viehweger 1991, Bamberger & Vanecek 1984). Demgegenüber hat die Auseinandersetzung mit Verstehensstrategien in der Erst- und Fremdsprachendidaktik Tradition (für die Fremdsprachendidaktik vgl. z.B. Ehlers 1986, Rampillon 1994). In Lehrwerken für den Fremdsprachenunterricht wird meistens zwischen globalem, selektivem und detailliertem (Lese-)Verstehen unterschieden, wobei auffällt, dass diese Unterscheidungen zwar didaktisch begründet, aber theoretisch wenig und empirisch kaum fundiert sind.

³³³Skizziert werden insgesamt vier solcher "Grundtypen", nämlich: "Aufgabenorientiertes Textverstehen" (264f.), "Interessensgeprägtes Textverstehen" (266f.), "Verhaltensorientiertes Textverstehen" (270f.) und "Partnerbezogenes Textverstehen" (271f.).

³³⁴"Interessehaltungen gegenüber Gegenständen und Sachverhalten spielen bei nahezu allen Rezeptionsprozessen eine nicht zu unterschätzende Rolle (beispielsweise auch beim aufgabenorientierten Leseverhalten)." (ebd., 266) Vgl. dazu speziell auch oben, Kap. 4.4.3.d), die Auseinandersetzung mit den Textualitätskriterien von de Beaugrande & Dressler 1981.

³³⁵Möglich ist indessen, dass gerade die interessierte Leserschaft vom Artikel enttäuscht ist, denn zur Erweiterung des Wissens um "Hotels im All" trägt der Text nicht eben viel bei ('erklärt' wird im Grunde nur, wie die Schwerkraft erzeugt wird; offen bleibt - eigentlich fast alles: u.a., wie es um die Luftzufuhr im Hotel steht, woher das Wasser kommt und wie Energie erzeugt und gespeichert wird). Jedenfalls hat man schon vor Jahren sehr ähnliche Artikel lesen können.

4.4.6.2 Textanalyse und Rekonstruktion abduktiver Leistungen

Im Folgenden analysiere ich den Text "Ferien im All" unter den Gesichtspunkten "Superstruktur" sowie "Verknüpfungs- und Verweisungsbeziehungen".³³⁶ Hinsichtlich der Relevanz dieser Konzepte für die Rekonstruktion von Inferenzen beim Textverstehen gelten im Wesentlichen die gleichen Vorbehalte wie bei den Satzinhalten (vgl. Kap. 4.3.2), aber auf der Ebene von Texten gelten sie noch verstärkt.³³⁷ Der für das Textverstehen adaptierte Vorbehalt lautet: Die Konzepte bieten einen Rahmen, der eine *punktueller* Annäherung an eine Art Maximum dessen erlaubt, was die Rezipierenden (auch) erreichen könnten - wenn sie den Text ganz, mit Interesse und vor dem Hintergrund von Erfahrungen mit ähnlichen Texten lesen. Eingeräumt wird damit, dass in der Praxis von Rezeptionsheuristiken (z.B. kurssorische Lektüre) auszugehen ist, denen mit den Rekonstruktionen nur bedingt Rechnung getragen werden kann.

a) Superstruktur Bericht

Modellhaft könnte eine *Superstruktur Bericht* etwa so aussehen:³³⁸

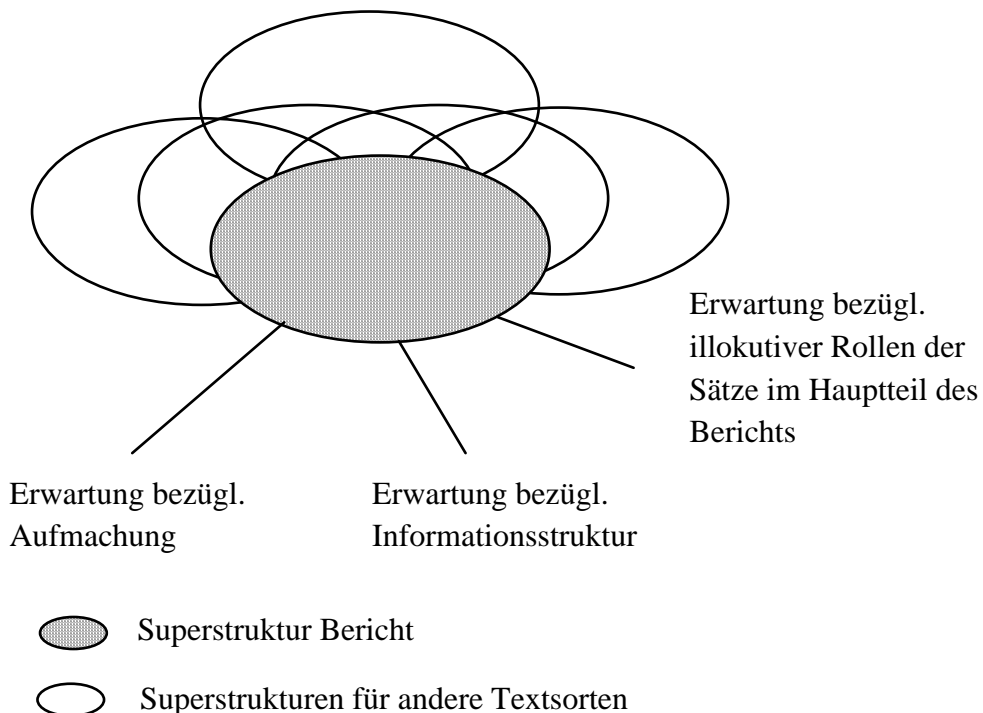


Abb. 11: Superstruktur Bericht³³⁹

³³⁶Zu diesen Konzepten vgl. im Einzelnen Kap. 4.4.2. iii), 4.4.3. e) und 4.4.5. b).

³³⁷Dies v.a. deshalb, weil der für Texte entwickelte Beschreibungsrahmen weit weniger einheitlich ist, als er es bei den Satzinhalten war: Während ich mich bei den Satzinhalten hauptsächlich auf *ein* Modell stützen konnte (dasjenige von v. Polenz), war es bei den Texten unumgänglich, eine Vielzahl von Ansätzen und Modellen ganz verschiedener Provenienz zu berücksichtigen (Gründe hierfür habe ich v.a. in Kap. 4.4.2 dargelegt). Das gereicht der Konsistenz des Beschreibungsrahmens natürlich nicht zum Vorteil.

³³⁸Grundlagen der Darstellung sind: die Konzeption von Superstrukturen bei Kintsch & van Dijk 1983 und bei van Dijk 1980; die kritische Auseinandersetzung mit Superstrukturen am Beispiel der "story grammars" in Kap. 4.4.2 iii) und die dort zitierte Literatur; das "Gliederungsschema für Zeitungsberichte" sowie das "Muster berichtsspezifischer Informationshandlungen" bei Lüger (21995, 109-113) und die Bemerkungen zum Stichwort "Texterwartung" bei Heinemann & Viehweger (1991, Kap. 5.4.).

Abb. 11 zeigt, dass ich drei verschiedene Erwartungen ansetze, die mit der Superstruktur Bericht verbunden sind³⁴⁰: erstens eine *Erwartung bezüglich der Aufmachung* des Textes (zu rechnen ist mit einem Titelgefüge, einem Lead, einem mehrere Absätze umfassenden Lauftext, *Bildern und *Grafiken); zweitens eine *Erwartung punkto Informationsstruktur* oder -verteilung im Text (die 'Kerninformation' wird im Titelgefüge und im Lead, manchmal (zusätzlich) auch in *Bildern und *Grafiken dargeboten; im Hauptteil wird detaillierter über ein Geschehen/ einen Sachverhalt berichtet; im Schlussteil kann eine Stellungnahme und/ oder eine Prognose und (damit) eine Bewertung erwartet werden³⁴¹); drittens eine *Erwartung in Bezug auf die illokutive Rolle der Sätze im Hauptteil des Berichts* (erwartet werden darstellende Aussagen - auch in Form von Stellungnahmen Dritter (Zitate) -, Beschreibungen u.ä., *Erklärungen, *Rückblenden und *Einordnungen, also in erster Linie repräsentative bzw. assertive Sprechakte).

Als nicht oder nur am Rande textsortenspezifisch - und damit auch als nicht zu den mit der Superstruktur verbundenen Erwartungen gehörend - sehe ich, in gewissem Gegensatz zu Lüger (ebd., 75), die "Sprachstile" an.³⁴²

Die meisten dieser Erwartungen werden im Beispieltext erfüllt. Das aber stellt sich - versetzt man sich in die Rolle der Verstehenssubjekte - erst allmählich heraus, *während* der Betrachtung des Textes und *im Verlauf* der Lektüre. Und genau hier kommen jetzt inferentielle Leistungen ins Spiel, und diese lassen sich, wie nun zu zeigen ist, mit der Schlussfigur der Abduktion genau beschreiben (vgl. Kap. 3. e)): Der Text bietet - so mag sich ein Rezipient 'sagen'³⁴³ - Bilder, ein Titelgefüge, ferner ein Lead und einen Lauftext, der sich über mehrere Absätze erstreckt. Diese Indizien, *Vorkommnisse* in der Abduktions-Terminologie, kann der Rezipient bereits *als Fall der Regel(mässigkeit) deuten*, dass er es mit einem BERICHT zu tun hat.³⁴⁴ Freilich wäre das ein noch ziemlich unsicherer Schluss, da er ja lediglich auf der (als zutreffend erkannten) *Erwartung bezüglich der Aufmachung* des Textes basiert. Somit läge eine *untercodierte Abduktion* vor, denn den Indizien nach könnte es sich genauso gut um eine NACHRICHT handeln (zumal um eine HARTE NACHRICHT, möglich wäre aber auch, gerade in Boulevardzeitungen, eine WEICHE NACHRICHT), denn auch NACHRICHTEN sind oft in dieser Weise 'aufgemacht'. Die Eigenschaft einer untercodierten Abduktion ist es, dass sich die erschlossene Regel ('der Text

³³⁹ Das unter 4.4.6.1 besprochene Abgrenzungsproblem bei der Textsortenbestimmung (Nicht-Einlösbarkeit der Monotypie-Forderung) dürfte sich auch in den Superstrukturen der Verstehenssubjekte spiegeln, und zwar derart, dass mit "prototypisch" organisierten kognitiven Schemata zu rechnen ist, die sich teilweise überschneiden. Dies soll mit den sich überlappenden Ellipsen zum Ausdruck gebracht werden.

³⁴⁰ In der folgenden Beschreibung sind Komponenten, die ich als optional ansehe, mit vorangestelltem "*" markiert; ob diese Komponenten zur Superstruktur gehören, dürfte besonders von der Leseerfahrung der Verstehenssubjekte abhängen.

³⁴¹ Bewertungen können natürlich mehr oder weniger explizit und im Prinzip über den ganzen Text verteilt sein (erinnert sei an das Konzept der "propositionalen Einstellung" der Sprechakttheorie (z.B. v. Polenz ²1985, 212ff)). In Berichten eher häufiger sind indessen Bewertungen in Form von Stellungnahmen am Schluss des Artikels (Lüger ²1995, 113); das könnte sich, entsprechende Leseerfahrung vorausgesetzt, in der Superstruktur niederschlagen.

³⁴² Distinktiv sind "Sprachstile" m.E. allenfalls bezogen auf einige Presseorgane, vielleicht auch bezogen auf einige JournalistInnen (das dann wiederum kaum in Boulevardzeitungen und eher in 'Intelligenzblättern') - aber nicht bezogen auf Textsorten/ Superstrukturen.

³⁴³ 'sagen': auch die Inferenzen beim Textverstehen werden unter dem Mikroskop und in Zeitlupentempo betrachtet.

³⁴⁴ Mit 'Regel' ist, wie beim Verstehen von Satzinhalten genauer ausgeführt (vgl. Kap. 4.3.2), eine durch Erfahrungen mit weitgehend analogen Präzedenzfällen erwartbare *Regelmässigkeit* gemeint.

ist ein BERICHT') als zutreffend erst noch erweisen muss.³⁴⁵ Entsprechend kann der Rezipient zur Überprüfung der ersten Schlussfolgerung die weiteren Erwartungen, die mit der Superstruktur BERICHT verbunden sind, mit dem Textinput vergleichen. Als zutreffend erweisen würden sich dann zunächst die *Erwartungen bezüglich der Informationsstruktur des Textes*: a) Titelgefüge und Lead informieren - zusammen mit den Bildern - in Kurzform über "Ferien im All"; b) schon aufgrund der fettgedruckten Zeilen, an die sich der Rezipient in der Folge halten mag, lässt sich ersehen, dass der Hauptteil des Artikels nähere (und ganz verschiedene) Informationen über die "himmlische Herberge" bietet³⁴⁶, c) am Schluss erfolgt eine Prognose (in Form eines Zitats eines namentlich genannten Mitarbeiters von der "ESA": "Die kommerzielle Nutzung des Weltraums ist nicht mehr aufzuhalten."). Die unter b) angeführten Indizien sprechen gegen eine HARTE NACHRICHT (die Informationen sind nicht nach abnehmender Wichtigkeit geordnet), die unter c) vermerkten gegen eine WEICHE NACHRICHT (das Zitat des Experten signalisiert dem Rezipienten die Ernsthaftigkeit des Berichteten). Das sind nun schon mehr und deutlichere Indizien für einen BERICHT, und Alternativen kommen kaum mehr in Betracht. Das wäre dann der Punkt, an dem eine untercodierte in eine übercodierte Abduktion umschlägt: Der Text ist, mit grosser Wahrscheinlichkeit, ein Exemplar eines Berichts. Weiter verifizieren liesse sich die Schlussfolgerung ferner noch durch einen Vergleich der *Erwartungen bezüglich der illokutiven Rolle der Sätze des Hauptteils* mit dem einschlägigen Textinput: Lässt sich der Rezipient weiter auf den Text ein, trifft er vornehmlich auf Beschreibungen (u.a. des Aussehens der himmlischen Herberge, der (Unterhaltungs-)Möglichkeiten, die sie bietet) und Mitteilungen (u.a. über die Kosten des Projekts und die Kosten für die "All-Touristen"), also auf repräsentative Sprechakte.³⁴⁷ Damit wäre die Abduktion gewissermassen weitest möglich abgesichert: Erwartungen und Textinput konvergieren in allen wesentlichen Punkten - der Text *ist* ein Exemplar eines BERICHTS. Psycholinguistisch relevant ist indessen wohl primär der erste, eben unsichere Abduktionsschluss, denn durch diesen werden die weiteren, mit der Superstruktur verbundenen Erwartungen erst aktiviert; *diese* Inferenz ist es, die das Textverstehen massgeblich präfiguriert, d.h. in die 'Bahnen' des kognitiven Schemas "Bericht" - u.U. aber eben auch, bei anderer Gewichtung der Indizien, in die 'Bahnen' eines anderen Schemas, z.B. eines für "Harte Nachrichten" - lenken dürfte. Besonders relevant erscheint eine solche 'Weichenstellung' zumal auch in Anbetracht abkürzender Rezeptionsheuristiken, auf die schon wiederholt hingewiesen wurde: ein Teil der Leserschaft dürfte die erste Schlussfolgerung gar keiner weiteren 'Gültigkeitsproben' mehr unterziehen. In diesem Fall bliebe es beim ersten, risikoreichen Abduktionsschluss: Der Text ist *prima vista* ein Bericht.

³⁴⁵Die Regel ("Bericht"), unter die das Vorkommnis als Fall subsumiert wird, ist ja eben nur *eine* unter verschiedenen möglichen Regeln (neben "Bericht" kommt hier v.a. "Harte Nachricht" in Frage).

³⁴⁶Informationen über die Grösse des "Hotels im All" ("64 Gästezimmer", Zeile 16), über das, was man dort erleben kann ("Die Verpflegung ähnelt jener der Astronauten" (20-21), "Ballspiele" der besonderen Art und "Rotierende Swimmingpools" (36-38)) und was nicht ("Badewannen" (18-19)), über das, was "der Spass mit der garantierten Aussicht auf die Erde" (29-30) kostet ("eine Million Franken" "für eine Woche" (31-32)) - und auch eine Information darüber, für wen und wofür sich "Ferien im All" besonders eignen ("für Liebesexperimente von Pärchen in den Flitterwochen" (Zeilen 27-28)).

³⁴⁷Die Inferenzen im Bereich der Illokutionsstruktur des Textes kann man sich als Vorgang vorstellen, der in das Erschliessen der Superstruktur integriert ist, und der sich seinerseits mit der Abduktionsterminologie genau beschreiben lässt (vgl. oben, Kap. 4.4.4).

b) Verknüpfungsbeziehungen, Teil I

Gegenstand dieses und des übernächsten Abschnitts sind die Verknüpfungsbeziehungen des Beispieltextes. Diese werden zunächst in Form einer tabellari- schen Übersicht präsentiert (Abb. 12). Dabei zeigt sich u.a., dass die Satzver- knüpfungen oft *nicht sprachlich* indiziert sind. Deshalb erfolgt die Rekonstruktion der Inferenzen in zwei Schritten, nämlich erstens im Anschluss an Abb. 12 und zwei- tens, unter d), nach einem Exkurs zur Frage der Weglassbarkeit von Konnektiva (Abschnitt c)).

Abb. 12 zeigt die Verknüpfungsbeziehungen neben dem (Zeile für Zeile) translite- rierten Text.

Darstellungsgesichtspunkt der Verknüpfungsbeziehungen ist zunächst die Frage, ob Teilsätze oder Sätze miteinander verbunden werden (=absatzinterne Verknüp- fungen) oder ob die Verknüpfungen absatzübergreifenden Charakter haben.³⁴⁸ "R" steht, in Anlehnung an die Notation bei v. Polenz (²1988, Kap. 3.3.), für die Re- lationen zwischen den Sätzen und Teilsätzen.³⁴⁹ Wenn eine Relation im Text indiziert ist (lexikalisch oder durch besondere Zeichensetzung), ist die Variable mit einem entsprechenden Zusatz versehen (z.B. "R als Doppelpunkt"); wenn nicht, steht das Symbol R*.³⁵⁰ In der Spalte 'Interpretation' werden die Verknüpfungs- beziehungen näher bestimmt, und zwar mittels des in Kap. 4.4.5.b) diskutierten Ansatzes von Sanders, Spooren & Noordman (1992). Dominant gesetzt wird dabei der Aspekt, ob es sich um eine *kausale* oder um eine *additive* Beziehung handelt. Subklassifiziert werden die kausalen und additiven Beziehungen nach den von

³⁴⁸Zur Terminologie im Satzbereich vgl. oben, Kap. 4.3.1; für die hier vorgenommenen Operationali- sierungen wurden zusätzlich herangezogen: Duden Bd. 4, ⁵1995, 1047ff.; Heuer ²³1997, 140 u. 197ff.; Sitta & Gallmann 1996, 95ff..

Als *Teilsätze* gelten nicht nur interpunktuell unselbständige Konstruktionen in Satzverbindungen und in Satzgefügen, sondern auch - und das ist für den Beispieltext wichtig - sog. *Teilsatzäquivalente i.w.S.* (Duden Bd. 4, 683), also Einzelwörter und Ellipsen, denn solche (strukturell reduzierten) Konstruktionen sind den (strukturell vollständigen) Teilsätzen funktional gleichzustellen. Ein Beispiel eines Teilsatzäquivalents im Text ist "Pikant:" (Zeile 25), nicht aber "(...)wie ein Kreisel" (Zeile 10). "(...)wie ein Kreisel" ist kein Teilsatzäquivalent, sondern ein Satzglied im (Ganz-)Satz "Sie sieht aus wie ein Kreisel." Problematisch ist die Frage 'Teilsatz(äquivalent) oder Satzglied?' in Bezug auf direkte und indirekte Rede bei vorangehender Ankündigung (im Text Zeilen 41ff. und 47ff.). Zum einen kann die Verbindung von Redeeinleitung und Zitat als Verknüpfung von Teilsätzen angesehen werden (Ankündigungssatz als übergeordneter, direkte Rede als untergeordneter Teilsatz). Zum andern aber kann das Zitierte, valenzgrammatisch betrachtet, auch als Satzglied aufgefasst werden - mit der Begründung, dass die verba dicendi et sentiendi eine Position im Stellenplan für direkte und indirekte Rede enthalten. In der Analyse rechne ich die Verbindung von Redeeinleitung und Zitat zu den teilsatzübergreifenden Verknüpfungen, interpretiere sie aber separat. Als *satzübergreifend* gelten, komplementär dazu, Verknüpfungen zwischen interpunktuell selbständigen Konstruktionen. Auch *absatzübergreifende Verknüpfungen* verbinden interpunktuell selbständige Konstruktionen, aber solche, die in aufeinanderfolgenden Absätzen stehen. Überdies können sich absatzübergreifende Verknüpfungen auf mehr als zwei Sätze beziehen. *Absätze* werden mittels des Kriteriums 'Zeileneinrückung' bestimmt. Mit diesem Kriterium nicht zweifelsfrei entscheidbar (aber auch von untergeordneter Bedeutung) ist, ob in Zeile 34 ein neuer Absatz beginnt oder ob die Einrückung durch das Bild bedingt ist. Ich halte mich hier und im Folgenden an die erste Variante. So gesehen besteht der Text, Lead eingerechnet, aus 9 Absätzen.

Teilsatzübergreifende Verknüpfungen sind natürlich kein zwingender Bestandteil einer *Textanalyse*. Sie werden hier aus zwei Gründen berücksichtigt: Zum einen zeigt sich in der Gegenüberstellung der formalen Realisierung von teilsatz- und satzübergreifender Verknüpfungen ein starker Kontrast, der für die Rekonstruktion von Inferenzen sehr bedeutsam ist. Zum andern ergibt sich so eine gewisse Komplementarität zu Kap. 4.3.1, in dem ich mich vorwiegend mit einfachen Sätzen auseinander- gesetzt habe.

³⁴⁹Anstelle von und synonym zu "Relationen" kann man auch von "Konnektoren" reden.

³⁵⁰V. Polenz analysiert nur die von mir so genannten *indizierten* Relationen. Er bespricht insgesamt 10 "syntaktische Formen" zur Realisierung "satzsemantischer Relationen" (266ff.), z.B. "R als Kon- junktionaladverb": "*Er hat es getan. Deshalb_R musste er gehen.*"

Sanders et al. postulierten 16 Klassen von Kohärenzrelationen (z.B. *kausal: Behauptung-Datum/ Faktum* oder *additiv: Anführung*). Diese Relationen werden zusätzlich durch Klammernotationen illustriert, die einerseits genauer anzeigen, was verknüpft wird - Sätze (S) und Teilsätze (TS) -, und die andererseits andeuten, welches Konnektivum eine geeignete Explizierung des Konnektors wäre (Beispiel: *TS₅₋₁ um zu/ so dass TS₅₋₂*).³⁵¹

Vorauszuschicken ist noch, dass die Interpretation der Verknüpfungsbeziehungen auf der Basis von Sanders et al. bei mehr als der Hälfte aller Vorkommnisse (total 28 übergangsrelevante Stellen) weitgehend unproblematisch ist. Bei den restlichen Vorkommnissen gibt es verschiedene Arten von Zweifelsfällen:

Manchmal sind alternative Deutungen möglich. Das betrifft indessen primär die Subklassifizierung (vgl. z.B. R_d als Doppelpunkt: *Behauptung-Datum/ Faktum* oder *Ziel-Mittel?*) und nur selten den dominant gesetzten Aspekt (vgl. z.B. R_k^* : *additiv* oder *kausal?*). Ferner gibt es Fälle, bei denen die Interpretation der Relationen mit besagtem Ansatz zwar möglich, aber unpräzis ist (z.B. der Vergleich bei R_i), und dann ist da noch ein Fall, der durch diesen Ansatz gar nicht abgedeckt ist: das ist die Verbindung von Ankündigung und Zitat (vgl. R_x und R_z). Eine genauere Erörterung dieser Zweifelsfälle erfolgt jeweils 'vor Ort' in Fussnoten.

³⁵¹Zur leichteren Bezugnahme sind die Sätze und Teilsätze in der Tabelle fortlaufend nummeriert (von 1 bis 17) und die Relationen mit Buchstaben versehen (von a bis bb). Die zur Illustrierung der Relationen vorgeschlagenen Konnektiva sind grösstenteils der "list of prototypical markers" entnommen, die Sanders et al. im Anhang ihrer Arbeit ausweisen (vgl. ebd., 33-35).

Abs.	Zeile	Text (transliteriert)	Verknüpfungsbeziehungen				
			formale Realisierung			Interpretation	
			absatz- über- greifend	absatzintern			
		satz- übergreifend		teilsatz- übergreifend			
Dachzeile		Aussicht auf die Erde garantiert (TS _D)			R _a *	kausal: Folge-Bedingung (S _D vorausgesetzt, dass S _T)	
Titel		Ferien im All (TS _T)					
1	1	TOKIO/ ZÜRICH - Willkommen im "Space-Inn"! (S ₁)					
				R _b *		kausal: Folge-Bedingung (S ₁ vorausgesetzt, dass S ₂)	
	2 3	Hoch über der Erde soll bald das erste Hotel im All entstehen. (S ₂)					
			R _c *			kausal: Behauptung-Datum/ Faktum (S ₂ begründet durch/ weil S ₃)	
2	4 5	Die Pläne für dieses Welt- raumprojekt sind längst fertig: (TS ₃₋₁)			R _d als Doppelpunkt	kausal: Behauptung-Datum/ Faktum (TS ₃₋₁ begründet durch TS ₃₋₂) ³⁵²	
	6 7 8 9	70 Millionen Franken will der japanische Baukonzern Shimizu in seine himmlische Herberge stecken. (TS ₃₋₂)					
			R _e *				
3	10	Sie sieht aus wie ein Kreisel. (S ₄)				additiv: Anführung (S ₃ und S ₄)	

³⁵²Hinsichtlich der Subklassifizierung ist diese Interpretation ungenau. In Frage käme vielleicht noch die Ziel-Mittel-Relation (TS₃₋₁, diesbezüglich TS₃₋₂), aber auch das ist keine überzeugende Lösung. Klar scheint mir aber, dass die beiden Teilsätze eng aufeinander bezogen sind in *der* Weise, dass sich die beiden Aussagen gegenseitig stützen sollen. Das spricht, was den dominant gesetzten Aspekt angeht, *für* ein kausales und *gegen* ein additives Verhältnis der Teilsätze.

Abs.	Zeile	Text (transliteriert)	Verknüpfungsbeziehungen			
			formale Realisierung			Interpretation
			absatz- über- greifend	absatzintern		
	satz- übergreifend	teilsatz- übergreifend				
				R _f [*]		additiv: Anführung (S ₄ und S ₅)
	11 12 13	Sie dreht sich alle 20 Sekunden um die eigene Achse (TS ₅₋₁) - so werden 70 Prozent der irdischen Schwerkraft erzeugt. (TS ₅₋₂)			R _g als Proadverb ("so") nach Gedankenstrich	kausal: Mittel-Ziel (TS ₅₋₁ um zu/ so dass TS ₅₋₂)
				R _h [*]		additiv: Anführung (S ₅ und S ₆₋₁)
	13 14 15 16	Am Aussenrand des riesigen Kreisels liegen (TS ₆₋₁) - Kapseln gleich (TS ₆₋₂) - die 64 Gästezimmer. (TS ₆₋₁)			R _i als Präposition ("gleich") in Schaltsatz	additiv: Anführung (S ₆₋₁ und S ₆₋₂) ³⁵³
			R _j [*]			additiv: Anführung (S ₆ und S ₇)
4	17	Die Gäste schlafen in				

³⁵³Die Interpretation von R_i als Anführung (additive Relation) ist nach dem System von Sanders et al. zwar noch die relativ treffendste, aber sie ist ungenau, denn das Spezifische eines Vergleichs kommt so nicht zum Ausdruck. Interessantere Perspektiven zur Modellierung von Vergleichen bietet Weinrich (1993) im Kontext der von ihm so genannten "Syntax der Junktion" (vgl. ebd. Kap. 7, hier speziell 785ff. zum Stichwort "Komparativjunktoren"). - Alternativ zur Bestimmung von R_i als additive Relation könnte man TS₆₋₂ auch als Behauptung auffassen und das grosse Bild in der Mitte des Artikels als 'Stützung' dieser Behauptung interpretieren. Ebenso liesse sich auch beim satzgliedwertigen Vergleich in S₄ argumentieren ("Sie sieht aus wie ein Kreisel.") und auch schon bei TS_D (die Dachzeile "Aussicht auf die Erde garantiert" als Behauptung, das untere, kleine Bild als Stützung). Das Gemeinsame dieser alternativen Deutungen wäre also, dass Behauptungen auch durch Bilder gestützt werden können (oder sogar umgekehrt: Bilder als Behauptungen und Textelemente als Stützung). Von solchen Interpretationsvarianten sehe ich in der Folge aber ab.

Abs.	Zeile	Text (transliteriert)	Verknüpfungsbeziehungen			
			formale Realisierung			Interpretation
			absatz- über- greifend	absatzintern		
	satz- übergreifend	teilsatz- übergreifend				
	18	Wegwerf-Bettwäsche. (S7)				
				R _k [*]		additiv: Gegensatz/ Ausnahme (S7 aber/ demgegenüber S8) ³⁵⁴
	18 19	Bade- wannen gibt es nicht. (S8)				
				R _l [*]		additiv: Gegensatz (S8 aber/ demgegenüber S9) ³⁵⁵
	19 20 21	Die Verpflegung ähnelt jener der Astronauten (TS9-1): Fertig ab-			R _m als Doppelpunkt	kausal: Behauptung-Datum/ Faktum (TS9-1 begründet durch/ weil TS9-2)
	22 23 24	gepackte Portionen, die in einem Mikrowellenofen heiss gemacht werden. (TS9-2)				
			R _n [*]			additiv: Aufzählung (S9 weiter/ ferner/ überdies S10)
5	25	Pikant (TS10-1): Einige Kabinen			R ₀ als Dop- pelpunkt	kausal: Behauptung-Datum/ Faktum (TS10-1 weil TS10-2)

³⁵⁴Ebenfalls möglich, aber spekulativer, wäre eine kausale Interpretation von R_k^{*} im Sinne einer Folge-Grund-Relation: S₇ weil S₈ (vgl. auch die nächste Fussnote).

³⁵⁵Hier zeigt sich m.E. eine weitere Grenze des Ansatzes von Sanders et al.: Zur Subklassifizierung von R_l^{*} (und schon von R_k^{*}) als "Gegensatz" ist man quasi gezwungen aufgrund des Primitivums "Polarität der Relation" (S₈ ist negiert). Fraglich aber ist, ob dieses Kriterium zur Annahme berechtigt, S₈ sei *als Gegensatz gemeint* und werde *als Gegensatz verstanden*. Ob Gegensatz oder nicht (Alternative: Aufzählung): Klar scheint, dass S₉ additiv an S₈ angeschlossen ist.

Abs.	Zeile	Text (transliteriert)	Verknüpfungsbeziehungen			
			formale Realisierung			Interpretation
			absatz- über- greifend	absatzintern		
	satz- übergreifend	teilsatz- übergreifend				
	26	sollen schwerelos bleiben (TS ₁₀₋₂) -			R _p als Präpo- sition ("für") nach Gedan- kenstrich und Anführungs- zeichen	kausal: Mittel-Ziel (TS ₁₀₋₂ so dass TS ₁₀₋₃)
	27 28	"für Liebesexperimente von Pärchen in den Flitterwochen." (TS ₁₀₋₃)				
			R _q als Kon- junkional- adverb ("Aller- dings")			additiv: Einräumung (S ₁₀ obwohl S ₁₁)
6	29 30 31 32 33	Allerdings ist der Spass mit der garan- tierten Aussicht auf die Erde nicht billig: (TS ₁₁₋₁) Rund eine Million Franken müssen die All-Touristen für eine Woche Aufenthalt im Weltraum bezahlen. (TS ₁₁₋₂)			R _r als Doppelpunkt	kausal: Behauptung-Datum/ Faktum (TS ₁₁₋₁ weil TS ₁₁₋₂)
			R _s als Pronominal- adverb ("Dafür")			kausal: Gegenfaktum-Behauptung (obwohl S ₁₁ , S ₁₂ / S ₁₁ aber S ₁₂)
7	34 35 36 37	Dafür bietet das Weltraum-Ho- tel Vergnügen, die man auf der Erde nicht kennt (TS ₁₂₋₁): Ballspiele in schwe- relosen Räumen. (TS ₁₂₋₂)			R _t als Doppelpunkt	kausal: Behauptung-Datum/ Faktum (TS ₁₂₋₁ begründet durch TS ₁₂₋₂)

Abs.	Zeile	Text (transliteriert)	Verknüpfungsbeziehungen			
			formale Realisierung			Interpretation
			absatz- über- greifend	absatzintern		
	satz- übergreifend	teilsatz- übergreifend				
				R _U [*]		additiv: Anführung (TS ₁₂₋₂ und S ₁₃)
	37 38 39 40	Rotierende Swimming- pools, in denen das Wasser durch die Schwerkraft an die Wände gedrückt wird, laden zum Badeplausch. (S ₁₃)				
			R _V [*]			additiv: Aufzählung (S ₁₃ ausserdem S ₁₄)
8	41	Wer sind die ersten Gäste? (S ₁₄)				
				R _W [*]		kausal: Ziel-Instrument (S ₁₄ diesbezüglich TS ₁₅₋₂) ³⁵⁶
	41 42	Shimizu-Boss Shinji Matsumoto (TS ₁₅₋₁): "Wichti-			R _X als Doppelpunkt vor Anführungs- zeichen	Verbindung von Ankündigung (TS ₁₅₋₁) und tatsächlicher oder vorgeblicher Orig.äusserung (TS ₁₅₋₂) ³⁵⁷

³⁵⁶Frage-Antwort-Sequenzen wie bei R_w* bekommt man mit dem System von Sanders et al. nicht richtig in den Griff (die Interpretation "Ziel-Instrument" ist nur die vergleichsweise adäquateste). Nach Weinrich (1993, 883ff.) läge hier eine so genannte "Fokusfrage" (auch: "Ergänzungsfrage" bzw. "W-Frage") vor, genauer: eine "Rollenfrage", mit der nach Personen gefragt wird. Das Besondere solcher Fragen ist, dass sie die Antwort so lenken, dass genau die bestehende Informationslücke getroffen wird (ebd., 884). Deutlich wird damit immerhin, dass Frage und Antwort (Letztere ist im Text formal als Zitat realisiert, vgl. TS₁₅₋₂) eng aufeinander bezogen sind, und das spricht für eine kausale Interpretation.

³⁵⁷Aufgrund von formalen Überlegungen (vgl. die vorangestellten Operationalisierungen) werden die Verbindungen von Ankündigung und (vermeintlicher) Originaläusserung in S₁₅ und S₁₆ als Verknüpfungen von Teilsätzen aufgefasst. Da aber, valenzgrammatisch betrachtet, die Zitate eher als Satzglieder anzusehen sind, wäre eine Interpretation nach dem sonst üblichen Muster (additiv bzw. kausal) inadäquat. - Die eigentliche Crux für das Textverstehen ist zweifellos die Frage, wie die Verstehenssubjekte die Ankündigungen auffassen und mit dem Zitat (TS₁₅₋₂) sowie mit der Frage (S₁₄) in Beziehung setzen. Die Textanalyse kann hier bloss feststellen, dass die verba dicendi in den Anführungen

Abs.	Zeile	Text (transliteriert)	Verknüpfungsbeziehungen			
			formale Realisierung			Interpretation
			absatz- über- greifend	absatzintern		
		satz- übergreifend		teilsatz- übergreifend		
	43 44 45 46	ge Kunden oder verdiente Mitarbeiter, die auf diese Weise für ihre Arbeit be- lohnt werden." (TS ₁₅₋₂)				
			R _y [*]			additiv: Aufzählung (S ₁₅ ausserdem S ₁₆) ³⁵⁸
9	47 48 49	Horst Schmidt von der Eu- ropäischen Weltraumorgani- sation ESA zu BLICK (TS ₁₆₋₁): "Die			R _z als Doppelpunkt vor Anführungs- zeichen	Verbindung von Ankündigung (TS ₁₆₋₁) und tatsächlicher oder vorgeblicher Orig.äusserung (TS ₁₆₋₂) ³⁵⁹
	50 51 52	kommerzielle Nutzung des Weltraums ist nicht mehr auf- zuhalten. (TS ₁₆₋₂)				
					R _{aa} [*]	
	52 53	Pläne für solche Ho- tels im All existieren in vielen				

präsupponiert sind, und das wiederum bedeutet, dass es für die Rezipierenden keinerlei Hinweise auf *die Art des Sagens* gibt. *Wie genau* das gesagt wurde, was gesagt wurde, kann - gesetzt, es wurde überhaupt (so) gesagt - nur spekulativ erschlossen werden: Was ansteht, ist eine untercodierte Abduktion, die nicht mehr weiter abgesichert werden kann. - Weinrich (1993, 898) sieht übrigens Formen des Zitierens mit präsupponierten verba dicendi in den Ankündigungen nur für Protokolle und Dialoge in Dramentexten als typisch an. Wie der BLICK-Artikel zeigt, wäre diese Aufzählung um Texte der Boulevardpresse zu ergänzen.

³⁵⁸Alternativ zu dieser Interpretation (es handelt sich wiederum um die nach dem System von Sanders et al. vergleichsweise treffendste) könnte man S₁₆ als Begründung zur Behauptung in S₂ sehen und damit als kausale Verknüpfung (Behauptung-Datum/ Faktum; S₂ gestützt durch S₁₆).

³⁵⁹Vgl. die vorletzte Fussnote.

Abs.	Zeile	Text (transliteriert)	Verknüpfungsbeziehungen			
			formale Realisierung			Interpretation
			absatz- über- greifend	absatzintern		
	satz- übergreifend	teilsatz- übergreifend				
	54	Schubladen (TS ₁₇₋₁)- auch bei uns." (TS ₁₇₋₂)			Rbb als Konjunktion ("auch") nach Gedankenstrich	additiv: Aufzählung (TS ₁₇₋₁ und auch TS ₁₇₋₂) ³⁶⁰

Abb.12: Verknüpfungsbeziehungen

³⁶⁰R_{bb} liesse sich u.U. auch kausal interpretieren, das dann im Sinne der Relation Behauptung-Datum/ Faktum (TS₁₇₋₁ weil TS₁₇₋₂).

Aus Abbildung 12 geht hervor, dass im Artikel "Ferien im All" von den 8 absatzübergreifenden Verknüpfungen nur gerade 2 sprachlich markiert sind ("Allerdings", Zeile 29, und "Dafür", 34) und dass von den insgesamt 8 satzübergreifenden Verknüpfungen innerhalb von Absätzen *keine einzige* markiert ist (weder sprachlich noch durch besondere Interpunktion). Für das Erschliessen der *satzübergreifenden* Zusammenhänge finden sich also bei total 16 übergangsrelevanten Stellen nur gerade zwei sprachliche Anhaltspunkte! Im Gegensatz dazu sind, vom Titelgefüge abgesehen, *alle* 11 teilsatzübergreifenden Verknüpfungen markiert (was insofern keine triviale Aussage ist, als es ja auch uneingeleitete Nebensätze und entsprechende Äquivalente gibt (vgl. z.B. Sitta & Gallmann 1996, 122f.).

Rein formal betrachtet, sind 5 der 11 *teilsatzübergreifenden* Verknüpfungen 'einfach' markiert (alles Doppelpunkte), in weiteren 5 Fällen ist R doppelt markiert (zweimal als Doppelpunkt vor einem Anführungszeichen, zweimal als Partikel nach Gedankenstrich, einmal als Partikel in einem Schaltsatz, der durch Gedankenstriche gekennzeichnet ist), in einem Fall sozusagen dreifach (R als Partikel nach Gedankenstrich und nach Anführungszeichen). Festzuhalten ist also, dass das dominante Mittel zur Verknüpfung von Teilsätzen die Interpunktion ist, besonders der Doppelpunkt - und nicht die Lexik.

Was bedeuten diese Befunde zur formalen Realisierung von Kohärenzrelationen für die (Rekonstruktion der) Inferenzen?

Zunächst einmal scheint es sinnvoll, die inferentiellen Leistungen im satzübergreifenden Bereich (weitgehendes Fehlen von Konnektiva) und im teilsatzübergreifenden Bereich (Dominanz bestimmter interpunktuelle Verknüpfungsindizien) separat zu beurteilen.

Mangels geeigneter lexikalischer oder besonderer interpunktuelle Anhaltspunkte können die Abduktionen im *satzübergreifenden Bereich* in 14 von 16 Fällen nur untercodierte sein, und sie können - und das dürfte für das Textverstehen noch bedeutsamer sein - auch nicht in *der* Weise weiteren Gültigkeitsproben unterzogen werden, wie es sonst, d.h. verglichen mit den Verhältnissen auf den anderen besprochenen Sprachebenen, für untercodierte Abduktionen charakteristisch ist: Wenn es kaum Konnektiva gibt, dann können diese auch nicht gegeneinander abgewogen werden³⁶¹, und das heisst nichts anderes, als dass die sonst durch den Kotext gegebene Möglichkeit wegfällt, Schlussfolgerungen weiter abzusichern (besonders offensichtlich sind kotextuelle Absicherungs-Möglichkeiten beim syntaktischen Satzverstehen, vgl. Kap. 4.3.1).

Gegenbeispiele sind die beiden indizierten Relationen R_q (Allerdings) und R_s (Dafür), die die Sätze 11 resp. 12 einleiten: hier - und nur hier - ist ein Abwägen nach dem nunmehr bekannten Mechanismus möglich. Das heisst indessen nicht, dass das Erschliessen dieser beiden Verknüpfungsbeziehungen eine *auf Anhieb* eindeutige Sache wäre. Ein Blick ins Wörterbuch verdeutlicht dies: Für das (Konjunkional-)Adverb "allerdings" verzeichnet der Grosse Duden (²1995, 144) drei Gebrauchsweisen, für das (Pronominal-)Adverb "dafür" nicht weniger als sieben (ebd., 655). Diese Gebrauchsweisen vermitteln einen Eindruck davon, welche Hypothesen die Rezipierenden beim Inferieren in Betracht ziehen könnten:

³⁶¹Heringer (1989, 353) braucht zur Illustrierung der Funktion von Verknüpfungsausdrücken die Metapher des Wegweisers: "Bindewörter sind für das Verstehen des Zusammenhangs entscheidend. Sie sind Wegweiser für den Leser, und der gute Schreiber muss darauf achten, dass er solche Wegweiser nicht zu selten setzt. Vor allem muss er genaue Wegweiser setzen, denn es gibt viele Arten der gedanklichen Verbindung." Zwar geht der Beispieltext augenfällig an dieser 'Maxime' vorbei (was nicht qualifizierend gemeint ist), aber der Vergleich von Konnektiva und Wegweisern ist auch ex negativo erhellend: Wegweiser bieten ja in erster Linie dadurch eine Orientierung, dass sie auf andere Wegweiser Bezug nehmen. Das gilt in ähnlicher Weise auch für die Konnektiva. Wenn nun Wegweiser fehlen, wenn Konnektiva fehlen, dann ergibt sich auch kein Orientierungssystem, und es entfällt die Option, Elemente dieses Systems gegeneinander abzuwägen.

"Allerdings" wird gebraucht, a) um eine Einschränkung auszudrücken ("Ich muss *allerdings* zugeben, dass ..."), b) als nachdrückliche Bejahung einer Frage ("Hast du das gewusst?" - "*Allerdings*."), c) zum Ausdruck verstärkter Anteilnahme ("In der Tat: das ist *allerdings* fatal."). Dass "allerdings" bei R_q im Sinne von a) gebraucht wird (eingeräumt wird, dass "der Spass mit der garantierten Aussicht auf die Erde nicht billig [ist]"), ist für einen Interpreten sofort evident. Das aber täuscht über die aktualgenetischen Verhältnisse hinweg: Den Lesenden bietet der Text keine Anhaltspunkte, aufgrund derer die beiden anderen Gebrauchsweisen zum Vornherein ausgeschlossen werden könnten (was hier speziell dadurch mitbedingt ist, dass "allerdings" in satzinitialer Position steht), sodass die erste Abduktion eine unsichere ist: Das Vorkommnis *könnte* ein Fall der Regelmässigkeit sein: 'Zu verstehender Satz schränkt das vorher Gesagte ein.' Zur Überprüfung dieser ersten Vermutung können dann Ko- und Kontext herangezogen werden: Retrospektiv zeigt sich, dass "allerdings" nicht in eine Frage-Antwort-Sequenz eingebettet ist (was gegen b) spricht). Unwahrscheinlich - wenngleich nicht ganz auszuschliessen! - ist ferner auch, dass eine Anteilnahme ausgedrückt wird (was eher gegen c) spricht). Der Ko(n)text spricht somit für die Beibehaltung der ersten Hypothese, und diese ist jetzt nicht nur eine schon sicherere, sondern sie erweist sich auch als besonders effizient insofern, als sie es ermöglicht, den 'Suchraum' für die Hypothesen zur Erschliessung der nächsten Satzverknüpfung einzugrenzen.

Der nächste Satz beginnt mit "Dafür". Mit der Hypothese, dass "allerdings" als Einschränkung gemeint ist, wird die Annahme plausibel, dass es im Folgenden um eine Art von 'Kompensation' dieser Einschränkung geht - und damit fallen einige der vielen Gebrauchsweisen von "dafür" bereits ausser Betracht, z.B. die Variante 'für diesen Zweck/ dieses Ziel' ("Er hat *dafür* viel Geld ausgegeben.") oder die Option 'einen Gegenstand für etwas Bestimmtes halten' ("Der Stein ist kein Rubin, aber man könnte ihn *dafür* halten."). Noch nicht ausschliessbar wären dagegen Varianten wie 'hinsichtlich dieser Sache' ("*Dafür* habe ich kein Verständnis.") oder '(ugs.) dagegen/ als Gegenmittel' ("*Dafür* gibt es jetzt ein neues Medikament."). Wenn Alternativen wie die beiden letztgenannten möglich sind, dann bedeutet das, dass auch das Erschliessen des relationalen Gehalts von "dafür" über eine untercodierte Abduktion läuft - das Vorkommnis "dafür" *könnte* ein Fall der Regelmässigkeit sein: 'Zu verstehender Satz ist als 'Ausgleich' einer zuvor gemachten Einschränkung aufzufassen.' Weiter überprüfbar wird diese Hypothese erst, wenn der ganze Satz gelesen wird. Tut man dies, erfährt man von Ereignissen, die die horrenden Kosten aufwiegen sollen. Das wiederum entspräche den Erwartungen, und man ist an dem Punkt angelangt, an dem die untercodierte in eine übercodierte Abduktion umschlägt: das Vorkommnis "dafür" *ist* ein Fall der Regelmässigkeit 'Ausgleich einer Einschränkung'.

Was aber ist mit den sprachlich nicht indizierten Konnektoren? Da sonst nichts dagegen und im Grunde schon das Prinzip der Sinnkonstanz (Hörmann) dafür spricht, dass die Verstehenssubjekte satzübergreifende Verknüpfungsbeziehungen auch dann erwarten und erschliessen, wenn sie nicht indiziert sind³⁶², ist es plausibel, von 'Strategien' zur Kompensierung nicht markierter Übergänge auszugehen. Annehmen kann man hier zwei Arten von 'Strategien', die dann mehr oder weniger gleichzeitig zum Einsatz kommen könnten: Zum einen die Verlagerung der

³⁶²Dazu etwa v. Polenz (²1988, 266): "Die Verknüpfungsrelation R ist in vielen Fällen überhaupt nicht ausgedrückt. Trotzdem ist auch in solchen Fällen aus dem Kontext heraus mit irgendeiner inhaltlichen Beziehung zwischen den Sätzen zu rechnen, denn dies macht eine Aneinanderreihung von Sätzen erst zum Text." Ähnlich u.a. auch Heringer (1989, 350ff.). Unwahrscheinlich ist lediglich, dass Verstehenssubjekte Verknüpfungsbeziehungen im Einzelnen in der Weise und so detailliert *interpretieren*, wie ich es in der entsprechenden Tabellenspalte versucht habe. Auszugehen ist - abermals - von abkürzenden Rezeptionsheuristiken. Die im Folgenden diskutierten Strategien sind ein Versuch, solchen Heuristiken auf die Spur zu kommen.

Aufmerksamkeit auf die Verweisungsbeziehungen des Textes, zum andern der Rückgriff auf 'Verknüpfungs-Defaults'.³⁶³ Auf die Verweisstruktur des Textes gehe ich unten im Detail ein (vgl. Tab. 14-1 bis 14-5), eine erste Annäherung an Defaults zur Kompensierung nicht gesetzter "Wegweiser" (Heringer) bietet Abb. 12:

Aus Abb. 12, Spalte Interpretation, geht hervor, dass die Sätze im Lead und dann wieder diejenigen im letzten Absatz kausal, die Sätze im sonstigen Text dagegen (behelfsmässig: 'Hauptteil'), von nur zwei Ausnahmen abgesehen³⁶⁴, additiv verknüpft sind. Wenn sich dieses Muster als textsortenspezifisch erweisen würde, d.h. hier: als spezifisch für die Textsorte BERICHT (vgl. dazu oben unter a)), dann kann man vermuten, dass es dazu auch ein kognitives Korrelat gibt, dass sich dieses Muster also auch - entsprechende Leseerfahrung vorausgesetzt - in der Superstruktur 'Bericht' niederschlägt.³⁶⁵ Mit einem derart ausgeprägten kognitiven Schema könnte ein Rezipient dann erwarten, dass die Sätze im Lead und auch diejenigen im letzten Absatz enger miteinander verknüpft sind als die Sätze im 'Hauptteil' des Textes: hier könnte er mit additiven Relationen rechnen, dort mit kausalen.

Mit diesen Standard-Annahmen bzw. mit einem solchen 'Verknüpfungs-Default' würde der Rezipient *im Beispieltext* (!) sehr gut fahren: Die Vorkommnisse R_b^* und R_{aa}^* sind Fälle von kausalen Relationen, was annahmenkonform wäre; die Vorkommnisse R_e^* , R_f^* , R_h^* , R_j^* , R_k^* , R_l^* , R_n^* , R_u^* , R_v^* und R_y^* sind Fälle von additiven Relationen, was die Erwartungen ebenfalls bestätigen würde. Nicht bestätigt würden die Erwartungen dagegen bei den Vorkommnissen R_c^* und R_w^* - hier liegen Fälle von kausalen Relationen im 'Hauptteil' des Textes vor.

Und *ohne* diese Annahmen? Wie präsentierte sich die Situation, wenn die gefundene Verteilung kausaler und additiver Relationen ein Spezifikum eines einzelnen Textes wäre, wenn man also den Default nicht weiter legitimieren könnte? Nun, in diesem Fall stellt sich *eine* Frage noch dringender, die an sich schon für die Argumentation *mit* Default relevant ist, die Frage nämlich, ob es für das Erschliessen impliziter Konnektoren prototypische kausale und prototypische additive Relation gibt, denn es ist ebenso unwahrscheinlich, dass die Rezipierenden immer *alle* verfügbaren Verknüpfungsbeziehungen aktivieren, wenn sie Sätze lesen, die lediglich durch einen Punkt miteinander verbunden sind, wie es unwahrscheinlich ist, dass beim Verstehen nur mit allgemeinen Additions- und Kausalitätskonzepten operiert wird.³⁶⁶ Am Beispiel der additiven Relationen sei durchgespielt, was sich als prototypische Relation anbieten könnte.

Sanders et al. unterscheiden, wie bereits erwähnt, 5 Klassen von additiven Relationen, nämlich: Anführung ("list"), Aufzählung ("enumeration"), Ausnahme ("exception"), Gegensatz ("opposition") und Einräumung ("concession"). In dieser Aufgliederung ist 'Anführung' die neutralste Relation und damit diejenige mit der grössten Extension; übliche Konnektiva zum Ausdruck dieser Beziehung sind "und" bzw.

³⁶³Psycholinguistisch ausgedrückt lautet diese Annahme: Fehlende 'Bottom-up-Information' wird durch 'Top-down-Information' kompensiert, und zwar möglicherweise 'regelmäßig' (in einem noch zu präzisierenden Sinn) kompensiert.

³⁶⁴Zählt man die absatzübergreifende Relation R_c^* , die Lead und 'Hauptteil' kausal miteinander verknüpft, nicht zum 'Hauptteil', resultiert sogar nur eine Ausnahme.

³⁶⁵Ohne weitere empirische Bestätigung für das im Beispieltext gefundene Muster der Verteilung kausaler und additiver Relationen ist die hier versuchte Argumentation freilich sehr spekulativ. Klarheit zu schaffen vermöchten hier nur induktiv ausgerichtete Textsortenuntersuchungen. Dabei wären drei verschiedene Resultate denkbar: a) das Muster ist spezifisch für die Textsorte BERICHT, b) das Muster gilt für mehrere Textsorten, c) das Muster ist einzeltextspezifisch. a), aber nicht nur a), sondern auch b)!, würden die Argumentation stützen, c) dagegen nicht.

³⁶⁶Ohne Default artikuliert sich dieses Problem noch schärfer, weil dann bei *jedem* impliziten Konnektor immer alle Relationen in Betracht gezogen werden müssten, seien es nun, wie im Ansatz von Sanders et al., 16 Relationen oder noch mehr oder weniger. Dagegen stünden im Rahmen des Defaults, je nachdem, welche Textstelle gerade rezipiert wird (Hauptteil versus Anfang und Schluss), höchstens alle additiven (in diesem Ansatz 5) oder alle kausalen Relationen (11) zur Wahl.

"und auch". Alle anderen additiven Verknüpfungen lassen sich auf diese Relation beziehen bzw. davon ableiten. Gegenüber der Anführungs-Relation etwas spezifischer ist zunächst die Aufzählungs-Relation ("überdies", "ferner", "weiter" u.a.)³⁶⁷, während die Beziehungen 'Gegensatz' und 'Ausnahme' bedeutend spezifischer sind. Einen speziellen Status nimmt schliesslich die Einräumungs-Beziehung ein: 'Einräumung' ist die einzige additive Relation, die sprachlich markiert werden *muss* (z.B. durch "und doch", "obwohl" oder "zwar ..., aber ..."); bei allen anderen additiven Relationen sind die Konnektiva weglassbar. - Aufgrund dieser Überlegungen kommt am ehesten die *Anführung* als prototypische additive Relation in Frage - wegen ihres basalen Charakters und der damit zusammenhängenden Polyvalenz (relativ höchste 'Trefferquote' unter den nicht zwingend verbal zu explizierenden Verknüpfungsbeziehungen).

Entsprechend liesse sich die Erwartungshaltung für die Abduktionen im 'Hauptteil' des Berichts so formulieren: Wenn das Vorkommnis, so mag sich ein Rezipient sagen, nicht speziell markiert ist, handelt es sich um einen Fall einer Anführung (der Prototyp würde also standardmässig die Stelle des Noch-nicht-gegeben-Seins der Regel(mässigkeit) einnehmen). Nimmt man die in Tabelle 12 vorgestellte Interpretation der Verknüpfungsbeziehungen zum Massstab, resultierten aus dieser Erwartungshaltung a) Schlussfolgerungsprodukte, die genau zutreffen (R_e^* , R_f^* , R_h^* , R_j^* , R_u^* : alles 'Anführungen'), b) solche, die mehr (R_n^* , R_v^* und R_y^* : 'Aufzählungen') oder weniger (R_k^* und R_l^* : 'Gegensätze') auch noch zutreffen und c) solche, die gar nicht zutreffen (R_c^* und R_w^* : kausale Relationen).

Wichtig ist, sich nochmals klar zu machen, dass in all diesen Fällen untercodierte Abduktionen vorliegen, ganz einfach deshalb, weil immer auch Alternativen zum angesetzten Prototyp 'Anführung' möglich wären. Welche Alternativen möglich wären und welche nicht, lässt sich mit dem Weglassbarkeitskriterium abschätzen: Weglassbare Konnektiva (z.B. "und", "ferner", "weiter") sind mögliche Alternativen, nicht weglassbare wie z.B. "obwohl" zur Kennzeichnung der Einräumungsbeziehung dagegen nicht.

Die Überlegungen zu einem additiven Prototypen bei impliziten Konnektoren haben sich, so das Zwischenfazit, insofern gelohnt, als sich jetzt das Kernproblem der Rekonstruktion von Inferenzen im Verknüpfungsbereich doch klarer - und pars pro toto - abzeichnet: Das Kernproblem besteht in der Frage nach der Notwendigkeit resp. Weglassbarkeit von Konnektiva. Warum? Zum einen sind nicht nur die Überlegungen zu möglichen Alternativen allfälliger prototypischer Relationen davon betroffen, sondern bereits die Überlegungen zu den Prototypen selber, denn auch diese müssen ja aus dem Kreis der nicht zwingend zu markierenden Konnektoren bestimmt werden. Zum andern ist die 'Notwendigkeits-Frage' nicht nur für die jetzt exemplarisch diskutierten additiven Beziehungen zentral, sondern auch für die kausalen. Und drittens steht man auch bei der Rekonstruktion der Schlussfolgerungen im (erst ansatzweise diskutierten) teilsatzübergreifenden Bereich, für den eine Dominanz besonderer interpunktueller Indizien festgestellt wurde, vor einer analogen Frage: Werden bestimmte Konnektoren gewöhnlich mit bestimmten inter-

³⁶⁷Die Abgrenzung der Klassen 'Anführung' und 'Aufzählung' ist mitunter heikel, und doch wird auch in anderen Arbeiten eine vergleichbare Differenzierung angestrebt: Bei Heringer (1989, 355) heissen diese Klassen "Anreihung" (Prädikat: "kopulativ" - "Die schlichte Aneinanderreihung ist die allgemeinste inhaltliche Verbindung. Sie besagt nur, dass beide Sätze gelten sollen.") und "Hinzufügung" (Prädikat: "additiv" - "Die Hinzufügung ist eine Sonderform der einfachen Anreihung. Sie betont, dass noch etwas hinzukommt."). V. Polenz (²1988, 268, vgl. 286ff.) versucht eine noch differenziertere Binnengliederung der "kopulativen Verknüpfungen", legt sich aber nicht auf eine bestimmte Anzahl von Subklassen fest: "Eine Aussage P2 zu einer Aussage P1 HINZUFÜGEN_P, oder eine Aussage P1 durch eine Aussage P2 ERGÄNZEN_P, oder: Aussagen P1 bis Pn SUMMIEREN_P usw." - Weinrichs (1993, 804ff.) Analyse der "Koordinativ-Junktoren" zeigt, dass die durch "und" und "sowie" verknüpften Konjunkte mit dem semantischen Merkmal "Reihung" *erst zusammenfassend* beschrieben sind.

punktuellen Mitteln angezeigt? Braucht es für andere Konnektoren keine spezielle Interpunktion?

Mit Blick auf die formalen Varianten der Verknüpfungen im Teilsatzbereich (vgl. oben, Abb. 12) kann das Notwendigkeits-Kriterium vorerst einmal präziser gefasst und gesamthaft, d.h. alle beobachteten Realisierungsvarianten von Konnektoren in Rechnung stellend, so formuliert werden: *Ist das Konnektivum zum Ausdruck einer bestimmten Verknüpfungsrelation notwendig? Und falls nicht: Kann es durch Doppelpunkt oder Gedankenstrich ersetzt werden?* Die Schwierigkeit mit diesem Kriterium besteht indessen darin, dass es letztlich nur intuitiv entschieden werden kann. Das habe ich gleich selber vorgeführt, wenn ich - wie auch sonst üblich in der Literatur (z.B. Nussbaumer 1991) - davon ausgegangen bin, dass die Einräumungsbeziehung die einzige additive Relation ist, die sprachlich angezeigt werden *muss* (typischerweise durch "obwohl"). Dieser (vermeintlich?) klare Fall täuscht freilich über eine grössere Zahl von Fällen hinweg, bei denen es offensichtlich ist, dass Intuition oder 'Sprachgefühl' die Entscheidungsgrundlage für Weglassbarkeit ist³⁶⁸, und das ist für die Rekonstruktion von Inferenzen natürlich keine befriedigende Ausgangslage.

Um hier Verlässlicheres sagen zu können, habe ich eine kleine empirische Pilot-Studie durchgeführt, die an dieser Stelle in Form eines Exkurses eingebracht werden soll. Hauptfunktion des Exkurses im laufenden Argumentationszusammenhang ist es, die Überlegungen zum *additiven* Prototypen 'Anführung' zu überprüfen und gleichzeitig zu sondieren, welche Alternativen dazu von Rezipierenden in Betracht gezogen werden könnten - das alles bezogen auf den *satzübergreifenden* Bereich. Erkundet werden sollen aber auch die hierzu komplementären Phänomene: Das sind einerseits, ebenfalls für den Zwischensatzbereich, die Fragen nach einem *kausalen* Prototypen und, gegebenenfalls, nach wahrscheinlichen Alternativen dazu, und es ist andererseits die Problematik des Erschliessens von Konnektoren, die zwar nicht lexikalisch, wohl aber interpunktuell indiziert sind, wie es für den *teilsatzübergreifenden* Bereich typisch ist.

- c) Exkurs: Punkt, Doppelpunkt und Gedankenstrich als Indikatoren von Kohärenzrelationen? Schriftliche Befragung zur Notwendigkeit resp. Weglassbarkeit und/ oder Ersetzbarkeit von Konnektiva

Die allgemeine Frage, *welche* Verknüpfungsbeziehungen Rezipierende beim Fehlen eines Konnektivums in den 'Hypothesenraum'³⁶⁹ integrieren, lässt sich empirisch kaum direkt abklären. In Umkehrung der Perspektive kann man aber fragen: Welche Relationen müssen durch Konnektiva angezeigt werden und welche nicht? Und, wenn Konnektiva weggelassen werden können: Was sind eher gewöhnliche und was eher ungewöhnliche 'Ersatzlösungen' bzw., genauer, welche interpunktuellen Mittel sind zur Indizierung eines bestimmten Konnektors üblich, welche sind es weniger? Die Einschätzung dieser Fragen durch SprachbenützerInnen sollte es dann, so die 'Logik' der durchgeführten Umfrage, erlauben, den Hypothesenraum beim Inferieren implizit bleibender "Gedankenbrücken" (Heringer) anzugeben: Alle

³⁶⁸Unklare Fälle finden sich v.a. im kausalen Bereich. Ist z.B. der relationale Gehalt im Satz "1969 wurde der Spion zu lebenslanger Haft verurteilt, obwohl er immer seine Unschuld beteuerte." (ein Beispiel aus Sanders et al., das einen Fall der Beziehung Gegenfolge-Grund repräsentieren soll) auch ohne das Konnektivum "obwohl" realisierbar? Sind also Formulierungen wie "1969 wurde der Spion zu lebenslanger Haft verurteilt. Er beteuerte immer seine Unschuld." oder "1969 wurde der Spion zu lebenslanger Haft verurteilt - er beteuerte immer seine Unschuld." synonyme Varianten des Ausgangssatzes?

³⁶⁹Der Ausdruck "Hypothesenraum" wird hier und im Folgenden synonym für die Erwartungshaltung der Rezipierenden gebraucht, nicht im forschungsstrategischen Sinn.

Konnektoren, die sich auch ohne Konnektivum realisieren lassen, kommen als mögliche Alternativen in Betracht - *all* diese und *nur* diese. Und: Sollte sich die Weglassbarkeit und/ oder Ersetzbarkeit bestimmter Konnektiva als besonders gewöhnlich erweisen, dann wäre mindestens ein Bereich abgesteckt, innerhalb dessen Verknüpfungs-*Prototypen* zu suchen wären.

Erhoben wurden die Einschätzungen mittels eines Fragebogens, der aufgrund des spezifischen Erkenntnisinteresses stark strukturiert ist.³⁷⁰ Im Hauptteil besteht der Fragebogen aus 16 Fragen.³⁷¹ Jede Frage fokussiert eine der von Sanders et al. angesetzten 16 Kohärenzrelationen. Alle Fragen sind nach dem gleichen Muster aufgebaut: Einschätzungsbasis der Verknüpfungsbeziehungen ist ein Satz mit explizitem Konnektor, z.B. die Konjunktion "weil" in: "Nina ass wie ein Scheunendrescher, **weil** sie sehr hungrig war." (=Ausgangssatz).³⁷² Zu allen Ausgangssätzen wurden je vier Varianten formuliert, bei denen das Konnektivum entweder fehlt bzw. durch einen Punkt ersetzt ist ("Nina ass wie ein Scheunendrescher. Sie war sehr hungrig.") oder aber durch besondere Interpunktion angedeutet wird. "Besondere Interpunktion" wurde durch die Varianten 'Gedankenstrich nach Punkt' ("Nina ass wie ein Scheunendrescher. - Sie war sehr hungrig."), 'Doppelpunkt' ("Nina ass wie ein Scheunendrescher: Sie war sehr hungrig.") und 'Gedankenstrich' ("Nina ass wie ein Scheunendrescher - sie war sehr hungrig.") operationalisiert.³⁷³ So ergaben sich pro Kohärenzrelation immer vier Varianten, die mit Bezug auf den relationalen Gehalt des Ausgangssatzes einzuschätzen waren, und zwar nach zwei Gesichtspunkten. Beurteilt werden musste, ob es sich um mögliche oder unmögliche Varianten handelt, und, falls eine Variante für möglich gehalten wurde, ob es sich um eine eher gewöhnliche oder ungewöhnliche Variante handelt. Schliesslich war bei allen 16 Fragen noch anzugeben, welche der vier Varianten dem Ausgangssatz am besten entspricht. Beispiel (Indizien für Konnektoren sind fett gedruckt):

[Bericht über eine Ferienregion]

a) Entlang der ganzen Küste hat es Haie, **auch wenn** das natürlich nicht in den Ferienprospekten steht.

b) *Entlang der ganzen Küste hat es Haie - das steht natürlich nicht in den Ferienprospekten.*

möglich	<input type="checkbox"/>	eher gewöhnlich	<input type="checkbox"/>	eher ungewöhnlich	<input type="checkbox"/>
nicht möglich	<input type="checkbox"/>				

³⁷⁰Methodologisch ist die Studie auf die Standardliteratur abgestützt, v.a. Bortz & Döring ²1995, Atteslander ⁷1993, Schlobinski 1996; zum Fragebogens vgl. v.a. auch Kromrey ⁷1995.

³⁷¹Dem Hauptteil voraus gehen die Problemstellung und genaue Instruktionen zum Beantworten der einzelnen Fragen anhand eines Beispiels. Am Schluss des Fragebogens werden vier Fragen zur Person gestellt, die die Einschätzungen wesentlich mitbestimmen könnten: Muttersprache, Geschlecht, Alter und Lesehäufigkeit von Boulevardzeitungen. (Die letzte Frage ist durch die Wahl des Beispieltexes "Ferien im All" motiviert; auf weitere Fragen zu den Lesegewohnheiten wurde verzichtet, da die Umfrage unter Germanistik-StudentInnen stattfand, die man generell als VielleserInnen einstufen kann.)

³⁷²Bei den Ausgangssätzen des Fragebogens handelt es sich in der Regel um Satzgefüge und Satzverbindungen, die aus zwei Teilsätzen bestehen. In vier Fällen bilden *zwei* Sätze die Einschätzungsbasis. Den meisten Ausgangssätzen ist ein Kontextvermerk vorangestellt, um ein möglichst einheitliches Verständnis der ProbandInnen zu erreichen. Die Beispiele sind zum grössten Teil Übersetzungen und knappe Paraphrasen von Items aus der Arbeit von Sanders et al. 1992. Das hier zur Illustration herangezogene Beispiel ist eine modifizierte Variante aus Heringer (1989, 352).

³⁷³Begründet sind diese Varianten lediglich durch die Analyse des Beispieltexes und durch eigene Leseerfahrungen von Boulevardzeitungen - nicht durch Korpusanalysen. Solche Analysen wären wünschbar, um etwas über die Frequenz der angesetzten Varianten zu erfahren.

c1) *Entlang der ganzen Küste hat es Haie. Das steht natürlich nicht in den Ferienprospekten.*

möglich ☐ eher gewöhnlich ☐ eher ungewöhnlich ☐
nicht möglich ☐

c2) *Entlang der ganzen Küste hat es Haie. - Das steht natürlich nicht in den Ferienprospekten.*

möglich ☐ eher gewöhnlich ☐ eher ungewöhnlich ☐
nicht möglich ☐

d) *Entlang der ganzen Küste hat es Haie: das steht natürlich nicht in den Ferienprospekten.*

möglich ☐ eher gewöhnlich ☐ eher ungewöhnlich ☐
nicht möglich ☐

Dem Ausgangssatz a) am besten entspricht: b) ☐ c1) ☐ c2) ☐ d) ☐

Die vier Ersetzungs-Varianten (Punkt, Punkt und Gedankenstrich, Doppelpunkt, Gedankenstrich) wurden im Fragebogen in verschiedener Reihenfolge dargeboten, um Antwortroutinen entgegen zu wirken. Die einzelnen Relationen wurden, bedingt durch die ungleiche Anzahl kausaler (11) und additiver (5) Relationen, in der Abfolge 'kausal, kausal, additiv, kausal, kausal, additiv usw.' präsentiert. Die Darbietungsreihenfolge der Relationen innerhalb dieses Musters erfolgte nach dem Zufallsprinzip.³⁷⁴

In der Problemstellung wurden die ProbandInnen explizit darauf hingewiesen, dass es nicht um Wissen, sondern um möglichst spontane Einschätzungen geht; in der Instruktion wurde herausgestellt, dass die Fragen nach der (Un-)Möglichkeit und (Un-)Gewöhnlichkeit der Varianten immer auf Schrifttexte zu beziehen sind, die sich an ein breites Publikum richten.³⁷⁵

In einem Pretest mit 5 ProbandInnen wurde sichergestellt, dass die Problemstellung und die Instruktionen klar und die Fragen verständlich waren.³⁷⁶

In der definitiven Version des Fragebogens mussten die im Folgenden ausgewiesenen 16 Items in der Art des oben erläuterten Beispiels eingeschätzt werden. Mit Blick auf die Diskussion der Befunde gebe ich bei allen Items auch die jeweilige Klassifizierung an; diese Angaben lagen den ProbandInnen natürlich nicht vor: "K" steht für die kausalen, "A" für die additiven Relationen; angeordnet sind die Relationen hier so, wie sie in der Überblicks-Darstellung der Befunde (unten in Abbildung 13) präsentiert werden:

³⁷⁴Würde man die Darbietungsreihenfolge der Items ganz auf das Zufallsprinzip abstützen, ergäben sich u.U. stärkere Priming-Effekte (möglich wäre z.B. die Abfolge "Aufzählung" nach "Anführung"). Allfällige Verzerrungs-Effekte, die sich aufgrund der Anordnung der Items ergeben könnten, wurden nicht überprüft. Sie könnten z.B. durch verschiedene Fragebogen-Versionen mit unterschiedlichen Item-Abfolgen kontrolliert werden.

³⁷⁵Der erste Hinweis schien besonders nötig, weil die Untersuchung im Universitätskontext stattfand; der zweite zielte darauf ab, dass die ProbandInnen bei den Einschätzungen nicht beliebige und ganz verschiedene Texte vor Augen haben, sondern, dem Charakter des Beispieltextes entsprechend, massenmediale Texte mit grosser Verbreitung. Inwieweit sich die ProbandInnen dann tatsächlich an diesen Vorgaben, speziell an der zweiten, orientiert haben, ist allerdings nicht eruierbar. Hier zeichnen sich Validitätsprobleme ab, die bei der Interpretation der Befunde in Rechnung gestellt werden müssen (vgl. unten in diesem Abschnitt).

³⁷⁶Das war im Wesentlichen der Fall. Nur formale Inkonsistenzen mussten bereinigt werden.

A1: Anführung. [Forschungsergebnisse zur Ökonomie von Tiefkühlgeräten]
Der Energieverbrauch eines Kühlschranks hat um 17% abgenommen, **und** eine Kühltruhe braucht heute 18 bis 20 % weniger Strom als vor 10 Jahren.

A2: Ausnahme. [vom Aussterben bedrohte Tierarten]
Normalerweise wirkt sich das Jagen kaum auf den Bestand einer Tierart aus, **aber** für den kalifornischen Kondor gilt das nicht.

A3: Gegensatz. [Entwicklung der Börsenkurse]
BERGROSS verbesserte sich um 12 Punkte. **Im Gegensatz dazu** verlor PHILIPPS 10 Punkte.

A4: Aufzählung. [Erzeugung von Leben im Labor]
"Laborbabys" werfen ethische und soziale Fragen auf. **Ausserdem:** was ist mit den rechtlichen Aspekten?

A5: Einräumung. [Tests zur Zusammensetzung von Mineralwasser]
Der Konsum von Mineralwasser ist stark angestiegen, **obwohl** die Forschung die Qualität abgefüllten Mineralwassers immer wieder beanstandet.

K1: Grund-Folge. [Wetterbericht]
Weil ein Tiefdruckgebiet über Irland liegt, kommt das schlechte Wetter zu uns.

K2: Gegengrund-Folge. [Erkennen von Gesichtern durch Maschinen]
Obwohl sich Gesichter gleichen, haben wir beim Unterscheiden von Personen keine Probleme.

K3: Folge-Grund.
Ein Klavierkonzert von Beethoven fand nicht statt, **weil** der Solist erkrankte.

K4: Gegenfolge-Grund. [Bericht über einen mutmasslichen Spion]
1971 wurde der Spion zu lebenslanger Haft verurteilt, **obwohl** er immer seine Unschuld beteuerte.

K5: Datum/ Faktum-Behauptung. [Ratschlag für Hausbesitzer und Hausverwalter]
Nester und tote Vögel können Kamine verstopfen. Lassen Sie Ihren Kamin **deshalb** einmal im Jahr kontrollieren!

K6: Instrument-Ziel.
Es braucht viele Beispiele, **um** die Regel **zu** illustrieren.

K7: Gegenfaktum-Behauptung. [Anzahl Zeitungsberichte über bestimmte Unfälle sagt nichts über häufigste Todesursache aus]
Obwohl die Zeitungen im letzten Jahr mehrmals über Gasunfälle schrieben, ist das durch Gasbenützer eingegangene Risiko viel kleiner als das eines Verkehrsteilnehmers.

K8: Behauptung-Datum/ Faktum.
Viele Leute scheinen nur den Blumenkopf des Broccoli zu essen. Das ist schade, **weil** der Stengel auch gut schmeckt.

K9: Ziel-Instrument. [Privatkredite]
Der Kunde will günstige Zinsen. **Diesbezüglich** offeriert die Postbank einen interessanten Kredit.

K10: Folge-Bedingung. [Gesundheits-Tipp]
Wein ist gesund, **wenn** er in kleinen Mengen und nicht zu regelmässig getrunken wird.

K11: Gegenbehauptung-Datum/ Faktum. [Bericht über eine Ferienregion]
Entlang der ganzen Küste hat es Haie, **auch wenn** das natürlich nicht in den Ferienprospekten steht.

Durchgeführt wurde die Untersuchung mit Germanistik-StudentInnen (in der Regel StudienanfängerInnen) im Rahmen eines linguistischen Einführungskurses an der Universität Zürich. Verteilt wurden insgesamt 37 Fragebogen. Zurück kamen 32 (Rücklaufquote: 86,5%). 19 Fragebogen wurden von Studentinnen ausgefüllt, 13 von Studenten. Das Durchschnittsalter der ProbandInnen betrug zum Erhebungszeitpunkt (Juli 1998) 24 Jahre (min. 21, max. 31 Jahre). 17 Vpn gaben an, Boulevard-Zeitungen selten zu lesen, 12 antworteten mit "nie", 3 meinten "gelegentlich".³⁷⁷ Die Fragebogen von drei StudentInnen wurden separat ausgewertet, weil Deutsch nicht ihre Muttersprache ist. In der Auswertung berücksichtigt wurden also die Daten von total 29 Studierenden, deren Muttersprache ein Deutschschweizer Dialekt ist.

Hypothesen (im statistischen Sinn) wurden keine aufgestellt, weil es sich um eine explorative Untersuchung handelt. Die Erwartungen waren, dass bei den additiven Relationen lediglich die Einräumungsbeziehung und bei den kausalen Relationen mehrere, insbesondere aber die Beziehungen 'Gegengrund-Folge', 'Gegenfolge-Grund' und 'Gegenfaktum-Behauptung' sowie die Beziehung 'Instrument-Ziel' sprachlich expliziert werden müssen.

Die allgemeinen Befunde der Befragung stimmen mit diesen Erwartungen gut überein (vgl. Abb. 13, Spalte 3):

³⁷⁷Diese Angaben könnten im Sinne von unabhängigen Variablen für differenziertere Auswertungen verwendet werden. Vorderhand habe ich darauf verzichtet, und zwar aufgrund des gegenwärtigen Erkenntnisinteresses, das *nicht* auf interindividuelle Variation abzielt, und auch wegen der relativ kleinen Stichprobe, die natürlich nur für ein ganz schmales Segment von SprachbenützerInnen einigermaßen typisch ist. - Grössere interindividuelle Unterschiede wären vielleicht in Abhängigkeit vom Geschlecht und besonders in Zusammenhang mit der Frage nach der Lesehäufigkeit von Boulevardzeitungen zu erwarten. Allerdings sind gerade bei dieser Frage grössere Reliabilitätsprobleme zu erwarten, da es sich um Selbsteinschätzungen in einem Bereich handelt, in dem das Moment der sozialen Erwünschtheit eine grosse Rolle spielt. Konsequenterweise muss der Befund, wonach 31 von total 34 ProbandInnen Boulevardzeitungen selten oder nie lesen, sehr vorsichtig interpretiert werden.

Relationen	Konnektiva	K weg- lassbar und/ oder ersetzbar	K weg- lassbar (=durch P ersetzbar)	K ersetzbar durch P - und/ oder D und/ oder G	K ersetzbar durch:			beste Ersatz- variante für K (Modus)
					P -	D	G	
additive Relationen								
A1: Anführung	"und"	100%	+100%	79,31%	+79,31%	+20,69%	-79,31%	P (58,62%)
A2: Ausnahme	"aber"	100%	+100%	100%	-89,66%	-41,38%	-100%	P (68,97%)
A3: Gegensatz	"i. Gegens. dazu"	100%	+89,66%	100%	+89,66%	-31,03%	+100%	P (44,83%)
A4: Aufzählung	"ausserdem"	100%	-79,31%	100%	-100%	+41,38%	-68,97%	P (34,48%)
A5: Einräumung	"obwohl"	89,66%	-41,38%	89,66%	-44,83%	+20,69%	+65,52%	G (55,17%)

Abb. 13: Weglassbarkeit/ Ersetzbarkeit von Konnektiva: *additive Relationen*

Zur Erläuterung:

- Bei den untersuchten Konnektiva (vgl. Spalte 2; in den weiteren Spalten durch "K" abgekürzt) handelt es sich nur um *eine* Möglichkeit zur Explizierung der jeweiligen Verknüpfungsbeziehungen, wenn auch um eine möglichst typische.
- Auf die vier Ersetzungsvarianten wird mit den Abkürzungen P (Punkt), P- (Punkt und Gedankenstrich), D (Doppelpunkt) und G (Gedankenstrich) Bezug genommen.
- Die Prozentangaben beziehen sich immer auf die Fragen nach der Möglichkeit resp. Unmöglichkeit der jeweiligen Ersetzungsvarianten bei N=29. Beispielsweise bedeutet die erste 100%-Angabe, dass alle 29 ProbandInnen mindestens eine der 4 Ersetzungsvarianten für möglich halten.
- Die Hervorhebungen in Spalte 2 verweisen auf die - als Ausnahmen erscheinenden - umgekehrten Fälle: nur hier kommt es zu Zweifeln hinsichtlich der Weglassbarkeit und/ oder Ersetzbarkeit der Konnektiva.
- Mit vorangestelltem "+" resp. "-" werden die Befunde zur Gewöhnlichkeit resp. Ungewöhnlichkeit der Varianten in die Darstellung integriert. "+" bedeutet, dass eine Mehrheit derjenigen ProbandInnen, die eine Variante für möglich halten, auch der Meinung ist, diese sei gewöhnlich; "-" bedeutet, dass nur eine Minderheit der mit "möglich" antwortenden ProbandInnen die betreffende Variante auch für gewöhnlich ansieht.

Relationen	Konnektiva	K weg-lassbar und/ oder ersetzbar	K weg-lassbar (=durch P ersetzbar)	K ersetzbar durch P - und/ oder D und/ oder G	K ersetzbar durch:			beste Ersatz-variante für K (Modus)
					P -	D	G	
kausale Relationen								
K1: Grund-Folge	"weil"	100%	+68,97%	100%	-51,72%	+89,66%	+100%	G (55,17%)
K2: Gegengrund-Folge	"obwohl"	65,52%	-44,83%	55,17%	-31,03%	-10,35%	-44,83%	G (45,46%)
K3: Folge-Grund	"weil"	100%	+89,66%	86,21%	-62,07%	+75,86%	+75,86%	P (44,83%)
K4: Gegenfolge-Grund	"obwohl"	89,66%	+79,31%	79,31%	-79,31%	-13,97%	-86,97%	P - (44,83%)
K5: Dat./ Fakt.-Behaupt.	"deshalb"	100%	+100%	100%	+79,31%	+89,66%	+100%	D (44,83%)
K6: Instrument-Ziel	"um ... zu"	79,31%	-37,93%	79,31%	-48,28%	+68,97%	-79,31%	D (56,53%)
K7: Geg.fakt.-Behaupt.	"obwohl"	55,17%	-55,17%	55,17%	+44,83%	+31,03%	-55,17%	D (47,37%)
K8: Behaupt.-Dat./ Fakt.	"weil"	100%	+89,66%	100%	-65,52%	+89,66%	+100%	G (51,72%)
K9: Ziel-Instrument	"diesbezüglich"	100%	+89,66%	100%	-79,31%	+68,97%	+100%	G (58,62%)
K10: Folge-Bedingung	"wenn"	100%	-34,48%	100%	-37,93%	-34,48%	+100%	G (100%)
K11: Geg.behaupt.-Dat.	"auch wenn"	100%	+100%	100%	+89,66%	-62,07%	+100%	G (55,17%)

Abb. 13: Weglassbarkeit/ Ersetzbarkeit von Konnektiva: *kausale Relationen*

Bei knapp Dreiviertel aller untersuchten Konnektoren (11 von 16) waren *alle* Vpn der Meinung, dass es für die jeweiligen Konnektiva mindestens eine adäquate Ersetzungsvariante gibt (Abb. 13, Spalte 3; 100% der ProbandInnen sind der Meinung, dass K entweder weglassbar bzw. durch einen Punkt ersetzbar ist oder aber durch eine der drei Varianten 'Punkt und Gedankenstrich', 'Doppelpunkt' oder 'Gedankenstrich' ersetzt werden kann). Das gilt für die additiven Relationen *ANFÜHRUNG*, *AUSNAHME*, *GEGENSATZ*, *AUFZÄHLUNG* und für die kausalen Relationen *GRUND-FOLGE*, *FOLGE-GRUND*, *DATUM/FAKTUM-BEHAUPTUNG*, *BEHAUPTUNG-DATUM/FAKTUM*, *ZIEL-INSTRUMENT*, *FOLGE-BEDINGUNG*, *GEGENBEHAUPTUNG-DATUM*. Dagegen gaben zwischen 10% und 45% der Befragten bei den restlichen der getesteten Beziehungen an, das jeweilige Konnektivum sei entweder nicht weglassbar (Punktvariante) und/ oder nicht ersetzbar (die drei Varianten mit besonderen Interpunktionen); dies betrifft als einzige additive Relation die *EINRÄUMUNGS*-Beziehung und, bei den kausalen Relationen, die Beziehungen *GEGENGRUND-FOLGE*, *GEGENFOLGE-GRUND*, *INSTRUMENT-ZIEL*, *GEGENFAKTUM-BEHAUPTUNG*.

Bei genauerer Betrachtung der Verteilungen (vgl. Abb. 13, Spalten 4-8), lässt sich dieses Gesamtbild in mehreren Hinsichten präzisieren und differenzieren. Interessant scheinen mir speziell die folgenden 4 Punkte:

1. Nur die vier Konnektiva "und" (in der Relation *ANFÜHRUNG*; A1), "aber" (*AUSNAHME*; A2), "deshalb" (*DATUM/FAKTUM-BEHAUPTUNG*; K5) und "auch wenn" (*GEGENBEHAUPTUNG-DATUM*; K11) können im Urteil von *allen* Vpn weggelassen werden, ohne dass der relationale Gehalt des Konnektors mittels besonderer Interpunktion angezeigt werden müsste - ein Punkt scheint in diesen Fällen auszureichen, wobei die Punkt-Varianten durchaus als gewöhnlich eingeschätzt werden (vgl. Spalte 4, jeweils "+100%"). Konkret heisst das z.B., dass die ProbandInnen die folgenden Varianten als weitgehend synonym ansehen:

K5 [Ratschlag für Hausbesitzer und Hausverwalter]

Nester und tote Vögel können Kamine verstopfen. Lassen Sie Ihren Kamin **deshalb** einmal im Jahr kontrollieren!

Nester und tote Vögel können Kamine verstopfen. Lassen Sie Ihren Kamin einmal im Jahr kontrollieren!

2. Demgegenüber können zwar auch die Konnektiva "im Gegensatz dazu" (*GEGENSATZ*; A3), "ausserdem" (*AUFZÄHLUNG*; A4), "weil" (*GRUND-FOLGE*; K1; *BEHAUPTUNG-DATUM/FAKTUM*; K8), "diesbezüglich" (*ZIEL-INSTRUMENT*; K9) und "wenn" (*FOLGE-BEDINGUNG*; K10) weggelassen werden, aber zur Andeutung des relationalen Gehalts dieser Konnektoren bedarf es besonderer Interpunktion - die blosse 'Punkt-Variante' scheint hier nicht auszureichen (vgl. Spalte 5, "100%", im Kontrast zu Spalte 4, "nicht 100%"). Illustriert am Beispiel der *GRUND-FOLGE*-Beziehung heisst das, dass nur die Gedankenstrich-Variante von *allen* Vpn als mögliche (und mehrheitlich auch als gewöhnliche) Alternative angesehen wird (vgl. K1, i)). Die Doppelpunkt-Variante halten immerhin noch knapp 90% der ProbandInnen für möglich (ii)), bei der reinen Punkt-Variante sind es noch gerundete 70% (iii)), bei der Variante 'Gedankenstrich nach Punkt' nurmehr ca. 50% (iv)):

K1 [Wetterbericht]

Weil ein Tiefdruckgebiet über Irland liegt, kommt das schlechte Wetter zu uns.

i) Ein Tiefdruckgebiet liegt über Irland - das schlechte Wetter kommt zu uns.

ii) Ein Tiefdruckgebiet liegt über Irland: das schlechte Wetter kommt zu uns.

iii) Ein Tiefdruckgebiet liegt über Irland. Das schlechte Wetter kommt zu uns.

iv) Ein Tiefdruckgebiet liegt über Irland. - Das schlechte Wetter kommt zu uns.

Ich lese diesen Befund so, dass die Punkt-Variante ein eher zu schwaches und/oder unspezifisches und die Variante 'Gedankenstrich nach Punkt' ein vergleichsweise inadäquates Signal zur Andeutung der *GRUND-FOLGE*-Relation ist. Hingegen scheint die Verknüpfungsvariante mit Gedankenstrich ("Ein Tiefdruckgebiet liegt über Irland - das schlechte Wetter kommt zu uns.") die kausale Beziehung praktisch gleich gut anzuzeigen wie das Konnektivum "weil".

3. Bezüglich der drei Ersetzungsvarianten 'Gedankenstrich nach Punkt', 'Doppelpunkt' und 'Gedankenstrich' lassen sich erstaunlich homogene Präferenzen erkennen: Bei den kausalen Relationen *GRUND-FOLGE* (K1), *BEHAUPTUNG-DATUM/FAKTUM* (K8), *ZIEL-INSTRUMENT* (K9) und *FOLGE-BEDINGUNG* (K10) halten *alle* ProbandInnen die Variante mit dem Gedankenstrich nicht nur für möglich, sondern grossmehrheitlich auch für gewöhnlich.³⁷⁸ Das würde dann heissen, dass der Konnektor in den folgenden Beispielen ebenso gut mit einem Gedankenstrich wie mit einem Konnektivum realisiert werden kann:

(K1) [Wetterbericht]

Weil ein Tiefdruckgebiet über Irland liegt, kommt das schlechte Wetter zu uns.

Ein Tiefdruckgebiet liegt über Irland - das schlechte Wetter kommt zu uns.

(K8)

Viele Leute scheinen nur den Blumenkopf des Broccoli zu essen. Das ist schade, **weil** der Stengel auch gut schmeckt.

Viele Leute scheinen nur den Blumenkopf des Broccoli zu essen. Das ist schade - der Stengel schmeckt auch gut.

(K9) [Privatkredite]

Der Kunde will günstige Zinsen. **Diesbezüglich** offeriert die Postbank einen interessanten Kredit.

Der Kunde will günstige Zinsen - die Postbank offeriert einen interessanten Kredit.

(K10) [Gesundheits-Tipp]

Wein ist gesund, **wenn** er in kleinen Mengen und nicht zu regelmässig getrunken wird.

Wein ist gesund - wird er in kleinen Mengen und nicht zu regelmässig getrunken.

Das genau gleiche Bild ergibt sich auch für die additive Relation *GEGENSATZ* (A3):

(A3) [Entwicklung der Börsenkurse]

BERGROSS verbesserte sich um 12 Punkte. **Im Gegensatz dazu** verlor PHILIPPS 10 Punkte.

BERGROSS verbesserte sich um 12 Punkte - PHILIPPS verlor 10 Punkte.

Bei der additiven Relation *AUFZÄHLUNG* (A4) ist zwar auch eine klare Tendenz für eine Ersetzungsvariante erkennbar - alle Befragten halten die Variante 'Gedankenstrich nach Punkt' für möglich -, aber diese Variante wird mehrheitlich als ungewöhnlich eingeschätzt:

³⁷⁸Dass das Funktionspotenzial des Gedankenstrichs von den ProbandInnen so gross eingeschätzt wird (eindeutig grösser als dasjenige des Doppelpunkts), kann als Indiz für die (unerwartete!) Genauigkeit ihrer Antworten auf die Frage nach der Häufigkeit des Lesens von Boulevardzeitungen gedeutet werden. Dort gaben die meisten ProbandInnen an, Boulevardzeitungen selten oder nie zu lesen. LeserInnen, die mit solchen Blättern sehr vertraut sind, würden möglicherweise dem Doppelpunkt besonders viel zutrauen. Jedenfalls begegnet einem der Doppelpunkt in Zeitungen wie dem BLICK auf Schritt und Tritt, wie auch die Textanalyse zeigt (vgl. Abb. 12).

(A4) [Erzeugung von Leben im Labor]

"Laborbabys" werfen ethische und soziale Fragen auf. **Ausserdem:** was ist mit den rechtlichen Aspekten?

"Laborbabys" werfen ethische und soziale Fragen auf. - Was ist mit den rechtlichen Aspekten?

4. Eine für die Abschätzung der (internen) Validität dieser Befunde massgebende Frage ist nun, ob die ProbandInnen bei der Beurteilung der (Un-)Möglichkeit und (Un-)Gewöhnlichkeit der dargebotenen Varianten von Verknüpfungsbeziehungen wirklich *den je spezifischen relationalen Gehalt* der einzelnen Konnektoren erschlossen haben: Können die Daten in der Tat dahingehend interpretiert werden, dass die Befragten 16 verschiedene Verknüpfungsbeziehungen beurteilt haben? Die Gegenthese wäre: Die ProbandInnen haben gerade das nicht getan, sondern sie haben sich ganz auf die Konnektiva konzentriert (mitbedingt durch die typografische Hervorhebung der Verknüpfungswörter in den Ausgangssätzen), und da nicht jeder Konnektor durch ein separates Konnektivum repräsentiert war ("weil" kam dreimal vor, "obwohl" sogar viermal), haben die Befragten zwischen Kohärenzrelationen nur dann unterschieden, wenn diese auch durch verschiedene Konnektiva expliziert waren. Es wäre ja durchaus denkbar, dass die Einschätzungen der mit "weil" explizierten Konnektoren (K1: GRUND-FOLGE, K3: FOLGE-GRUND, K8: BEHAUPTUNG-DATUM/ FAKTUM) aufgrund eines allgemeinen und vielleicht vagen Kausalitätsbegriffs vorgenommen wurden, und Analoges könnte man für die mit "obwohl" explizierten Konnektoren vermuten (ein sehr allgemeines Verständnis von 'Konzession' od. ähnl. - nicht nur für die additive Relation A5: EINRÄUMUNG, sondern auch für die kausalen Relationen K2: GEGENGRUND-FOLGE, K4: GEGENFOLGE-GRUND und K7: GEGENFAKTUM-BEHAUPTUNG).

Um hier genaueren Aufschluss zu erhalten, wurde das Antwortverhalten der ProbandInnen bei den mit "weil" und bei den mit "obwohl" indizierten Relationen miteinander verglichen. Mittels eines χ^2 -Verfahrens wurde statistisch überprüft, ob die Einschätzungen der (Un-)Möglichkeit und der (Un-)Gewöhnlichkeit der vier Ersetzungsvarianten ('Punkt', 'Punkt und Gedankenstrich', 'Doppelpunkt' und 'Gedankenstrich') bei den Relationen K1, K3 und K8 ("weil") und bei den Relationen K2, K4, K7 und A5 ("obwohl") voneinander unabhängig sind oder nicht.³⁷⁹ Unabhängigkeit der Einschätzungen würde dafür sprechen, dass die ProbandInnen tatsächlich Verschiedenes (im für diese Studie 'idealen' Fall den je spezifischen relationalen Gehalt der Konnektoren) beurteilt haben; Abhängigkeit spräche für die Gegenthese. Insgesamt wurden 36 χ^2 -Tests berechnet.³⁸⁰

Für die mit "weil" indizierten Relationen ergab das dort, wo der Test durchgeführt werden konnte (in 10 von 12 Fällen), durchwegs signifikante, oft sogar sehr oder hoch signifikante Resultate.³⁸¹ Entsprechend kann man ausschliessen, dass die

³⁷⁹Das zur Überprüfung der (Un-)Abhängigkeit angewendete χ^2 -Verfahren ist dasjenige für zwei (z.B. K1 vs. K3) je dreifach gestufte Merkmale (die jeweilige Variante ist a) möglich und gewöhnlich, b) möglich, aber ungewöhnlich, c) unmöglich), vgl. Bortz ⁵1993, Kap. 5.3. (Aufgrund des Datenniveaus - die Einschätzungen sind als Nominaldaten einzustufen - sind Chi-Square-Verfahren unproblematisch; andere statistische Tests wie z.B. Varianzanalysen wären es nicht unbedingt. Interessante Perspektiven böten Cluster-Analysen, mit denen sich Ähnlichkeitskoeffizienten auch für Nominaldaten berechnen lassen. ebd., Kap. 16.1.1)

³⁸⁰12 (3x4) für "weil" (K1 vs. K3, K1 vs. K8, K3 vs. K8, jeweils für P, P-, D und G) und, analog dazu, 24 (6x4) für "obwohl". Alle Berechnungen wurden mit dem Statistik-Programm "Statview" auf einem Macintosh PowerBook 170 durchgeführt.

³⁸¹In den mit Asterisk markierten Feldern der nachfolgend ausgewiesenen Tabelle war der χ^2 -Test nicht durchführbar. Das liegt, wie aus einer genaueren Betrachtung der Datengrundlagen hervorgeht, an der Relation K8: Bei dieser Relation waren *alle* 29 ProbandInnen der Meinung, die Variante 'Gedankenstrich' sei möglich und gewöhnlich, sodass das für diesen Test erforderliche Mass an Varianz nicht erreicht wurde. Trotzdem kann man davon ausgehen, dass K1 u. K8 sowie K3 u. K8 bezüglich G

ProbandInnen die mit "weil" explizierten Konnektoren *GRUND-FOLGE*, *FOLGE-GRUND* und *BEHAUPTUNG-DATUM/ FAKTUM* über *einen* Leisten geschlagen haben. Das signifikant divergierende Antwortverhalten zeigt klar, dass die ProbandInnen trotz der Identität der Konnektiva dreimal etwas anderes eingeschätzt haben. Ob sie tatsächlich dreimal einen je spezifischen relationalen Gehalt beurteilt haben, lässt sich zwar mit dieser Versuchsanordnung nicht zweifelsfrei belegen, aber plausibel ist immerhin, dass sie *auch* von *verschiedenen* Konnektoren ausgegangen sind: Ein "weil" ist also durchaus kein "weil" - nicht nur für die Wörterbücher und Grammatiken nicht, sondern auch für die SprachbenutzerInnen nicht.³⁸²

Die Resultate der χ^2 -Tests für die mit "obwohl" indizierten Relationen sind heterogener: Hier stehen sich 10 signifikante und 14 nicht signifikante Ergebnisse gegenüber.³⁸³ Als signifikant verschieden hinsichtlich *aller* vier Ersetzungsvarianten erweist sich das Antwortverhalten nur bei der Gegenüberstellung der Relationen *GEGENGRUND-FOLGE* und *GEGENFAKTUM-BEHAUPTUNG*. Hier - und nur hier - kann man mit Sicherheit sagen, dass die ProbandInnen trotz gleicher Indikation ("obwohl") Verschiedenes beurteilt haben; hier könnte es sein, dass die Befragten (auch) von zwei verschiedenen Konnektoren ausgegangen sind.

Am andern Pol des Spektrums liegen die Beziehungen *GEGENFOLGE-GRUND* und *EINRÄUMUNG*. Im Vergleich dieser Relationen differiert das Antwortverhalten der Befragten hinsichtlich *keiner* der Ersetzungsvarianten signifikant. Dabei - und bei nicht signifikanten Resultaten allgemein - sind allerdings zwei Interpretationen möglich: Es könnte so sein, dass die ProbandInnen in der Tat keinen grösseren Unterschied sehen zwischen den Beziehungen *GEGENFOLGE-GRUND* und *EINRÄUMUNG*,

voneinander unabhängig sind, denn bei K1 und bei K3 waren nur je ca. 59% der ProbandInnen der Auffassung, der Gedankenstrich sei eine adäquate Ersetzungsvariante.

"weil"	P	P-	D	G
K1 vs. K3	$\chi^2=9,187$ ($p=0,010$, $df=2$)	$\chi^2=21,129$ ($p=0,000$, $df=4$)	$\chi^2=10,707$ ($p=0,03$, $df=4$)	$\chi^2=7,773$ ($p=0,021$, $df=2$)
K1 vs. K8	$\chi^2=8,28$ ($p=0,016$, $df=2$)	$\chi^2=27,446$ ($p=0,000$, $df=2$)	$\chi^2=29$ ($p=0,000$, $df=4$)	*
K3 vs. K8	$\chi^2=11,661$ ($p=0,020$, $df=2$)	$\chi^2=18,349$ ($p=0,001$, $df=4$)	$\chi^2=22,876$ ($p=0,000$, $df=4$)	*

³⁸²Auf einem anderen Blatt steht freilich, wie bei der Kritik des Ansatzes von Sanders et al. (vgl. oben, Kap. 4.4.5.b) schon angedeutet, ob die von mir Befragten in ihrer Rezeptionspraxis die weil-Relationen *in der Weise* differenzieren und kategorisieren, wie ich sie aufgrund des Systems von Sanders et al. in die Befragung eingebracht habe. Darüber kann die vorliegende explorative Studie keine Auskunft geben.

³⁸³ Die *nicht* signifikanten Resultate sind in der folgenden Tabelle grau unterlegt:

"obwohl"	P	P-	D	G
K2 vs. K4	$\chi^2=4,091$ ($p=0,394$, $df=4$)	$\chi^2=17,266$ ($p=0,002$, $df=4$)	$\chi^2=0,535$ ($p=0,464$, $df=1$)	$\chi^2=5,751$ ($p=0,0564$, $df=2$)
K2 vs. K7	$\chi^2=31,51$ ($p=0,000$, $df=4$)	$\chi^2=12,204$ ($p=0,016$, $df=4$)	$\chi^2=12,827$ ($p=0,002$, $df=2$)	$\chi^2=19,669$ ($p=0,000$, $df=2$)
K2 vs. A5	$\chi^2=3,646$ ($p=0,162$, $df=2$)	$\chi^2=4,538$ ($p=0,103$, $df=2$)	$\chi^2=12,872$ ($p=0,000$, $df=1$)	$\chi^2=3,932$ ($p=0,14$, $df=2$)
K4 vs. K7	$\chi^2=20,178$ ($p=0,001$, $df=4$)	$\chi^2=29$ ($p=0,000$, $df=4$)	$\chi^2=2,088$ ($p=0,352$, $df=2$)	$\chi^2=10,856$ ($p=0,028$, $df=4$)
K4 vs. A5	$\chi^2=4,854$ ($p=0,088$, $df=4$)	$\chi^2=5,114$ ($p=0,078$, $df=2$)	$\chi^2=1,21$ ($p=0,271$, $df=1$)	$\chi^2=9,385$ ($p=0,052$, $df=4$)
K7 vs. A5	$\chi^2=3,408$ ($p=0,182$, $df=2$)	$\chi^2=5,751$ ($p=0,056$, $df=2$)	$\chi^2=19,859$ ($p=0,000$, $df=2$)	$\chi^2=5,503$ ($p=0,239$, $df=4$)

und dass sie *deshalb* bei den folgenden Beispielen die Ersetzungsvarianten ähnlich beurteilen³⁸⁴:

K4: [Bericht über einen mutmasslichen Spion]

1971 wurde der Spion zu lebenslanger Haft verurteilt, **obwohl** er immer seine Unschuld beteuerte.

A5: [Zusammensetzung von Mineralwasser]

Der Konsum von Mineralwasser ist stark angestiegen, **obwohl** die Forschung die Qualität abgefüllten Mineralwassers immer wieder beanstandet.

Es könnte aber *auch* sein, dass die ProbandInnen den relationalen Gehalt von K4 und A5 sehr wohl verschieden einschätzen, und dass sie trotzdem der Meinung sind, dass sich das Konnektivum durch die gleichen Varianten ersetzen lässt. Aufgrund der Daten lässt sich diese Frage zwar nicht definitiv entscheiden, aber ich tendiere doch zur zweiten Interpretation, und zwar aufgrund der jeweiligen Modi (vgl. Tabelle 13, letzte Spalte): Der im Urteil der ProbandInnen relativ beste Ersatz für K4 ist die Variante 'Punkt und Gedankenstrich' ("1971 wurde der Spion zu lebenslanger Haft verurteilt. - Er beteuerte immer seine Unschuld."), für A5 aber ist es nicht diese Variante, sondern der Gedankenstrich ("Der Konsum von Mineralwasser ist stark angestiegen - die Forschung beanstandet die Qualität abgefüllten Mineralwassers immer wieder.").

Bei den restlichen vier überprüften Relationspaaren wird jeweils mindestens eine Ersetzungsvariante signifikant verschieden eingeschätzt. In der Gegenüberstellung *GEGENGRUND-FOLGE* (K2) vs. *GEGENFOLGE-GRUND* (K4) ist es die Variante 'Punkt und Gedankenstrich', die im Urteil der ProbandInnen nicht das Gleiche leistet bzw. ein ungleich guter Ersatz ist; im Vergleich der Beziehungen *GEGENGRUND-FOLGE* (K2) und *EINRÄUMUNG* (A5) sowie *GEGENFAKTUM-BEHAUPTUNG* (K7) und *EINRÄUMUNG* (A5) ist es die Doppelpunkt-Variante. Bei der Opposition *GEGENFOLGE-GRUND* (K4) und *GEGENFAKTUM-BEHAUPTUNG* (K7) schliesslich differieren drei Varianten signifikant (nicht signifikant differiert hier einzig die Doppelpunkt-Variante).

Insgesamt gesehen zeigen die Signifikanz-Tests also auch für die mit "obwohl" indizierten Relationen doch ziemlich deutlich, dass die Befragten mit den entsprechenden Items differenziert umgehen: Trotz gleicher Indikation ("obwohl") gelangen sie zu verschiedenen Einschätzungen in Bezug auf die Ersetzungsvarianten. Offen bleibt zwar auch hier, was von dieser Verschiedenheit genau auf das Konto der Verknüpfungsrelationen geht (und was z.B. den verschiedenen Inhalten der Items geschuldet ist), aber plausibel ist es schon, dass *verschiedene* Konnektoren für die Unterschiede mindestens mitverantwortlich sind.³⁸⁵

Soweit die detailliertere Betrachtung der Untersuchungsergebnisse. Da mir keine vergleichbaren Studien bekannt sind, ist eine abschliessende Einschätzung des

³⁸⁴Das wäre dann ein ernsthaftes Problem für den Ansatz von Sanders et al., weil die basale Unterscheidung additiver und kausaler Relationen, für die dort ja psychologische Realität postuliert wird, davon betroffen wäre. Verläuft diese Grenze *für die Befragten* vielleicht nicht dort, wo sie von Sanders et al. gezogen wird?

³⁸⁵Mit der gleichen Anordnung wurden ferner noch die Relationen Anführung (A1) und Aufzählung (A4) auf Unabhängigkeit getestet, denn diese Relationen sind sich ja intuitiv sehr ähnlich und ihre Unterscheidung ist in der Theorie umstritten (vgl. oben in diesem Kapitel unter b)). Hier zeigt sich, dass das Antwortverhalten der ProbandInnen hinsichtlich der Varianten 'Doppelpunkt' und 'Gedankenstrich' sehr signifikant differiert ($\chi^2=16,812$; $p=0,000$, $df=2$ resp. $\chi^2=14,486$; $p=0,006$, $df=4$), nicht aber bezüglich der Variante 'Punkt und Gedankenstrich' ($\chi^2=0,513$; $p=0,774$, $df=2$). (Die 'reine' Punktvariante war nicht überprüfbar, da bei A1 *alle* ProbandInnen der Meinung waren, "und" sei durch einen Punkt ersetzbar.) Das bedeutet: Die Unterscheidung von Anführungs- und Aufzählungsrelation ist, trotz theoretischer Kontroverse, eine empirisch gut begründbare.

Stellenwerts der Resultate nicht möglich. Ich liste deshalb an dieser Stelle einige allgemeinere Defizite der Studie auf und fasse im Anschluss daran die für die Ausgangsfragen der Untersuchung massgebenden Befunde nochmals zusammen. Von grösserer Tragweite wären die Resultate zweifellos erst dann, wenn sie repliziert werden könnten. In Kontroll- und weiterführenden Untersuchungen wären insbesondere die folgenden Aspekte abzuklären: Welchen Einfluss hat das im Fragebogen verwendete Beispielmateriale? Gibt es Unterschiede, wenn die überprüften Konnektoren in anderen und/ oder grösseren Kontexten dargeboten werden? Verändert sich das Bild, wenn man statt der zur Indizierung der Relationen gewählten Konnektiva andere Verknüpfungswörter vorgibt? Inwieweit ist die in vielen Punkten erstaunlich grosse Homogenität im Antwortverhalten der ProbandInnen mitbedingt durch die Zusammensetzung der Stichprobe? Schliesslich: Zeigen sich bei anderen Elizitierungstechniken ähnliche Tendenzen?³⁸⁶

Trotz dieser offenen Punkte hat die Befragung zu den Konnektiva ihr Ziel erreicht. Inwiefern genau? Ausgangspunkt der Untersuchung war der textanalytische Befund, dass Verknüpfungsbeziehungen zwischen Sätzen und Teilsätzen oft nicht sprachlich markiert sind (vgl. Abb. 12). Für den Beispieltext "Ferien im All" wurde festgestellt, dass Konnektiva im satzübergreifenden Bereich weitgehend fehlen, während im teilsatzübergreifenden Bereich bestimmte interpunktueller Mittel, v.a. Doppelpunkt und Gedankenstrich, dominieren. Um nun eine genauere Vorstellung vom Hypothesenraum zu entwickeln, mit dem Rezipierende an lexikalisch nicht markierte Konnektoren herangehen könnten, wurde das Kriterium aufgestellt, ob ein Konnektivum zum Ausdruck einer bestimmten Verknüpfungsrelation notwendig ist oder ob es weggelassen und/ oder durch besondere Interpunktion ersetzt werden kann. Dieses Kriterium lässt sich jetzt, auf der Basis der Einschätzungsdaten, empirisch entscheiden. Dabei wird davon ausgegangen, dass die Verstehenssubjekte all jene (und gleichzeitig *nur* jene) Konnektoren in Erwägung ziehen, die auch ohne Konnektivum realisiert werden können. In dieser Hinsicht sind die folgenden beiden Befunde der Befragung ausschlaggebend (vgl. Abb. 13):

1. Nach Meinung *aller* ProbandInnen ist es möglich und, gemäss einer sehr klaren Mehrheit der Befragten, auch durchaus gewöhnlich, dass der relationale Gehalt der folgenden vier Konnektoren ohne Konnektivum und ohne spezielle Interpunktion, also nur mit einem Punkt, realisiert wird: *ANFÜHRUNG* (typischerweise angezeigt durch "und"), *AUSNAHME* ("aber"), *DATUM/ FAKTUM-BEHAUPTUNG* ("deshalb") und *GEGENBEHAUPTUNG-DATUM* ("auch wenn"). Entsprechend dürften, in umgekehrter Betrachtung dieses Befundes, mindestens die Relationen *ANFÜHRUNG*, *AUSNAHME*, *DATUM/ FAKTUM-BEHAUPTUNG* und *GEGENBEHAUPTUNG-DATUM* in den Hypothesenraum aufgenommen werden, wenn Verknüpfungsbeziehungen erschlossen werden, für die es weder lexikalische noch besondere interpunktueller Indizien gibt.³⁸⁷ Das bedeutet allerdings gleichzeitig auch, dass die Annahme *nur eines* additiven und *nur eines* kausalen Prototypen - wider Erwarten - eher unplausibel ist: Bei den hierfür in Frage kommenden vier Relationen sind die Einschätzungsunterschiede

³⁸⁶Desiderata wären primär qualitative Intensivinterviews, um mehr über die Relevanz einzelner Konnektoren und geläufiger Explizierungsvarianten zu erfahren. Lohnend könnten auch Lautdenkprotokolle sein, lohnend u.a., um die Einschätzungsbasis der ProbandInnen genauer zu erfassen (inwieweit beziehen sich ihre Urteile tatsächlich auf die Konnektoren?) Möglich wären dann aber auch, aufbauend darauf, stärker quantifizierende Verfahren im Sinne der On-line-Experimente. Damit liesse sich das Reaktionsverhalten der ProbandInnen bei Vorgabe verschiedener und verschieden indizierter Konnektoren sehr genau erfassen.

³⁸⁷Der Vorbehalt "mindestens" ist nötig, weil in dieser Zählung nur diejenigen Relationen berücksichtigt sind, bei denen *alle* ProbandInnen die Punkt-Variante als mögliche und mehrheitlich auch als gewöhnliche Variante zum jeweiligen Konnektivum bezeichnet haben. Sobald man interindividuelle Variation zulässt, wäre der Hypothesenraum zu erweitern (vgl. Abb. 13, Spalte 4).

bezüglich der Punkt-Variante einfach viel zu gering, als dass man von *je einer* ausgezeichneten Beziehung sprechen könnte. - Das ist der massgebende Befund für die Rekonstruktion der Inferenzen im *satzübergreifenden* Bereich.

2. Im Vergleich dazu halten *alle* ProbandInnen die Ersetzung des Konnektivums durch Gedankenstrich bei den folgenden sieben Konnektoren für möglich und mehrheitlich auch für gewöhnlich: *GEGENSATZ* ("im Gegensatz dazu"), *GRUND-FOLGE* ("weil"), *DATUM/ FAKTUM-BEHAUPTUNG* ("deshalb"), *BEHAUPTUNG-DATUM/ FAKTUM* ("weil"), *ZIEL-INSTRUMENT* ("diesbezüglich"), *FOLGE-BEDINGUNG* ("wenn") und *GEGENBEHAUPTUNG-DATUM* ("auch wenn"). Daraus lässt sich - mittels Umkehrschluss, analog zu 1. - folgern, dass der Hypothesenraum die Relationen *GEGENSATZ*, *GRUND-FOLGE*, *DATUM/ FAKTUM-BEHAUPTUNG*, *BEHAUPTUNG-DATUM/ FAKTUM*, *ZIEL-INSTRUMENT*, *FOLGE-BEDINGUNG* und *GEGENBEHAUPTUNG-DATUM* umfasst, wenn Konnektoren erschlossen werden, die lediglich durch Gedankenstrich indiziert sind. - Dieser Befund ist zentral für die Rekonstruktion der Inferenzen im *teilsatzübergreifenden* Bereich.³⁸⁸

Einschränkend hervorzuheben ist dabei, dass die Umkehrschlüsse in 1. und 2. nicht unproblematisch sind. Zwar geht es sowohl beim Beurteilen von Konnektiva als auch beim Erschliessen impliziter Konnektoren um rezeptive Kompetenzen in demselben sprachlich-kognitiven Bereich, aber das Beurteilen von Sprachdaten unterscheidet sich vom Inferieren schon dadurch, dass dort eine Form des *Sprachhandelns* untersucht wurde, hier aber *Sprachverhalten* rekonstruiert werden soll (zu diesem bedeutenden Unterschied vgl. ausführlicher oben, u.a. Kap. 2.2.1). Entsprechend sollten die Einschätzungsdaten doch nur als *Modell* zur Beschreibung inferentieller Leistungen im Bereich der Satzverknüpfungen aufgefasst werden, wobei dieses Modell, und das ist immerhin ein Anfang, ein empirisch abgestütztes und ausbaufähiges ist. - *Insofern* hat die Studie ihr Ziel erreicht.

d) Verknüpfungsbeziehungen, Teil II

Vor dem Hintergrund des ersten Hauptbefundes der Befragung können für die Abduktionen zur Erschliessung der impliziten Konnektoren des Beispieltextes, wie sie dort ja ausschliesslich im *satzübergreifenden* Bereich vorkommen (vgl. Abb. 12), zwei Szenarien entworfen werden, nämlich a) eines auf der Basis des diskutierten Defaults ('Standarderwartung zur Kompensierung nicht gesetzter Wegweiser im Bereich der Verknüpfungsbeziehungen'), der dadurch legitimiert ist, dass die Sätze im Lead und auch diejenigen im letzten Absatz kausal, die Sätze im dazwischen liegenden Textteil dagegen additiv verknüpft sind, und b) ein Szenario ohne diesen Default.

Im Falle von a) bräuchten die Verstehenssubjekte beim Lesen des Leads und des letzten Absatzes lediglich die beiden Relationen *DATUM/FAKTUM-BEHAUPTUNG* und *GEGENBEHAUPTUNG-DATUM/FAKTUM* in Rechnung zu stellen, und im 'Hauptteil' des Textes ergäbe sich die Wahlmöglichkeit *ANFÜHRUNG* oder *AUSNAHME*. Im Falle von b) hingegen würde der Hypothesenraum bei allen drei Textteilen immer aus allen vier Relationen bestehen.

Was die Aspekte Effizienz und potenzielle Missverständnisse anbelangt, können die beiden Szenarien wie folgt beurteilt werden: Szenario a) ist zwar effizienter, gleichzeitig aber auch riskanter als Szenario b). Effizienter in *der* Hinsicht, dass bei

³⁸⁸Für den *teilsatzübergreifenden* Bereich kann die Grösse des Hypothesenraums eher noch verlässlicher angegeben werden als im *Zwischensatzbereich*, weil sich im *teilsatzübergreifenden* Bereich die relativ deutlichsten Unterschiede zwischen ersetzbaren und nicht ersetzbaren Konnektiva zeigen.

den Vorkommnissen im Lead und im letzten Absatz nur noch entschieden werden muss, ob es sich um einen Fall der Regelmässigkeit *DATUM/FAKTUM-BEHAUPTUNG* oder *GEGENBEHAUPTUNG-DATUM* handelt, und effizienter auch insofern, als im dazwischen liegenden Textteil nur die Entscheidung ansteht, ob die Vorkommnisse Fälle von *ANFÜHRUNGEN* oder *AUSNAHMEN* sind. Mit dieser Effizienz einher geht dann freilich auch ein grösseres Verstehens-Risiko: Immer dann, wenn der Text den Erwartungen zuwiderläuft, wenn also kausale Relationen realisiert sind, aber additive erwartet werden (was im Beispieltext zweimal der Fall ist) oder wenn, umgekehrt, additive Relationen erwartet, aber kausale realisiert sind (dieser Fall ist im Beispieltext zwar nicht belegt, wäre aber sonst wohl nichts Aussergewöhnliches), birgt Szenario a) die Gefahr, den relationalen Gehalt zwischen den Sätzen 'nicht adäquat' zu verstehen.³⁸⁹

Diese Art mutmasslich inadäquaten Verstehens ist zwar nach Szenario b) nicht ganz auszuschliessen, aber doch weit weniger wahrscheinlich, weil hier ja, wie ausgeführt, immer zwei additive *und* zwei kausale Relationen zur Auswahl stehen, und dies eben unabhängig vom Ort des Auftretens der Konnektoren. Kehrseite des geringeren Risikos bei Szenario b) wäre dann eine geringere Effizienz, weil das Ausschlussverfahren zeitintensiver würde. Kleinere Effizienz bedeutet indessen nicht Ineffizienz, denn zwei der vier Optionen nach Szenario b) dürften aufgrund von kotextuellen Indizien relativ rasch ausschliessbar resp. als zutreffend erkennbar sein: das sind die Relationen *Ausnahme* und *Gegenbehauptung-Datum*. Beiden Beziehungen gemeinsam ist gemäss Sanders et al. (1992) das Merkmal Negation, und dieses Merkmal dürfte die Auswahlprozedur beschleunigen, da es in Texten sprachlich explizit, häufig in Form von Negationspartikeln, realisiert wird.

Relativ geringes Risiko bei relativ grosser Effizienz: das spricht jetzt doch recht deutlich für die Plausibilität von Szenario b) - und damit eher gegen den diskutierten Default. Das ist ein ziemlich überraschender Befund, denn aus rein theoretischer Sicht erschien ein solcher Default beinahe unverzichtbar (vgl. oben, Kap. 4.4.6.2 b)).

Im Unterschied dazu lässt sich der zweite Hauptbefund der Studie nur bedingt für die Rekonstruktion der Inferenzen beim Verstehen *des Beispieltextes* nutzen. Wenn festgestellt wurde, dass der Gedankenstrich als polyvalenter Indikator lexikalisch nicht explizierter Konnektoren angesehen wird, dann folgt daraus zwar, dass der Hypothesenraum beim Erschliessen solcher Beziehungen sehr gross sein dürfte, bedeutend grösser noch als beim Punkt (die Daten des Samples weisen darauf hin, dass mit nicht weniger als 7 verschiedenen, darunter 6 kausalen Relationen zu rechnen wäre), und das wiederum unterstreicht noch einmal, wie tentativ und risikoreich das Geschäft der Abduktionen in diesem Bereich ist (beim Verstehen) *und* bleibt (beim Interpretieren).³⁹⁰ Aber all das sagt wenig über den Text "Ferien im All" aus, denn das dominante interpunktueller Mittel zur Andeutung von Konnektoren im Beispieltext ist ja nicht der Gedankenstrich, sondern der Doppelpunkt (vgl. Abb. 12). Und in diesem Bereich kann man die Daten angesichts der relativen grossen interindividuellen Schwankungen höchstens dahingehend auslegen, dass die Erwartungen in Richtung bestimmter kausaler Relationen gehen, wobei die

³⁸⁹Nicht adäquat' gemessen an den in Abb. 12 ausgewiesenen Interpretationen der Konnektoren.

³⁹⁰Dieser Sachverhalt böte Anlass für eine sprachkritische Bemerkung: Wenn es so ist, dass Konnektoren, die nur durch Gedankenstrich indiziert sind (was v.a. innerhalb von komplexen Sätzen recht häufig ist), den Leser im Ungewissen darüber lassen, wie sich die Satzteile zueinander verhalten (sollen), dann lässt sich daraus die Forderung ableiten, den Gedankenstrich in komplexen Sätzen möglichst sparsam zu verwenden. Eine solche Forderung gälte aber nicht generell, sondern wäre sofort einzuschränken auf bestimmte Textsorten, zumal auf informationsbetonte Texte. Ganz anders präsentierte sich die Situation dagegen beispielsweise für literarische Texte: hier würde man wohl die Vieldeutigkeit bezüglich der Art der Verknüpfung von Aussagen gerade zu den Qualitätsmerkmalen eines Textes zählen.

Beziehungen *GRUND-FOLGE*, *DATUM/ FAKTUM-BEHAUPTUNG* und *BEHAUPTUNG-DATUM/ FAKTUM* eine zentrale Rolle spielen dürften (vgl. Abb. 13, Spalte "D", jeweils +89, 66%).³⁹¹

Interessant sind die Befunde zum Gedankenstrich als Konnektoren-Indikator dann allerdings in ganz anderer Hinsicht: Die Vielzahl und Vielfalt der Verknüpfungsbeziehungen, die der Gedankenstrich gemäss den Befragten anzeigen kann, spiegelt sich nämlich in grammatischen Referenzwerken und Wörterbüchern nur sehr bedingt (vgl. besonders Heuer ²³1997, 1516ff; Duden Bd. 1, ²¹1996, 32f.). Wenn es bei Heuer (ebd., 1519-20) etwa heisst, mit dem Gedankenstrich solle "das Folgende deutlicher abgehoben oder die Spannung erhöht werden" oder: der Gedankenstrich sei geeignet, den Leser "auf eine unerwartete Wendung vorzubereiten.", dann ist das schon sehr wenig verglichen mit dem, was die ProbandInnen diesem Verknüpfungsmittel alles an relationalem Potenzial zuschreiben (eine vergleichbare Diskrepanz gibt es übrigens auch beim Doppelpunkt, vgl. Heuer, ebd., 1508ff; Duden, ebd., 29 u. 41.). Zu stark gewichtet wird in diesen Referenzwerken m.E. die *kataphorische Funktion* des Gedankenstrichs; weitgehend vernachlässigt wird dessen *relationales* Potenzial.

e) Verweisungsbeziehungen

Die Überlegungen zu den Verweisungsbeziehungen im Beispieltext sind gleich aufgebaut wie die Besprechung der Verknüpfungsbeziehungen: Wiederum geht eine genaue Textanalyse der Rekonstruktion von Inferenzen voran. Die textanalytischen Befunde werden zunächst in Form von tabellarischen Übersichten präsentiert und diskutiert (Abb. 14-1 bis 14-3: gegenstands- und raumbezogene Verweisungen; Abb. 14-4: personale Referenz; Abb. 14-5: temporale Referenz).³⁹² Die Modellierung abduktiver Leistungen schliesst dann an diese Befunde an.

Abb. 14-1 bietet eine Übersicht über die *gegenstands- und raumbezogenen Verweisungen*. Da im Artikel "Ferien im All" gegenständliches Referieren themabedingt oft einhergeht mit räumlichen Verweisen (in offensichtlicher Weise z.B. bei den Komposita "Space-Inn", "Weltraumprojekt" und "himmlische Herberge"), diskutiere ich die "Konsistenz des Was" und die "Konsistenz des Wo" des Berichteten (Gernsbacher 1990) nicht separat, sondern integral, vermerke aber in der Tabelle den m.E. jeweils dominanten Aspekt (vgl. die Spalte 'Bezugsobjekt' in Abb. 14-1).

Zur Erläuterung von Abb. 14-1:

Die Terminologie in der Spalte "**Verweistyp**" ist auf die Diskussion in Kap. 4.4.2.ii) bezogen. Angesetzt werden 5 Verweistypen: Substitution, Kontiguität, Lexemrekurrenz mit Koreferenz, Rekurrenz eines Lexemverbandes mit partieller Koreferenz und koreferente Proformen. Ausserdem wird bei den Substitutionen danach unterschieden, wie die Ersetzungen abgestützt sind; unterschieden werden 3 Fälle: i) konventionell gestützte Substitutionen (z.B. "Ballspiele" als Unterbegriff zu "Vergnügen"), ii) enzyklopädisch gestützte Substitutionen (z.B. "Hotel" als Substituens

³⁹¹Im Einzelnen bedeutet das, dass z.B. die durch Doppelpunkt indizierte Verknüpfung im Satz "Die Pläne für dieses Weltraumprojekt sind längst fertig: 70 Millionen Franken will der japanische Baukonzern Shimizu in seine himmlische Herberge stecken." (vgl. Abb. 12, R_d, TS₃₋₁, TS₃₋₂) als kausale Relation, genauer, als Fall von einer *GRUND-FOLGE*- oder einer *DATUM-BEHAUPTUNG*- oder einer *BEHAUPTUNG-DATUM*-Relation verstanden würde. Und in der Tat: alle drei Varianten können auch als adäquate Interpretation des relationalen Gehalts dieser Textstelle gelten (vgl. ebd. neben R_d auch R_m, R_o, R_r und R_t - alles Vorkommnisse, die ich als Fälle der Beziehung *BEHAUPTUNG-DATUM* interpretiert habe).

³⁹²Zur Begründung der hier vertretenen Vierteilung referentieller Beziehungen vgl. oben, Kap. 4.4.5.b), Abschnitt ii).

zu "Holiday-Inn") und iii) ad-hoc gestützte Substitutionen (z.B. "Kreisel" zum Substituendum "Herberge", also Ersetzungen, die vorwiegend auf der momentanen Verwendungssituation basieren).³⁹³

Die Präzisierungen bei den **Bezugs- (=BA)** resp. **Verweisungsausdrücken (=VA)** in Form von tiefgestellten Buchstaben und Zahlen sollen das 'Verweisungsnetz' im Text verdeutlichen. Es gelten die folgenden 'Kodierungen': D=Ausdruck aus der Dachzeile ("Erde"), T1=erster Ausdruck des Titels ("Ferien"), T2=zweiter Ausdruck des Titels ("All"); erste Zahl nach BA: in der Reihenfolge ihres Auftretens durchnummerierte Bezugsausdrücke; erste Zahl nach VA: identifiziert den zugehörigen BA; zweite Zahl nach VA: zeigt an, der wievielte VA sich auf einen BA bezieht. Beispielsweise bedeutet die Notation "VA_{T212}" in Zeile 53, dass "All" der zwölfte Verweisungsausdruck ist, der sich auf den zweiten Titelausdruck bezieht.³⁹⁴

Die **"Verweisrichtung"** der Ausdrücke (*anaphorisch* oder *kataphorisch*) kann nicht immer eindeutig festgelegt werden. Z.B. nimmt "Space-Inn" (Zeilen 1-2) einerseits die beiden Titelausdrücke "Ferien" und "All" wieder auf, wäre also eine Rückverweisung, kann aber andererseits auch als Vorverweis interpretiert werden (der bestimmte Artikel in der Verschmelzung "im" würde dann ankündigen, dass im Folgenden Genaueres über das "Space-Inn" zu erfahren ist). Ein analoger Fall ist z.B. "himmlische Herberge" (Zeile 8). Solche Ausdrücke haben anaphorische *und* kataphorische Funktion - und gerade das macht sie für die Rezeption zu besonderen, weil 'zweiseitigen' Orientierungspunkten.

Die Angabe der **"Verweisdistanz"** bezieht sich immer auf die (insgesamt viel häufigeren) anaphorischen Verweise. Bei der Unterscheidung von absatzübergreifenden (=aü), satzübergreifenden (=sü) und teilsatzübergreifenden (=tsü) Rückverweisen gelten die gleichen Operationalisierungen wie bei den Verknüpfungsbeziehungen (vgl. die Erläuterungen zu Abb. 12).

In der Spalte **"Korrelate im Bild"** sind Text-Bild-Beziehungen vermerkt. Die drei zum Bericht gehörenden Bilder sind wie folgt nummeriert: kleines Bild der Erdkugel oben links = Bild 1; Aussenansicht des "Space-Inn" (grosses Bild) = Bild 2, wobei Vg.=Vordergrund und Hg.=Hintergrund; Innenansicht eines Gästezimmers (kleines Bild unten) = Bild 3.³⁹⁵

Mit **"Wissensdeixis"** ist hier das Verweisen auf ein als gemeinsam unterstelltes, schematisch organisiertes Vorwissen gemeint (vgl. dazu ausführlich oben, Kap. 4.4.5.b), ii), die Diskussion um Frames im Sinne von raumbezogenem, situations-typischem Wissen). Auch diese Art der Deixis ist, ähnlich wie bei den "Korrelaten im Bild", weit weniger direkt indiziert, als es bei den prototypischen Formen des Zeigens auf einen Punkt im Text der Fall ist (vgl. z.B. das Personalpronomen "sie"

³⁹³Die Grenzen zwischen diesen Formen der Substitution sind allerdings fast immer unscharf, und oft sind gleichzeitig zwei Formen von Substitutionen im Spiel. Beispielsweise basiert die Ersetzung von "Gästezimmer" durch "Kabinen" einerseits auf allgemeinerem Wissen, ist also enzyklopädisch gestützt; der Zusammenhang ergibt sich aber andererseits auch durch die aktuelle Verwendungssituation (im Kontext von Weltraumunternehmungen ist "Kabinen" ein naheliegender Ersetzungsausdruck für "Gästezimmer").

³⁹⁴Ob ein Ausdruck als Bezugs- oder aber als Verweisungsausdruck angesehen wird, hängt zu einem beträchtlichen Teil davon ab, welche Textstelle wann gelesen wird. Einfachheit halber gehe ich davon aus, dass zuerst das Titelgefüge, dann das Lead und dann der Lauftext gelesen wird. Nimmt man dagegen an, dass zuerst die Bildlegenden gelesen werden, ergeben sich Verschiebungen. Wird z.B. die Legende zu Bild 2 zuerst gelesen ("Weltraum-Projekt..."), wäre der Titelausdruck "im All" bereits als Rückverweis zu interpretieren. Solche Varianten berücksichtige ich in der Folge nicht weiter.

³⁹⁵Zwar gibt es eine gewisse Analogie zwischen bildunterstützten verbalen Ausdrücken in geschriebenen Texten und situationsdeiktischen Ausdrücken in mündlichen Texten, aber diese Analogie geht m.E. zu wenig weit, als dass ein Terminus "Bilddeixis" gerechtfertigt wäre. Situationsdeiktische Ausdrücke sind in der Regel viel eindeutiger (und, wie z.B. in "Sie setzen sich am besten *ans obere Ende des Tisches*.", oft verbindlicher) als verbale Ausdrücke, für die sich Korrelate im Bild bezeichnen lassen.

in Zeile 10).³⁹⁶ Mit der Aktivierung von Schemawissen, das die Rezeption massgeblich steuert, rechne ich insbesondere bei den Bezugsausdrücken, also z.B. bei "Ferien" (BA_{T1}), bei "Gästezimmer" (BA₄) und bei "Verpflegung" (BA₅).

³⁹⁶Entsprechend kann man bezüglich der Frage, *welche* Ausdrücke Schemawissen aktivieren, zu ganz unterschiedlichen Lösungen kommen. Ohne empirische Untersuchungen ebenfalls kaum entscheidbar ist schliesslich auch, ob ein bestimmter Ausdruck eher ein Frame, ein Script oder beides aktiviert. Deshalb verwende ich in dieser Spalte nur den Oberbegriff 'Schema'.

Abs.	Zeilen	Ausdrücke (im Kotext)	Verweisungsbeziehungen im Text						Verweistyp	Korrelate im Bild	'Wissens- deixis'		
			Bezugsausdruck / Verweisungs- ausdruck (BA/VA)	Bezugs- 'objekt'		Richtung		Distanz					
Geg.	Raum	ana.		kata.	aü	sü	tsü						
Dachzeile		(Aussicht auf) die Erde	BA _D		x		x ³⁹⁷					Bilder 1 u. 3	
Titel		Ferien	BA _{T1}	x			x						Schema
Titel		im All	BA _{T2}		x		x					Bild 2, Hg.	Schema
1	1-2	Space-Inn	VA _{T11} /VA _{T21} =BA ₀	x	x	x	x				Kontiguität und Substitutionen ³⁹⁸		
	2	(Hoch über) der Erde	VA _{D1}		x	x		x			Lexemrek. m. Koref.	alle Bilder	
	2-3	das (erste) Hotel	VA ₀₁	x		x			x		Substitution ii)/ iii)	Bild 2, Vg.	
	3	im All	VA _{T22}		x	x		x			Lexemrek. m. Koref.	Bild 2, Hg.	
2	4-5	(Pläne für) dieses Weltraumprojekt	VA ₀₂	x	x	x		x			Substitution iii)/ i)	Bild 2	
		70 Millionen Franken	VA ₀₃ =BA ₁	x		x	x			x	Kontiguität		
	8	himmlische Herberge	VA ₀₄ =BA ₂	x	x	x	x	x			Substitution i) u. iii) / Substitution i)	Bild 2	Schema
3	10	sie	VA ₂₁	x		x		x			koref. Proform.		
	10	ein Kreisel	VA ₂₂ =BA ₃	x		x	x	x			Substitution iii)	Bild 2, Vg.	
	10	sie	VA ₂₃	x		x		x			koref. Proform.		
	11	dreht sich	VA ₃₁	x		x			x		Kontiguität		
	12-13	irdische (Schwerkraft)	VA _{D2}		x	x		x			Rek. Lexemverb. m. part. Koref.	Bild 1	
	14	des (riesigen) Kreisels	VA ₃₂	x		x		x			Lexemrek. m. Koref.	Bild 2, Vg.	

³⁹⁷Ausdrücke in Titelgefügen haben grundsätzlich ankündigende Funktion; entsprechend ist es mehr oder weniger redundant zu sagen, "Erde", "Ferien" und "All" seien kataphorische Verweise.

³⁹⁸Kontiguität: Ferien/Hotel; Substitution i): Holiday/Ferien, Substitution iii): Space-Inn/ Holiday-Inn, Substitution ii): Hotel/Holiday-Inn; Substitution i): All/ Space

Abs.	Zeilen	Ausdrücke (im Kotext)	Verweisungsbeziehungen im Text								Verweistyp	Korrelate im Bild	'Wissens- deixis'
			Bezugsausdruck / Verweisungs- ausdruck (BA/VA)	Bezugs- 'objekt'		Richtung		Distanz					
				Geg.	Raum	ana.	kata.	aü	sü	tsü			
	15	Kapseln (gleich)	VA _{T23}	x		x	x ³⁹⁹	x			Kontiguität	Bild 2, Vg.	
	15-16	die (64) Gästezimmer	VA ₀₅ =BA ₄	x		x	x	x			Kontiguität ⁴⁰⁰	Bild 3	Schema
4	18	Wegwerf-Bettwäsche	VA ₄₁	x		x		x			Kontiguität		
	18-19	Badewannen	VA ₄₂	x		x		x			Kontiguität		
	19-20	die Verpflegung	VA ₂₄ =BA ₅	x		x	x	x			Kontiguität ⁴⁰¹		Schema
	20	jener (der Astronauten)	VA ₅₁	x		x				x	koref. Proform		
	21-22	(abgepackte) Portionen	VA ₅₂	x		x				x	Substitution ii)		
	22	die	VA ₅₃	x		x				x	koref. Proform		
		23	Mikrowellenofen	VA ₅₄	x		x				x	Kontiguität	
5	25	(einige) Kabinen	VA ₄₃	x		x		x			Substitution ii) u. iii)	Bild 3	
	26	schwerelos	VA _{T24}	x	x	x		x			Kontiguität		
6	27	Liebesexperimente	VA ₂₅	x		x	x	x			Kontiguität ⁴⁰²		
	29	der Spass	VA _{T12}	x		x	x	x			Kontiguität		
	29-30	(Aussicht auf) die Erde	VA _{D3}		x	x		x			Lexemrek. m. Koref.	Bilder 1 u. 3	
	30	(nicht) billig	VA ₁₁	x		x		x			Kontiguität		

³⁹⁹"Kapseln" hat insofern auch kataphorische Funktion, als der Ausdruck im Sinne eines Vergleichswortes zuerst eingeführt und erst anschliessend präzisiert wird ("Gästezimmer"). Dominant ist aber m.E. die anaphorische Funktion (Kontiguitätsbeziehung zu "AlI" (BA_{T2})).

⁴⁰⁰Substitution iii) bezügl. VA_{T23}

⁴⁰¹Dass "Verpflegung" begriffliche Nähe zu "himmlische Herberge" aufweist, ist nicht zwingend. Denkbar wären auch Rückbezüge auf BA_{T1} und/ oder auf BA₀. Deutlich ist hingegen die 'Scharnierfunktion' von "Verpflegung": der Ausdruck wirkt anaphorisch (indem er einen Aspekt des eingeführten Rahmenthemas aufgreift) und kataphorisch (indem er als neuer Bezugsausdruck dient).

⁴⁰²Die "Liebesexperimente" hängen buchstäblich etwas in der Luft: ich interpretiere den Ausdruck rückverweisend auf und in begrifflicher Nähe zu "himmlische Herberge" (=BA₂). Man könnte ihn allerdings auch als auf "Spass" (VA_{T2}) vorverweisend interpretieren, wobei "Spass" dann der ersetzende Oberbegriff für "Liebesexperimente" wäre.

Abs.	Zeilen	Ausdrücke (im Kotext)	Verweisungsbeziehungen im Text								Verweistyp	Korrelate im Bild	'Wissens- deixis'
			Bezugsausdruck / Verweisungs- ausdruck (BA/VA)	Bezugs- 'objekt'		Richtung		Distanz					
				Geg.	Raum	ana.	kata.	aü	sü	tsü			
	31	rund eine Million Franken	VA12	x		x		x			Rek. Lexemverb. mit part. Koref.		
	32	All(-Touristen)	VAT25		x	x		x			Rek. Lexemverb. mit part. Koref.	Bild 2, Hg.	
	33	Aufenthalt	VAT13	x		x		x			Substitution i)		
	33	im Weltraum	VAT26		x	x		x			Substitution i)	Bild 2, Hg.	
	33	bezahlen	VA13	x		x		x			Kontiguität		
7	34-35	Weltraum-Hotel	VA26	x	x	x		x			Substitution i) u. iii)	Bild 2, Vg.	Schema
	35	Vergnügen	VA27 =BA6	x		x	x	x			Kontiguität		
	35	die	VA61	x		x				x	koref. Proform		
	35-36	(auf) der Erde	VAD4		x	x		x			Lexemrek. m. Koref.	Bilder 1 u. 3	
	36	Ballspiele	VA62	x		x				x	Substitution i)		
	36-37	schwerelosen Räumen	VAT27	x	x	x		x			Kontiguität		
	37	rotierende (Pools)	VA33	x		x		x			Kontiguität		
	37-38	Swimmingpools	VA63 =BA7	x		x	x		x		Substitution i)		Schema
	38	(in) denen	VA71	x		x				x	koref. Proform		
	38	das Wasser	VA72	x		x				x	Kontiguität		
	39	Schwerkraft	VAT28	x	x	x		x			Kontiguität		
	40	Badeplausch	VA63	x		x			x		Substitution i)		
8	43	verdiente (Mitarbeiter)	VA14	x		x		x			Kontiguität		
	44-45	(auf) diese Weise	VAT14/VAT29	x	x	x		x			Substitution i) mit koref. Proform		
	45	(für ihre) Arbeit	VA15	x		x		x			Kontiguität		
	45-46	belohnt werden	VA16	x		x		x			Kontiguität		
9	47	Weltraum(organisation)	VAT210		x	x		x			Substitution i)	Bild 2, Hg.	

Abs.	Zeilen	Ausdrücke (im Kotext)	Verweisungsbeziehungen im Text								Verweistyp	Korrelate im Bild	'Wissens- deixis'
			Bezugsausdruck / Verweisungs- ausdruck (BA/VA)	Bezugs- 'objekt'		Richtung		Distanz					
				Geg.	Raum	ana.	kata.	aü	sü	tsü			
	50	kommerzielle (Nutzung)	VA17	x		x		x			Kontiguität		
	51	(Nutzung d.) Weltraums	VAT211		x	x		x			Substitution i)	Bild 2, Hg.	
	52-53	(Pläne für) solche Hotels	VA28	x		x		x			Substitution i) u. iii)	Bild 2, Vg.	
	53	im All	VAT212		x	x		x			Lexemrek. m. Koref.	Bild 2, Hg.	

Abb. 14-1: Verweisungsbeziehungen: gegenstands- und raumbezogene Verweisungen

Das gegenstands- und raumbezogene Verweisungsnetz im Artikel "Ferien im All" ist, soviel zeigt Abb. 14-1 sehr deutlich, äusserst dicht und vielfältig, und es macht - im Gegensatz zu den Befunden zur Verknüpfungsstruktur (vgl. oben, Abb. 12) - auch sprachlich einen viel 'expliziteren' Eindruck.⁴⁰³ Um angesichts dieser Vielfalt und Dichte eine Argumentationsschiene zu finden, reiche ich gleich noch eine zweite Abbildung nach, in der die Informationen aus Abb. 14-1 auf ein überschaubares Mass reduziert sind: In Abb. 14-2 sind nur noch die *Bezugsausdrücke* dargestellt. Bezugsausdrücke bilden gleichsam das Rückgrat des Verweisungs-systems; es sind Fixpunkte, die, gemessen an der Anzahl der sich auf sie beziehenden Verweisungsausdrücke, unterschiedlich gewichtet sind. Diesen Unterschieden wird in Abb. 14-2 mit verschiedenen Schriftgrössen Rechnung getragen (je grösser die Schrift, desto mehr Verweisungsausdrücke pro Bezugsausdruck):

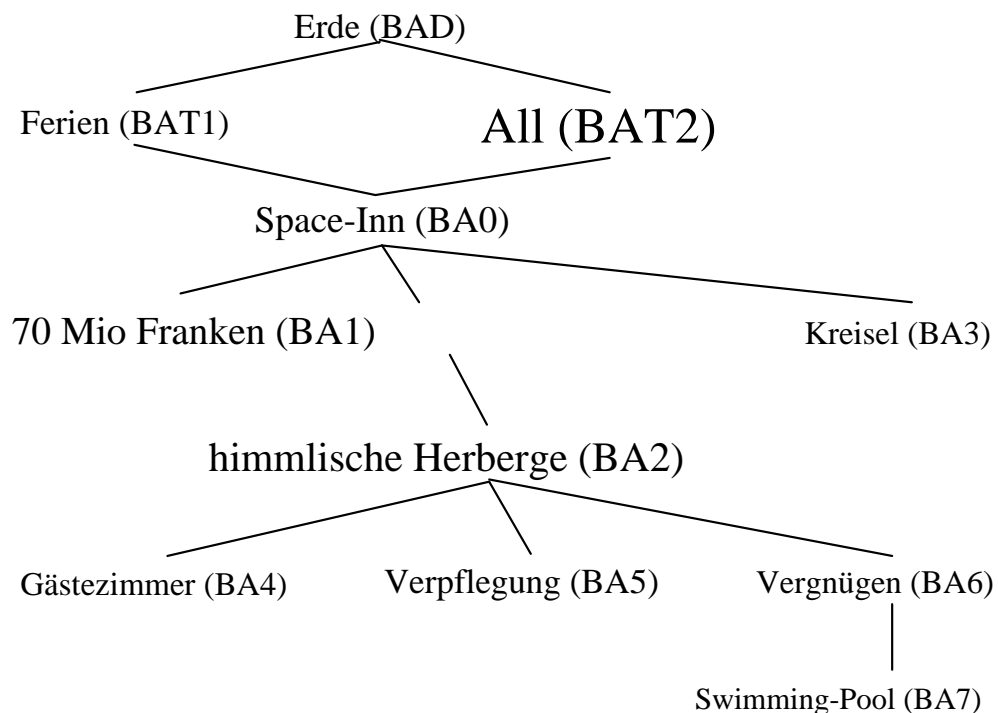


Abb. 14-2: Bezugsausdrücke im Beispieltext⁴⁰⁴

Offenbar gibt es, wie in Abb. 14-2 dargestellt, eine deutliche 'Hierarchie' zwischen den insgesamt 9 verschiedenen Bezugsausdrücken, wenn man die Anzahl der auf sie Bezug nehmenden Verweisungsausdrücke als Kriterium ansetzt: Sehr dominant

⁴⁰³Allerdings trägt der Schein auch hier; wie noch genauer zu zeigen ist, sind beispielsweise Kontiguitäten viel häufiger als Lexemrekurrenzen mit Koreferenz.

⁴⁰⁴Wenn in Abb. 14-2 (und zuvor schon in Abb. 14-1) "himmlische Herberge", "Space-Inn" und "Kreisel" als *verschiedene* Bezugsausdrücke interpretiert werden, obwohl sie sich auf das gleiche 'Objekt' beziehen, dann hat das morpho-syntaktische Gründe: Beispielsweise ist "himmlische Herberge" (Zeile 8) zwar ein Substituens zu "Space-Inn" (Z 1-2), da aber nur Erstere pronominal wieder aufgenommen wird (durch "sie" in Z 10), wofür die Genuskongruenz von Nomen und Pronomen der entscheidende Indikator ist, bekommt "himmlische Herberge" den 'Status' eines neuen Bezugsausdrucks. Würde man dagegen nur *einen* Bezugsausdruck ansetzen, liefe der pronominale Verweis ins Leere. - Mit Blick auf die Aktualgenese des Verstehens habe ich diese Ambiguität so beschrieben, dass "himmlische Herberge" *zuerst* ein Verweisungsausdruck ist (ein Substituens zu "Space-Inn", VA₀₄), der *dann* als neuer Bezugsausdruck dient (=BA₂). (Die gleiche Ambivalenz wurde oben in den Erläuterungen zu Abb. 14-1 bereits thematisiert, dort unter dem Aspekt der Verweisrichtung: Ausdrücken wie "himmlische Herberge" kann *sowohl* anaphorische *als auch* kataphorische Funktion zugeschrieben werden.)

ist "All" (12 Verweisungen), gefolgt von "himmlische Herberge" (8), "70 Mio Franken" (7) und "Space-Inn" (5). Auf die weiteren Bezugsausdrücke wird seltener verwiesen, am seltensten auf "Swimming-Pool" (2 Verweisungen).⁴⁰⁵ Das Besondere dieser Bezugsausdrücke, speziell der hoch gewichteten, ist, dass sie auch *als solche* verstanden werden müssen, damit die Kohäsionsstruktur des Textes überhaupt zur Etablierung eines kohärenten Textes genutzt werden kann.⁴⁰⁶ (Analoges gälte dann auch, beim genauen Lesen, für die Verweisungsausdrücke: auch sie müssen in ihrer Funktion *als Verweise* erkannt werden. Dagegen dürfte es für ein globales Textverständnis ausreichen, die Bezugsausdrücke zu verstehen.)

Welche Indizien zur Identifizierung eines Ausdrucks *als Bezugsausdruck* bietet der Text? Ein Blick auf Tabelle 14-1 zeigt, dass die Bezugsausdrücke auf dreierlei Weise besonders ausgezeichnet sind: i) Was ihre Verteilung im Text betrifft, kommen 2 Bezugsausdrücke im Titelgefüge vor ("Ferien" und, mit den meisten Verweisen, "All"); die restlichen 7 verteilen sich auf ebenso viele *verschiedene* Abschnitte. ii) Es handelt sich um Inhaltswörter, die in besonderem Masse dazu geeignet sind, Schemawissen zu aktivieren. iii) Bezugsausdrücke haben oft Korrelate in den Bildern. Bildunterstützte und gleichzeitig 'schemasensitive' Bezugsausdrücke im Beispieltext wären z.B. "All" (BA_{T2}), "himmlische Herberge" (BA₂) und "Gästezimmer" (BA₄). Inwieweit es sich bei i), ii) und iii) um Spezifika eines einzelnen Textes handelt, wäre natürlich erst noch zu prüfen. Allgemeinere Indizien für Bezugsausdrücke könnten i) und iii) sein, sodass die Erwartungshaltung lauten könnte, dass im Titel und dann wieder in den einzelnen Abschnitten mit mindestens einem Ausdruck zu rechnen ist, der als Fall eines Bezugsausdrucks aufzufassen ist, wobei hierfür besonders Ausdrücke mit breiten Assoziationsspektren ('schemasensitive' Ausdrücke) in Betracht kommen.

Gesetzt, Bezugs- und Verweisungsausdrücke werden als solche erkannt (während sich für die Identifikation Ersterer wenigstens mögliche Indizien anführen lassen⁴⁰⁷, bietet die Textanalyse für das Erkennen Letzterer keinen weiteren Aufschluss⁴⁰⁸), wie präsentiert sich dann die Verstehensaufgabe? Immer noch reichlich komplex, denn auch jetzt stehen noch eine ganze Reihe von 'Entscheidungen' an, darunter mindestens die folgenden: i) Zu entscheiden ist, welche Wörter wohin verweisen (die Frage nach dem Bezugsraum, also danach, ob innerhalb des externen Textes

⁴⁰⁵Es wäre interessant zu untersuchen, ob sich diese Art der Gewichtung von Bezugsausdrücken auch im mentalen Text der Verstehenssubjekte niederschlägt. Der *auf den externen Text bezogene* Befund böte dazu eine brauchbare Hypothese.

⁴⁰⁶Damit wäre bei den Inferenzen auf der Wortebene (vgl. oben, Kap. 4.2) zusätzlich auch der Aspekt zu berücksichtigen, dass einige Wörter als Fall der *textuellen* Regel(-mässigkeit) verstanden werden müssen, dass sie die Rolle von Bezugsausdrücken spielen.

⁴⁰⁷Die genannten Hinweise dürften allerdings kaum ausreichen, um einen Ausdruck als Bezugsausdruck zu erkennen. Vielmehr ist man hier auf psycholinguistische Zusatzannahmen angewiesen, z.B. jene zur Identifikation von Diskursgegenständen via Interaktion kontextueller und textueller Makrostrategien bei Kintsch & van Dijk (1983) oder jene zu Fragen der Fokussierung von Gegenständen des Diskurses im Umkreis der Szenarietheorie von Sanford & Garrod (1981).

⁴⁰⁸Die Sache ist einigermassen vertrackt, weil Verweisungsausdrücken ja oft selber wieder der Rang von Bezugsausdrücken zugeschrieben werden kann. Aufgrund dieser Ambivalenz kann man für Verweisungsausdrücke keinen einfachen 'Ex-negativo-Erkennungsmechanismus' annehmen ('was kein Bezugsausdruck ist, ist potenziell ein Verweisungsausdruck'). Und doch scheint an dieser Überlegung etwas dran zu sein: Geht man, unter dem Gesichtspunkt der Effizienz, von der These aus, dass die Rezipierenden versuchen könnten, mit möglichst wenigen Bezugsausdrücken über die Runden zu kommen, müssten sie, komplementär dazu, möglichst viele der zu verarbeitenden Verweisungsausdrücke an verstandene Bezugsausdrücke (im Sinne von kognitiven Referenzpunkten) anschliessen. (Möglicherweise böten die „Hemmungsmechanismen“, die Gernsbacher (1990) in psycholinguistischen Experimenten für das Verstehen bestimmter Wörter nachgewiesen hat, interessante Anhaltspunkte für eine solche These.)

und/ oder auf Bilder und/ oder auf Schema-Wissen verwiesen wird)⁴⁰⁹; ii) zu entscheiden ist, beim externen Text, die Frage nach der Verweisrichtung und -distanz; iii) zu entscheiden ist, in welchem Verhältnis genau Bezugs- und Verweisungsausdrücke stehen (die Frage nach den Verweistypen).

Hinsichtlich der Verstehensaufgaben ii) und iii), auf die ich mich in der Folge beschränke, führen Befunde aus der detaillierten Aufschlüsselung der Verweisstruktur in Abb. 14-1 einen Schritt weiter:

ii) Die meisten Verweisungsausdrücke nehmen bereits Eingeführtes wieder auf (im Beispieltext sind anaphorische Verweise ca. fünfmal häufiger als kataphorische), und die Verweisdistanz ist mehrheitlich ziemlich gross (absatzübergreifende Verweise dominieren in einem Verhältnis von ca. 10:1 über die satzübergreifenden). Aufgrund des ersten Befundes kann man vermuten, dass das Vorkommen 'Verweisungsausdruck' routinemässig als Fall der Regelmässigkeit *Rückverweis* verstanden wird, und zwar, gemäss dem zweiten Befund, als absatzübergreifender Rückverweis, wobei die genannten Zahlenverhältnisse tendenziell auf übercodierte Abduktionen schliessen lassen, da Abweichungen von diesem Muster selten und deshalb wenig wahrscheinlich sind. - Wenn es im Beispieltext also in mehreren Fällen so ist, dass sehr oft, nämlich zwischen fünf und bis zu zwölf Mal, auf *einzelne* Bezugsausdrücke *zurückverwiesen* wird (z.B. "Gästezimmer" (VA₀₅) - "Space-Inn" (BA₀) oder "All" (VA_{T12}) - "All" (BA_{T2})), und das eben über mehrere Abschnitte hinweg, dann könnte man für die Modellierung der aktualgenetischen Verhältnisse die folgende These ableiten: Die Konzepte, die mit diesen besonderen Bezugsausdrücken verbunden sind, müssen während eines Grossteils der Lektüre aktiviert sein. Sind sie es nicht, laufen die Rückverweise ins Leere bzw. die Konzepte müssten *reaktiviert* werden, wenn kohärentes Verstehen resultieren soll. Ist es Zufall, dass das Text-Bild-Arrangement des Artikels für diesen letzteren Fall weitestgehende Unterstützung bietet? Dadurch, dass die meisten Bezugsausdrücke bildunterstützt sind (vgl. Abb. 14-1, zweitletzte Spalte), dürfte deren Reaktivierung jedenfalls ganz entscheidend erleichtert werden. Ob Zufall oder nicht: Die für das *Sprachverstehen* eher ungünstige Verweisungsstruktur des Beispieltextes scheint durch das Text-Bild-Gefüge wieder kompensiert zu werden.

iii) Für die Etablierung von Kohärenz besonders relevant ist zweifellos, wie genau die Rezipierenden Bezugs- und Verweisungsausdrücke aufeinander beziehen. Zu dieser Frage bietet Abb. 14-1 einige Anhaltspunkte in Form der dort versuchten Klassifikation von Verweistypen. Eine Auszählung der fünf unterschiedenen Verweistypen ergibt das folgende Bild: Am häufigsten sind *Substitutionen* (25 Verweise; konventionell gestützte Substitutionen auf der einen Seite und enzyklopädisch sowie ad-hoc gestützte auf der andern halten sich in etwa die Waage), und ähnlich dominant sind auch *Kontiguitäten* (23), wohingegen die *Lexemrekurrenz mit Koreferenz* - also jener Verweistyp, der üblicherweise als Prototyp einer sprachlich expliziten Verweisung angesehen wird - nur siebenmal vorkommt.⁴¹⁰ Vergleichsweise selten sind auch die beiden weiteren Verweistypen: *koreferente Proformen* gibt es 7, *Rekurrenz eines Lexemverbandes mit partieller Koreferenz* kommt dreimal vor. Demnach handelt es sich also beim Verweisungsnetz des Artikels, entgegen dem ersten Eindruck, keineswegs um ein sprachlich besonders explizites:

⁴⁰⁹Eine weitere, hier nicht mehr näher beachtete Möglichkeit, wären dann intertextuelle Verweise (vgl. oben, Kap. 4.4.3.e)).

⁴¹⁰Drei wörtliche Wiederaufnahmen des Bezugsausdrucks "Erde" (BA_D) - Zeilen 2, 29 und 35; drei Rückverweise auf "All" (BA_{T2}) - Zeilen 3, 32 und 53; eine Wiederholung des Bezugsausdrucks "Kreisel" (BA₃) - Zeile 14.

zu selten ist die Lexemrekurrenz mit Koreferenz und zu häufig sind v.a. die Kontiguitäten.⁴¹¹

Nun besteht die Aufgabe für die Verstehenssubjekte natürlich nicht darin, diesen oder jenen Verweisungsausdruck als Fall z.B. einer Substitution oder Kontiguität usw. zu erkennen, sondern die massgebende Frage wird lauten, ob und wie genau der im Moment zu verstehende Ausdruck zu einem verstandenen Bezugsausdruck passt, denn das - nur das - hat unmittelbare Konsequenzen für die weitere Etablierung eines mentalen Textes. Zu 'entscheiden' wäre demnach, ob Fälle von Koreferenz oder von partieller Koreferenz vorliegen oder ob es sich um nicht koreferente Ausdrücke handelt: *Koreferente Verweise* nehmen verstandene Bezugsausdrücke wieder auf resp. führen sie weiter und verstärken so *kognitive Referenzpunkte*; *partiell koreferente* Verweise differenzieren diese Referenzpunkte und *nicht koreferente* könnten ein Hinweis darauf sein, dass ein neuer kognitiver Referenzpunkt zu etablieren ist.

Unter diesen funktionalen Vorzeichen lassen sich die Verweistypen zu zwei Gruppen zusammenstellen: *koreferente Verweistypen* (Substitution, Lexemrekurrenz mit Koreferenz, koreferente Proformen) und *partiell koreferente Verweistypen* (Kontiguität, Rekurrenz eines Lexemverbandes mit partieller Koreferenz). Noch einmal eine andere Gruppierung der Verweistypen ergibt sich, wenn man nach Klassen von Indizien fragt, aufgrund derer Rezipierende z.B. eine Substitution als koreferenten oder eine Kontiguität als partiell koreferenten Ausdruck identifizieren und entsprechende Abduktionen absichern könnten. Hier lässt sich unterscheiden zwischen einem Verweistyp, der *nur* aufgrund von morphosyntaktischer Information identifizierbar ist (koreferente Proformen), zwei Verweistypen, die *nur* aufgrund von 'kontextuellen Informationen i.w.S.' (Bilder und top-down beigebrachtes Wissen) zu eruieren sind (Substitutionen und Kontiguitäten)⁴¹², und zwei Verweistypen, für deren Identifikation prinzipiell *beide* Informationsquellen in Frage kommen (Lexemrekurrenz mit Koreferenz und Rekurrenz eines Lexemverbandes mit partieller Koreferenz).

Diese beiden für die Rezeption zentralen Einteilungsgesichtspunkte der Verweistypen - ein funktionaler (was bewirken sie?) und ein formaler (woran lassen sie sich erkennen?) - können folgendermassen aufeinander bezogen werden:

	Koreferenz	partielle Koreferenz
morphosyntaktische Indizien	<i>koreferente Proformen</i>	-
kontextuelle Indizien i.w.S. (Bilder u. Top-down-Informationen)	<i>Substitution</i>	<i>Kontiguität</i>
morphosyntaktische und kontextuelle Indizien i.w.S.	<i>Lexemrekurrenz mit Koreferenz</i> ⁴¹³	<i>Rekurrenz eines Lexemverbandes mit partieller Koreferenz</i>

Abb. 14-3: Funktionen von und Indizien für Verweistypen

⁴¹¹'Einfachheit' braucht also keineswegs mit der sprachlichen Explizitheit des Verweissystems zu korrespondieren.

⁴¹²Der Ausdruck 'kontextuelle Informationen i.w.S.' ist ein sehr behelfsmässiger. Zu sagen, dass es sich hierbei um nicht-sprachliche Informationen handelt, wäre zwar eleganter, aber genau genommen falsch, denn mindestens bei der Identifizierung konventionell gestützter Substitutionen (z.B. Hyperonymie-Hyponymie-Relationen) ist Sprache - in Form von sprachlichem Wissen - mit im Spiel.

⁴¹³Lexemrekurrenz muss nicht zwangsläufig mit Koreferenz einhergehen, möglich ist auch *partielle* Koreferenz (ein solcher Fall wird unten, unter den personenbezogenen Verweisungen am Beispiel von "Gäste" diskutiert).

Auf dieser Grundlage soll nun eine ausgewählte Textstelle 'durchdekliniert' werden mit dem Ziel, die Inferenzen, die für das Verstehen der gegenstands- und raumbezogenen Verweisungen ausschlaggebend sind, zu rekonstruieren. Als Beispiel dient das Lead des BLICK-Artikels, in dem die Verweisungsausdrücke "Space-Inn" (Zeilen 1-2), "Erde" (2), "All" (3) und "Hotel" (3) zu verstehen sind ('Folie' der Rekonstruktion ist Abb. 14-1):

Der erste Verweisungsausdruck ist "Space-Inn" (VA_{T11}/VA_{T21}). Dieses Vorkommnis kann auf bereits verarbeitete Ausdrücke des Titels rückbezogen und zunächst als Fall von *gegenstandsbezogener, partieller Koreferenz* verstanden werden: Der kognitive Referenzpunkt "Ferien" (BA_{T1}) wird teilweise wieder aufgenommen und dabei differenziert, eben durch "Space-Inn" (Kontiguität von "Ferien" und 'Hotel', die ihrerseits über drei implizite Substitutionen rekonstruierbar ist: über eine konventionell gestützte ("Holiday" für "Ferien"), eine ad-hoc gestützte ("Space-Inn" für "Holiday-Inn") und eine enzyklopädisch gestützte ('Hotel' für "Holiday-Inn")). Gleichzeitig kann das Bestimmungswort des Kompositums, "Space", als Fall von *räumlicher Koreferenz* verstanden werden: Vollständig wieder aufgenommen wird "All" (BA_{T2}), ein zweiter kognitiver Referenzpunkt (konventionell gestützte Substitution von "All" durch "Space"). - Unterstützt wird die erste Inferenz durch eine Top-down-Information in Form eines 'Ferien-Frames' (vgl. Abb. 14-1, Spalte 'Wissensdeixis'), das durch den Titelausdruck "Ferien" (BA_{T1}) aktiviert werden dürfte (man 'weiss', dass zu Ferien Hotels gehören). Diese Information sollte für eine übercodierte Abduktion ausreichen, da es kaum gleich wahrscheinliche Alternativen gibt, d.h.: "Space-Inn" ist eine räumlich differenzierende Wiederaufnahme von "Ferien"; das Vorkommnis ist ein Fall der hypostasierten Regelmässigkeit 'partielle Koreferenz'⁴¹⁴. Auch für die zweite Inferenz gibt es eine solide Basis: das 'Wissen' um die Konvention, dass "Space" "All" bedeuten kann. Überdies ist, das käme als zweite Sicherheit noch hinzu, schon "All" bildunterstützt (vgl. Abb. 14-1, Spalte 'Korrelate im Bild'), sodass man eigentlich sogar dann, wenn die Korrespondenz von "Space" und "All" nicht klar wäre, zum Schluss kommen müsste, dass ein Fall von räumlicher Koreferenz vorliegt. Entsprechend ist auch hier von einer übercodierten Abduktion auszugehen.

Das Gleiche, also eine übercodierte Abduktion, gilt auch für den zweiten Verweisungsausdruck des Leads: Das Vorkommnis ist "Erde" (VA_{D1}), und dieses lässt sich zweifelsfrei auf den gleichnamigen Bezugsausdruck der Dachzeile (BA_D) rückbeziehen; die hypostasierte Regelmässigkeit, unter die das Vorkommnis als Fall subsumiert werden kann, lautet: *räumliche Koreferenz*.⁴¹⁵ Der unzweideutige Indikator hierfür ist die Identität der Ausdrücke bezüglich ihrer morphosyntaktischen Merkmale (Lexemrekurrenz mit Koreferenz).

Analog dazu verhält es sich mit dem Verweisungsausdruck "All" (VA_{T22}): auch hier handelt es sich um einen Fall von anaphorischer *räumlicher Koreferenz* (wörtlich wieder aufgenommen wird der Titelausdruck BA_{T2}), und auch das ist zweifelsfrei erschliessbar, denn wiederum lässt der Indikator 'Wortwiederholung' keine Alternativen zu, sodass erneut von einer übercodierten Abduktion auszugehen ist.

Bleibt der Ausdruck "Hotel" (VA_{01}). Die Integration dieses Ausdrucks in den mentalen Text könnte auf zwei Arten erfolgen: Die erste, m.E. wahrscheinlichere Variante ist, dass "Hotel" bereits bei der Verarbeitung von "Space-Inn" erschlossen wurde

⁴¹⁴ Es ist klar, dass sich die Verstehenssubjekte nicht 'sagen' würden: "Hier liegt ein Fall von partieller Koreferenz vor." Wie oben angedeutet, dürfte für einen Rezipienten bei Verweisungen die Frage ausschlaggebend sein, ob und wie genau ein im Moment zu verstehender Ausdruck auf einen schon verstandenen Ausdruck bezogen werden kann. Die technische Sprache der Rekonstruktion liesse sich aber durchaus in eine psychologisch realere übersetzen, hier etwa: 'das zu Verstehende führt das Verstandene weiter'.

⁴¹⁵ Analog zur vorangehenden Fussnote: 'Zu Verstehendes ist identisch mit Verstandenem'.

(vgl. oben).⁴¹⁶ Gemäss dieser Variante ist "Hotel" hochgradig erwartbar, und man könnte, in Analogie zu dem von Terhorst (1995) so genannten Mechanismus der "pronominalen Besetzung"⁴¹⁷, von so etwas wie einer "nominalen Besetzung" sprechen ("Space-Inn" hat, wie in Abb. 14-1 vermerkt, als Bezugsausdruck auch kataphorische Funktion!). "Hotel" könnte aber zweitens auch erst an dieser Stelle auf "Space-Inn" rückbezogen werden und wäre entsprechend als Fall von anaphorischer *gegenstandsbezogener Koreferenz* zu verstehen (doppelte Substitution, eine ad-hoc gestützte - "Holiday-Inn" für "Space-Inn" -, und eine wissensgestützte - "Hotel" für "Holiday-Inn"). So oder so: zu verstehen gilt es, dass der kognitive Referenzpunkt "Space-Inn" weiterhin ein Brennpunkt ist, und für ein solches Verständnis sind in erster Linie die Bilder ein Garant (Bild 2, Vg. und auch Bild 3), sodass von einer Abduktion ohne weitere Absicherungsnotwendigkeiten auszugehen wäre: das Vorkommen "Hotel" ist ein Fall von gegenstandsbezogener Koreferenz.

Soweit die Illustration der Inferenzen im Bereich der gegenstands- und raumbezogenen Verweisungen.

Was die *personalen Verweisungsbeziehungen* angeht, kann ich mich kürzer fassen, da das entsprechende Verweisungsnetz viel weniger engmaschig ist und v.a. auch, weil sich die Rekonstruktion der Inferenzen im Rahmen der bisherigen Einsichten bewegt. In Abb. 14-4 sind die personenbezogenen Verweisungen im Beispieltext tabellarisch dargestellt (die Abkürzungen und Kodierungen folgen den bei Abb. 14-1 erläuterten Konventionen):

⁴¹⁶Dabei würde es sich nicht eigentlich um die "Instantiierung kategorialer Begriffe" handeln, wie z.B. bei "Messer" für "Waffe" - die sog. "Instantiierungs-Hypothese" ist in der Psycholinguistik umstritten; resümierend dazu vgl. z.B. Strohnner 1990, 230ff. -, sondern um den umgekehrten Vorgang ("Hotel" ist ein Oberbegriff zu "Space-Inn").

⁴¹⁷"Der Fall der pronominalen Besetzung liegt dann vor, wenn bereits vor der Enkodierung des Pronomens durch Topik, Subjektposition und pragmatische Hinweise ein Konzept in der Diskursrepräsentation sehr hoch aktiv ist und ein Verbindungsknoten zwischen dem hochaktivierten Konzept und dem nachfolgenden Pronomen aktiviert wird. Zum Zeitpunkt der Rezeption des Pronomens besteht somit bei übereinstimmenden lexikalischen Informationen zwischen dem Pronomen und dem Antezedenten bereits eine referentielle Verbindung. Das Pronomen zeigt hier die Erhaltung des Aktivierungswertes des hoch aktivierten Konzeptes an." (Terhorst 1995, 95).

Abs.	Zeilen	Ausdrücke (im Kontext)	Verweisungsbeziehungen im Text					
			Bezugsausdruck/ Verweisungs- ausdruck	Richtung		Distanz		
			(BA/ VA)	ana	kata	aü	sü	tsü
2	6-7	der japanische Baukonzern Shimizu	BA ₁		x			
	8	seine (himmlische Herberge)	VA ₁₁	x				x ⁴¹⁸
4	17	die Gäste	BA ₂		x			
5	27-28	Pärchen in den Flitterwochen	VA ₂₁	x		x		
6	32	die All-Touristen	VA ₂₂	x		x		
8	41	die ersten Gäste	VA ₂₃ =BA ₃	x	x	x		
	41-42	Shimizu-Boss Shinji Matsumoto	VA ₁₂	x		x		
	42-43	wichtige Kunden	VA ₃₁	x			x	
	43-44	verdiente Mitarbeiter	VA ₃₂	x			x	
	44	die	VA ₃₃	x				x
	45	(für) ihre (Arbeit)	VA ₃₄	x				x
9	47-49	Horst Schmidt von der ESA	BA ₄		x			
	54	(auch bei) uns	VA ₄₁	x			x	

Abb. 14-4: Personale Referenz

⁴¹⁸"Seine" ist ein teilsatzinterner Verweis.

Wie aus Abb. 14-4 hervorgeht, besteht das personenbezogene Verweisungsnetz im Unterschied zum gegenstands- und raumbezogenen nicht nur aus viel weniger Bezugsausdrücken (insgesamt sind es vier), sondern diese werden auch weit weniger häufig wieder aufgenommen. Beides zusammen kann als Beleg dafür genommen werden, dass die Personenebene im Beispieltext eine eher untergeordnete Rolle spielt. Quantitativ gesehen dominieren "die ersten Gäste" (BA₂) mit vier Verweisen (alle im gleichen Abschnitt), gefolgt von "Gäste" (BA₃; drei Verweise), dem "Baukonzern" (BA₁; zwei Verweise) und "Horst Schmidt" (BA₄; ein Verweis). Was die Verweistypen angeht, kommen, wie nicht anders zu erwarten, primär Substitutionen und koreferente Proformen vor (je vier 'Belege').⁴¹⁹

Zur Illustration sei an dieser Stelle ein einzelnes Beispiel herausgegriffen, und zwar dasjenige, das für das Verständnis kleinere Unsicherheiten mit sich bringen könnte. Das Beispiel betrifft "die ersten Gäste" (VA₂₃). Dieses Vorkommnis kann auf "die Gäste" (BA₂) rückbezogen und somit als Fall der Regelmässigkeit anaphorische, *personenbezogene partielle Koreferenz* verstanden werden (Lexemrekurrenz mit partieller Koreferenz). Das Vorkommnis könnte aber auch als 'vollständige' Koreferenz aufgefasst werden, und eine dritte Möglichkeit bestünde darin, "die ersten Gäste" gar nicht an Verstandenes anzuschliessen, sondern einen neuen kognitiven Referenzpunkt zu etablieren. Mehr oder weniger plausibel sind alle drei Möglichkeiten - je nach Gewichtung kotextueller Indizien und/oder je nach Lese(r)strategie. Bei genauer Lektüre (und beim Interpretieren) erscheint die erste Möglichkeit als wahrscheinlichste ("die *ersten* Gäste" sind eine Teilmenge der "Gäste"), beim schnellen Lesen könnte sich Variante zwei einstellen ('Überlesen' des präzisierenden Prädikats "erste" und Registrierung der Wortwiederholung) und für die dritte Variante spricht die relativ grosse Distanz zwischen Bezugsausdruck (Zeile 17) und Verweisungsausdruck (Zeile 41). Und genau das, das Offenstehen verschiedener Möglichkeiten - Koreferenz, partielle Koreferenz, keine Koreferenz - spricht für die Annahme einer *untercodierten* Abduktion: Das Vorkommnis *könnte* zunächst als Fall der Regelmässigkeit partielle Koreferenz aufgefasst werden (Wiederaufnahme von "Gäste" und Differenzierung). Die weitere und genauere Lektüre schafft dann rasch Klarheit: Die Rede ist von "wichtigen Kunden" (Zeilen 42-43) und von "verdienten Mitarbeitern" (Z 43-44), und das sind ja schon nicht gerade jene Menschen, an die man bei 'gewöhnlichen' "All-Touristen" und "Pärchen in den Flitterwochen" denken mag. Auf diesem Weg lässt sich die Hypothese "partielle Koreferenz" absichern und dadurch würde die untercodierte in eine übercodierte Abduktion überführt.

Abschliessend noch ein Blick auf die *temporalen Verweisungsbeziehungen*. Zeitliche Angaben in einem Text sind ja *relative* Angaben (vgl. z.B. Duden Bd. 4, 144), und zwar in dem Sinne, dass sie in Bezug auf das *hic et nunc des Meinens und Verstehens* zu beurteilen sind. Für die Textrezeption bedeutet das, dass der Verstehenszeitpunkt der Ausgangspunkt ist, von dem aus geschilderte Handlungen und Ereignisse als z.B. etwas Gegenwärtiges oder Zukünftiges verstanden werden.⁴²⁰ Relativ sind zeitliche Angaben dann aber v.a. auch insofern, als sie ein eigenes Subsystem innerhalb des gesamten Verweisungssystems bilden, eben das temporale (eine 'vorzeitige' Handlung in einer Reportage beispielsweise ist vorzeitig relativ zum Hauptereignis).

Unter diesen Prämissen bestünde die Rezeptionsaufgabe einerseits darin, die berichteten (Teil-)ereignisse im temporalen Subsystem des Artikels aufeinander zu

⁴¹⁹Hinzu kommen je eine Lexemrekurrenz mit partieller Koreferenz und eine Rekurrenz eines Lexemverbandes mit partieller Koreferenz.

⁴²⁰Im Falle der Tagespresse, dem der Beispieltext entnommen ist, fällt der Rezeptionszeitpunkt zwar nicht zwingend, aber doch wohl meistens mit der Kalenderzeit als einer Art von 'absolutem' Zeitpunkt zusammen.

beziehen, und andererseits darin, einen zeitlichen Bezug zwischen dem Berichteten und der Wirklichkeit der aktuellen Rezeptionssituation zu erschliessen. Da im analysierten Artikel für kohärentes Verstehen der zweite Aspekt ungleich wichtiger scheint als der erste, beachte ich die 'interne' Chronologie der Berichtspunkte in der Folge nicht weiter.⁴²¹

An Indizien für Schlussfolgerungen im Bereich der temporalen Verweisungen sind primär natürlich die Verbformen zu nennen, dann aber auch andere Ausdrücke mit temporaler Bedeutung.⁴²² Abb. 14-5 bietet eine Synopse dieser beiden Gruppen von Indizien im Beispieltext:

⁴²¹In welche Richtung die Modellierung diesbezüglicher Inferenzen gehen könnte, habe ich anhand von zwei Beispielen aus Givón (1995) angedeutet (vgl. oben, Kap. 4.4.5b)).

⁴²²Vgl. dazu auch die Unterscheidung von "grammar-cued" und "vocabulary cued" Informationen bei Givón (1995) oben in Kap. 4.4.5b) ii).

Abs.	Zeilen	Verben (im Kotext)	nähere Bestimmung der Verben				andere Ausdrücke mit temporalem Bezug (im Kotext)
			Modus	Tempus	Genus Verbi	Besonderes	
	Dachzeile	(Aussicht auf die Erde) [ist] garantiert	Indikativ ⁴²³	Präsens	Passiv		
1	1						Willkommen (im "Space Inn")
	2-3	soll (das Hotel im All) entstehen	Indikativ	Präsens	Aktiv	Modalverb	bald; (das) erste (Hotel)
2	4	(die Pläne) sind (längst fertig)	Indikativ	Präsens	Aktiv		die Pläne (für dieses Weltraum)-projekt (sind) längst fertig
	6	(70 Millionen Fr.) will (x in y) stecken	Indikativ	Präsens	Aktiv	Modalverb	
3	10	(sie) sieht aus (wie ein Kreisel)	Indikativ	Präsens	Aktiv		
	11	(sie) dreht sich (alle 20 Sekunden ...)	Indikativ	Präsens	Aktiv		
	12	(so) werden (70 Prozent ...) erzeugt	Indikativ	Präsens	Passiv		
	15	(am Aussenrand) liegen (die 64 Zimmer)	Indikativ	Präsens	Aktiv		
4	17	(die Gäste) schlafen (in ...)	Indikativ	Präsens	Aktiv		
	19	(Badewannen) gibt (es nicht)	Indikativ	Präsens	Aktiv		
	20	(Die Verpflegung) ähnelt (jener der ...)	Indikativ	Präsens	Aktiv		
	24	(Portionen, die heiss) gemacht werden	Indikativ	Präsens	Passiv		
5	26	(... Kabinen) sollen (schwerelos) bleiben	Indikativ	Präsens	Aktiv	Modalverb	
6	29	ist (der Spass ... nicht billig)	Indikativ	Präsens	Aktiv		
	31-33	müssen (die All-Touristen) bezahlen	Indikativ	Präsens	Aktiv	Modalverb	
7	34	(dafür) bietet (das Weltraum-Hotel ...)	Indikativ	Präsens	Aktiv		
	36	(Vergnügen, die man ... nicht) kennt	Indikativ	Präsens	Aktiv		
	39	(das Wasser an die Wände) gedrückt wird	Indikativ	Präsens	Passiv		
	40	(Swimmingpools) laden (zum Badeplausch)	Indikativ	Präsens	Aktiv		
8	41	(wer) sind (die ersten Gäste)	Indikativ	Präsens	Aktiv		(die) ersten (Gäste)
	45-46	(Mitarbeiter, die) belohnt werden	Indikativ	Präsens	Passiv		
9	51-52	(die Nutzung) ist (nicht mehr) aufzuhalten	Indikativ	Präsens	passiv. Sinn	mod. gebr.	
	53	(Pläne ...) existieren (in vielen Schubladen)	Indikativ	Präsens	Aktiv		Pläne (existieren in ...)
	Bildlegende						(Weltraum-)Projekt
	Bildlegende	(ein Zimmer ...) kostet (pro Woche ...)	Indikativ	Präsens	Aktiv		

Abb. 14-5: Temporale Referenz

⁴²³Da das finite Verb in der Dachzeile ausgespart ist, lassen sich Modus (und Tempus) nicht zweifelsfrei bestimmen. Mit Blick auf die anderen Verben im Text, die ausnahmslos im Indikativ Präsens realisiert sind, kann man aber auch hier Indikativ annehmen. Präsupponiert wäre also "ist" (nicht "wäre" oder "würde (...) sein" oder "wird (...) sein").

Ein Blick auf Abb. 14-5 macht deutlich, dass *sämtliche* Verben im Indikativ Präsens realisiert sind. Zum Indikativ-Modus und zur Zeitform Präsens liest man in den einschlägigen Grammatiken, z.B. bei Sitta & Gallmann (³1996, 41 u. 39): "Der Indikativ ist die neutrale Aussageweise, von der sich die anderen Aussageweisen abheben." und "Das Präsens ist das neutrale Tempus, von dem sich die anderen Tempora abheben." Genau, nur: Im Beispieltext gibt es keine kontrastierenden Aussageweisen, und da ist nichts, was sich von anderen Tempora abheben würde. Diese temporale 'Neutralität' hat Konsequenzen für die Inferenzen: Die Bedeutung der einzelnen Indikativ-Präsens-Formen kann nur via *präsupponierte Kontraste* zu anderen Formen erschlossen und jedenfalls nicht durch Vergleiche mit anderen Modi und Tempi im Text abgesichert werden; "Wegweiser" (Heringer) gibt es nicht. Und: Zur genaueren Interpretation der Präsens-Bedeutungen müssten die Gebrauchsarten der Verben (v.a.: Modalverben und modifizierend gebrauchte Verben), kotextuelle Ausdrücke mit zeitlicher Bedeutung und der weitere Kontext mitbedacht werden.⁴²⁴

Als allgemeiner Hypothesenraum für die im *Präsens* realisierten Aussagen ergibt sich, gemäss übereinstimmender Auskunft der Grammatiken hinsichtlich der Bezugsmöglichkeiten des Präsens (z.B. Weinrich 1993, 214; Duden Bd. 4, 145f.): die Vorkommnisse könnten Fälle von Vergangenem, Gegenwärtigem, Zukünftigem oder zeitlos Gültigem sein (sicher ist nur, dass über nicht abgeschlossene Ereignisse berichtet wird, bzw. umgekehrt, ausgeschlossen werden kann, dass es sich um abgeschlossene Ereignisse handelt, denn diese müssten im Perfekt, Plusquamperfekt oder Futur II realisiert sein, und das wären auffällige (zusammengesetzte) Zeitformen⁴²⁵). Als allgemeine Erwartung für den *Indikativ* käme hinzu, dass es sich beim Vorkommnis 'nicht abgeschlossenes Ereignis' jeweils um einen Fall von "real Möglichem" handelt⁴²⁶, unwahrscheinlich wäre dagegen beispielsweise, dass über irrealen Ereignisse berichtet wird, denn dafür werden üblicherweise die auffälligen Konjunktiv-II-Formen oder Würde-Konstruktionen gebraucht.⁴²⁷

Wie bedeutsam ko- und kontextuelle Indizien im Umfeld der Verben sind und wie diese Indizien beim Erschliessen temporaler Bezüge mit den auf die Verbformen bezogenen Erwartungen interagieren könnten, lässt sich besonders gut anhand des Textanfangs illustrieren, der hier stellvertretend etwas genauer betrachtet werden soll.

In den Eingangssequenzen sind die finiten Verben ganz ausgespart: "Aussicht auf die Erde garantiert" (Dachzeile), "Ferien im All" (Titel), "Willkommen im 'Space-Inn'" (erster Satz im Lead). Liest man nur diese Stellen, kann man zwar ausschliessen, dass es um Vergangenes oder um zeitlos Gültiges geht (beides verträgt sich schlecht mit der Rubrik "Aktuell"), aber offen bleibt, ob "Ferien im All" etwas Gegen-

⁴²⁴Bei Weinrich (1993) ist das Präsens "das Leitempus der besprochenen Welt" (213ff.) - im Gegensatz zum Präteritum als dem "Leitempus der erzählten Welt" (219ff.). Auch Weinrich akzentuiert die "Neutral-" oder "Nullperspektive" des Präsens und vermerkt dazu: "Dass man überhaupt bei einem Verb im Präsens Zeitunterschiede machen kann, ergibt sich aus dem Kontext, und zwar am eindeutigsten aus begleitenden Ausdrücken mit zeitlicher Bedeutung (...)." (ebd., 213-214)

⁴²⁵Dazu etwa Sitta & Gallmanns (³1996, 25) Zuordnung von Zeitformen und Bedeutungen.

⁴²⁶So der Duden Bd. 4, 155: "Entscheidend ist, dass die Aussage in indikativischen Sätzen als real, als gegeben, zumindest aber als real möglich hingestellt wird." In diesem Punkt geht Weinrich (1993, 198f.) weiter; seine Funktionsbestimmung des Indikativs erscheint restriktiver und für den Rezipienten verbindlicher, ist aber auch explizit am Hörer orientiert (nicht am Leser): die Rede ist da von einem "festen Geltungsanspruch" des Indikativs und davon, dass "der Hörer die geäußerte Prädikation ernst nehmen und sich darauf einstellen [soll], dass sie auch für ihn gilt, wenn er nicht, nötigenfalls durch Unterbrechung des Textflusses, Einspruch gegen sie erhebt, um damit die erklärte Argumentationsbereitschaft des Sprechers abzurufen."

⁴²⁷Beim Indikativ ist es plausibel, nur von ganz allgemeinen Erwartungen im Sinne des "real Möglichen" auszugehen. Spezifischere Erwartungen wären jedenfalls mit grossen Unsicherheiten verbunden, weil die Form-Funktionsbeziehungen bei den Modi noch vielfältiger sind als bei den Tempora.

wärtiges oder Zukünftiges sind (untercodierte Abduktion⁴²⁸). Wählt man dagegen den Einstieg über das grosse Bild und die zugehörige Legende, stösst man auf das Wort "*Weltraum-Projekt*", und das ist ein starkes Indiz für die Zukünftigkeit des Berichteten (tendenziell übercodierte Abduktion). Klarheit schafft dann der zweite Satz des Leads: "Hoch über der Erde soll bald das erste Hotel entstehen." An diesem Punkt dürften beide Leseinstiege in *eine* übercodierte Abduktion münden: "Ferien im All" *sind* ein Fall der Regelmässigkeit 'Bericht über etwas Zukünftiges'. Deutliche Indizien dafür, dass das Hotel noch nicht existiert, sind das Verb "entstehen" und das Adjektiv "erste" (das Adverb "bald" wiederum passt gut zu der auf dem Indikativ basierenden Erwartung 'real möglich'). - Und das Modalverb "soll"? Es stützt, so meine Interpretation, das Verständnis 'Bericht von etwas Zukünftigem': Beim Erschliessen der Funktion von "sollen" kommen zwar grundsätzlich mindestens fünf Varianten als Erwartungen in Frage (gemäss Duden Bd. 4, 97ff. gibt es fünf typische Verwendungsweisen von "sollen"), aber deren drei dürften schon aus formalen Gründen gar nicht in den Hypothesenraum integriert werden⁴²⁹, und eine vierte, formal mögliche Variante ("[Auf]forderung", z.B.: "Er soll auf die Post kommen", ebd. § 165) sollte aufgrund des Kontextes rasch ausgeschlossen werden können, sodass als einzige plausible Hypothese noch die Variante "berichtende Wiedergabe eines Willensaktes" (ebd., § 168) übrig bliebe.⁴³⁰ Diese Lesart von "sollen" ("berichtende Wiedergabe eines Willensaktes") verträgt sich gut mit der Inferenz 'Bericht von etwas Zukünftigem' oder stützt sie sogar, denn ein Willensakt, auch ein berichteter, geht einer allfälligen Realisierung des Willens immer voraus. So gesehen wäre das "soll" also in der Tat ein weiterer Indikator für die übercodierte Abduktion: Ferien im All (das Vorkommnis) *sind* ein Fall der Regelmässigkeit 'Bericht von etwas Zukünftigem'.⁴³¹ - Mit dieser zukunftsgerichteten Perspektive - aber nur damit - wären dann die weiteren Indikativ-Präsens-Formen des Textes in ihrer futurischen Bedeutung interpretierbar: die inexistenten Badewannen z.B. ("Badewannen gibt es nicht", Zeile 19) könnten verstanden werden als: "Badewannen sind keine vorgesehen".)

Offen bliebe dann allerdings gleichwohl - d.h. auch im Rahmen einer *Textinterpretation*, die, zum Zwecke der Rekonstruktion von Inferenzen, möglichst alle Indizien ausschöpft -, offen bliebe also gleichwohl, ob der Journalist mit "soll" eine kritische Reserve gegenüber der Wiedergabe anmeldet (auch das gehört ja zum Funktionspotenzial von "sollen") und, ganz grundsätzlich, wie ernst es dem 'Agens'

⁴²⁸Den sprachlichen Indizien nach ist die These "gegenwärtiges Ereignis" eher die plausible (die auf ein Hier und Jetzt hinweisende Begrüssungsformel, Lesart der Dachzeile als "Aussicht auf die Erde *ist* garantiert", vgl. Abb. 14-5), wohingegen allgemeineres kontextuelles Wissen die alternative These ("zukünftiges Ereignis") stützen dürfte ('wenn es das schon gäbe, hätte ich bestimmt davon gehört').

⁴²⁹Das betrifft diejenigen Varianten, die an den Konjunktiv II (§ 172 u. § 174) und an das Präteritum (§ 173) gebunden sind. Im Einzelnen sind das die Varianten: "Ratschlag, Empfehlung" (§ 172), z.B.: "Du solltest einmal einen Arzt aufsuchen." und "Zukunft in der Vergangenheit" (§ 173), z.B.: "Jenes böse Wort sollte ihn später noch gereuen." sowie "Vermutung, Zweifel" (§ 174), z.B.: "Sollte der Freund ihn belügen?".

⁴³⁰Für den raschen Ausschluss der Variante "[Auf]forderung" und dafür, dass die Hypothese "berichtende Wiedergabe eines Willensaktes" die plausibelste ist, sprechen auch die Überlegungen zu einer Superstruktur Bericht (vgl. Kap. 4.4.6.2. a)). Dort wurde postuliert, dass mit einer Superstruktur Bericht u.a. Erwartungen in Bezug auf die illokutive Rolle der Sätze verbunden sind. Angenommen wurde, dass insbesondere *darstellende* Aussagen erwartet werden können (was gegen die Aufforderungs-Variante von "sollen" spricht) und dass mit *Stellungnahmen Dritter* zu rechnen ist (was die Wiedergabe-Variante stützt).

⁴³¹Weitere Hinweise für das Erschliessen eines zeitlichen Bezugs zwischen dem Berichteten und der Wirklichkeit der aktuellen Rezeptionssituation bietet der Text nur wenige, dafür aber eindeutige, und diese Hinweise sind von gleicher Art wie die analysierten: Ausschlaggebend sind m.E. wiederum kotextuelle Ausdrücke ("Pläne", Zeilen 4 u. 53; "*Weltraumprojekt*", Zeile 4; "die *ersten* Gäste", Zeile 41), unterstützt durch Modalverben ("*will* stecken", Zeile 6; "*sollen* bleiben", Zeile 26; "*müssen* bezahlen", Zeilen 31-33) und ein modifizierend gebrauchtes Verb ("*ist* nicht mehr *aufzuhalten*", Zeilen 51-52).

dieses Willens tatsächlich ist und wer diesen Willen überhaupt zum Ausdruck gebracht hat. Dafür bietet die fokussierte Textstelle keine Anhaltspunkte: sowohl das Subjekt der wiedergegebenen Aussage als auch ein *verbum dicendi* bleiben ausgespart.

Zwar gehören die zuletzt genannten Punkte ganz offensichtlich nicht mehr zum Bereich der temporalen Referenz i.e.S., aber *etwas* Grundsätzliches zeigen sie noch einmal mit aller Deutlichkeit: Das Verstehen bleibt mitunter mit verschiedenen Unsicherheiten behaftet, und zwar selbst dann, wenn die von der Textinterpretationen aufgewiesenen Indizien für übercodierte Abduktionen auch allesamt beachtet würden. Und da dies in den meisten Fällen nicht so sein dürfte, tritt die Unsicherheit des Verstehens noch deutlicher hervor. Freilich geht es bei solchen Aussagen darum, die Perspektiven auseinanderzuhalten: Aus der *Beobachterperspektive* kann sich ein Verständnis auch dann als 'offen' oder mit Leerstellen behaftet erweisen, wenn es von den *Verstehenssubjekten* als kohärent empfunden wird. Das erinnert zurück an das Kriterium für 'hinreichende Kohärenz', das Clark 1992 für mündliche Interaktionen herausgearbeitet hat (vgl. oben, 4.4.5.c). Nach Clark versichern sich die Interaktionspartner in Gesprächen gegenseitig, dass sie sich verstehen, sie tun das aber nicht endlos, sondern solange, wie es für ihre *gegenwärtigen Zwecke* nötig ist ("to a criterion sufficient for current purposes", ebd., 148). Einem solchen Kriterium wäre in Zukunft auch in Untersuchungen zum Verstehen schriftlicher Texte vermehrt Rechnung zu tragen.

5. Zusammenfassung und Fazit

In diesem letzten Kapitel sollen die wichtigsten Argumentationsschritte und die hauptsächlichen Befunde der Arbeit zuerst zusammengefasst und dann bilanziert werden. Im Zentrum steht dabei das *Prinzip Inferenz*, das in Kap. 3 im Kontext von zeichentheoretischen Überlegungen entwickelt und in Kap. 4 anhand von Beispielen des Wort-, Satz- und Textverstehens illustriert wurde. Im Fazit soll dann auch nach möglichen Konsequenzen gefragt werden, die diese Arbeit für die empirische Inferenzforschung, die in Kap. 1 dargestellt wurde, haben könnte.

Ausgangspunkt dieser Arbeit war die Gegenüberstellung verschiedener Auffassungen von "Verstehen" in Wörterbüchern (Kap. 2).

Die Gegenüberstellung von *umgangssprachlichen* und *wissenschaftlichen* Auffassungen (**Kap. 2.1**) ergab, dass letztere zwar (erwartungsgemäss) enger sind als erstere, dass die wissenschaftliche Engführung aber nicht sehr weit geht, sondern im Wesentlichen auf die Ausgrenzung einzelner Aspekte, v.a. des "Wahrnehmens", als separate Untersuchungsgegenstände beschränkt bleibt.

Bedeutendere Unterschiede zeigten sich dagegen bei der Kontrastierung von *linguistischen* und *psycholinguistischen* Bestimmungsversuchen des Verstehens (**Kap. 2.2**): Während linguistische Ansätze zu einem Modell des Sprachverstehens tendieren, das die Ebenen der Sprachstruktur als prozessuale Instanzen wiederholt, wird in der Psycholinguistik davon ausgegangen, dass die Verarbeitungsprozesse eigene Ressourcen und Ordnungen haben können. Und: während dort der Begriff der Inferenz vielfach nur auf der pragmatischen Ebene eine Rolle spielt (und zwar eine eher nachgeordnete oder 'kompensatorische' in der Folge der Griceschen Implikaturtheorie), wird er hier seit den frühen 70er Jahren als zentraler Forschungsgegenstand für Untersuchung des Sprachverstehens angesehen (initiiert u.a. durch Experimente zu Erinnerungsleistungen von Bransford et al. 1972). Feststellen liessen sich dann aber auch Gemeinsamkeiten: Sowohl linguistische als auch psycholinguistische Ansätze betonen den konstruktiv-integrativen Charakter des Verstehens und stimmen in schon formelhaft zu nennenden Definitionen darin überein, dass es beim Verstehen um die "Herstellung einer mentalen Repräsentation des Gehaltes eines vorliegenden Textes" gehe (exemplarisch etwa E. Werlen, I. Werlen & Wyman 1992, 7).

Das Problem solcher Common-Sense-Definitionen besteht indessen nicht nur in der Verwendung klärungsbedürftiger Begriffe im Definiens (Was ist ein "vorliegender Text"? Was genau bedeutet "mentale Repräsentation"?), sondern v.a. auch im kaum reflektierten Gebrauch handlungstheoretischen Vokabulars (wie z.B. "Herstellung") für die Erklärung von Verstehen. Demgegenüber legt diese Arbeit grossen Wert darauf, dass *Verstehen* kein intentionaler Akt der Sinnsuche ist, sondern ein Vorgang, der sich vollzieht und der sich bewusster Kontrolle in der Regel entzieht. Bewusster Kontrolle zugänglich ist das *Interpretieren*: Zwar sind beim Verstehen prinzipiell die gleichen Prozesse involviert wie beim Interpretieren, aber nur das Interpretieren ist ein Handeln im Sinne der Kriterien von Handlungstheorien. Interpretieren ist eine weitergehende Auseinandersetzung mit Texten, die von einem ersten Text-Verständnis ihren Ausgang nimmt. Interpretieren ist etwas Aussetzbares und Wiederholbares, weil Kontrollierbares. Verstehen (als Vorgang) dagegen ist nicht aussetzbar, Verstehen geschieht permanent, und ein Verständnis (als 'Produkt') ist etwas Einmaliges und Flüchtliges, weil normalerweise nicht Kontrolliertes. Massgeblich geprägt ist dieses Konzept von Verstehen durch die Kritik Busses (1994, 1991) und Bieres (1989) an aktionistischen Verstehenstheorien (vgl. v.a. **Kap. 2.2.1.**)

Kap. 3 ("Verstehen und Inferieren") stellt einen Versuch dar, die zentrale Funktion von Inferenzen für das Sprachverstehen mittels zeichentheoretischer Überlegungen zu begründen.

Dazu wurde zunächst - v.a. auf der Basis von Jäger & Stetter (Hrsg., 1986) - auf *den* Zeichenbegriff Saussures rekurriert, der in den sog. "notes item" des Genfers angelegt ist (**Kap. 3.a**). Dieser Zeichenbegriff, den man einen hermeneutisch-pragmatischen nennen kann, kontrastiert scharf mit dem viel wirkungsmächtigeren, ganz für den linguistischen Strukturalismus vereinnahmten Zeichenbegriff in den "Grundfragen" bzw. im "Cours" Saussures, ist aber in besonderer Weise dazu geeignet, die durchwegs inferentielle Natur schon des Verstehens von Wortbedeutungen aufzuzeigen: Mit dem Begriff "aposeme" (physikalischer Laut als sprachliche Basis der Verständigung) und dem Begriffspaar "sème" / "parasème" entwirft Saussure in den "notes item" ein Zeichenkonzept, in dem Vorgänge des Folgerns bzw. Inferierens zwar nicht begrifflich, wohl aber der Sache nach, im Kern schon impliziert sind ("sème": das bedeutsame Zeichen, das zu etwas Bedeutsamem erst in der Verständigung und erst im Gedächtnis der Verständigungspartner wird; "parasème": das Zeichen im subjektiven Gedächtnis, das Geltung hat relativ zu anderen "sèmes"). Gemäss diesem Zeichenkonzept besteht der Beitrag des Sprachzeichens für das Zustandekommen von Verständigung nicht in seiner Bedeutungsautonomie. Ein Zeichen *hat* keine Bedeutung. Ein Zeichen, genauer: das materielle Korrelat eines Zeichens ("aposeme") *wird* etwas Bedeutsames ("sème") erst in der Verständigung, und das auf inferentiellem Weg, d.h. im Rahmen von mehr oder weniger konstanten, "individuell allgemeinen Deutungsschemata (Parasemien)". (Jäger 1986, 21)

Diese Sicht auf Zeichen bot Anlass zur Kritik an der gängigen, nicht nur in linguistischen Lehrbüchern vertretenen Auffassung vom sprachlichen Zeichen als Symbol (**Kap. 3.b**), und die Suche nach Alternativen mündete in das Postulat, das Äquivalenzmodell des Sprachzeichens sei in ein Schlussmodell zu überführen (**Kap. 3.c**). Die Rede vom Sprachzeichen als Symbol (z.B. bei Keller 1995) suggeriert, dass wir Wörter verstehen, weil wir die Konvention kennen, aufgrund derer etwas sinnlich Wahrnehmbares zum bedeutungsvollen Zeichen wird. Wenn dem so wäre, gäbe es einen Bereich konventionell determinierten, nicht-inferentiellen (Wort-)Verstehens auf der einen Seite und einen Bereich pragmatisch-inferentiellen (Satz- und Text-)Verstehens auf der anderen. Gegen diese Zweiteilung, die mit einer additiven Semantik-Pragmatik-Konzeption einhergeht, wurde in **Kap. 3.b**) angeschrieben. Mit Bezug auf Bühler (1982 [1934]), der den Andeutungscharakter von Zeichen zu den "Struktureigenheiten der menschlichen Sprache" rechnet (ebd., 172), wurde vorgeschlagen, für Sprachzeichen die Begriffe *indexikalisches* oder *symptomatisches Symbol* (statt *nur* Symbol) zu verwenden. Damit würde der zentralen Gemeinsamkeit sprachlicher *und* nicht-sprachlicher Zeichen Rechnung getragen (Eco 1985a; Symptome und Indizes sind eine Form von *Anzeichen*, die Schlussfolgerungen seitens der Verstehenden auslösen), ohne die Besonderheiten von Sprachzeichen zu vernachlässigen (deshalb nach wie vor *auch* Symbol): Im Gegensatz zu Symptomen und Indizien sind Sprachzeichen mehr oder weniger frei verfügbare Kommunikationsmittel, deren Kombinierbarkeit durch genau angebbare Verknüpfungseigenschaften geregelt ist. Diese Begrifflichkeit wäre geeignet, die Vorstellung einer rein konventionell determinierten, zweistelligen Zeichenrelation (aliquid pro aliquo; Äquivalenzmodell) zu überwinden und eine *dreistellige Zeichenrelation* nahe zu legen (Schlussmodell), vgl. **Kap. 3. c**). Dabei sollte die dritte Stelle dieser Relation, wie es Peirce vorgeschlagen hat, mit dem *Interpretanten* besetzt werden (nicht direkt mit dem Interpreten). Bei Peirce sind Zeichenausdruck und Bezeichnetes mit einem Interpretanten relationiert, der für die "Wirkung des Zeichens im Interpretieren" steht (Nöth 1985, 37), und genau das ist es, was es zur weiteren Fundierung eines inferentiellen Zeichenbegriffs noch braucht: Mit dem Interpretanten als dritter Stelle wird klar, dass es keine Bedeutungen ohne kommunikative Vollzüge gibt: Bedeutun-

gen *sind* nicht, Bedeutungen *entstehen* durch den Gebrauch von Zeichen, die Inferenzen auslösen.

In Abschnitt **3. d)** ging es darum, den Begriff der Inferenz zu schärfen. *Inferenz* wurde, im Rückgriff auf Peirce (CP 2.263 u. 5.171), als Oberbegriff für alle Schlussverfahren angesetzt, der ein analytisches (Deduktion) und zwei synthetische Verfahren umfasst (Induktion und Abduktion/ Hypothese). Hinsichtlich der Frage, *welche* Schlussfolgerungsprozeduren für das Verstehen sprachlicher Zeichen konstitutiv sein könnten, konnte an Vorarbeiten von Busse (1994, 1991) und Biere (1989) angeschlossen werden, die auf die *Abduktion* als zentrale Schlussfigur des Zeichenverstehens hinweisen.

Präziser gefasst wurde das *abduktive Schlussverfahren* in **Kap. 3. e)**, auf der Basis von Eco (1985a/b, 1977). Ein abduktives Schlussverfahren liegt dann vor, wenn ein Vorkommnis (z.B. Saussures "apostrophe") als Fall einer möglichen 'Regel' aufgefasst wird ('Regel' dann als Signifikationsregelmässigkeit), wobei aufgrund von ko- und kontextuellen Indizien verschiedene, ähnlich wahrscheinliche Regeln in Betracht gezogen werden. Knapper formuliert: Eine Abduktion liegt dann vor, wenn ein *Vorkommnis als Fall einer hypostasierten 'Regel'* verstanden wird. Dieser Vorgang impliziert zweierlei, nämlich erstens einen Such- oder Hypothesenraum (welche Regeln werden in Betracht gezogen?) und zweitens einen Abwägungs- und einen Entscheidungsmechanismus (welches ist die wahrscheinlichste Regel?), und so kommt bei der Abduktion an zentraler Stelle ein konstruktiv-kreatives und damit aber auch ein unsicheres Moment ins Spiel, das Züge des Erratens aufweist.

Von den verschiedenen Abduktionstypen, die Eco nach dem Kriterium der Plausibilität allfälliger Alternativen zur hypostasierten 'Regel' unterscheidet, wurden jene zwei Typen genauer diskutiert, die für eine inferenzbasierte Theorie des *Sprachverstehens* massgebend sein könnten: das sind die übercodierten und die untercodierten Abduktionen. Um eine *übercodierte Abduktion* handelt es sich, wenn das Erschliessen der 'Regel' quasi-automatisch erfolgt, und dazu kommt es dann, wenn Alternativen zur hypostasierten 'Regel' unwahrscheinlich sind (code-ähnlicher Status der Regel). Demgegenüber gibt es bei einer *untercodierten Abduktion* eine Reihe von ähnlich wahrscheinlichen Alternativen, aus denen die 'Regel' ausgewählt werden muss. Da in diesem Fall eine grössere Unsicherheit besteht, ob die gewählte 'Regel' auch die adäquate ist, wird sie nur provisorisch aufrechterhalten und muss weiteren Gültigkeitsproben unterzogen werden.

Auf der Grundlage dieser zeichentheoretischen Überlegungen wurde die Hauptthese der vorliegenden Arbeit formuliert. Sie lautet: *Inferenzen in Form von über- und untercodierten Abduktionen sind ein Prinzip des Sprachverstehens* (nicht nur des Verstehens von Zeichen). Postuliert wurde im Einzelnen: Für das Verstehen zusammenhängender Äusserungen sind prinzipiell die gleichen inferentiellen Mechanismen ausschlaggebend wie beim Wortverstehen. Zwar erschöpft sich Sprachverstehen nicht in der blossen Akkumulation abduktiv erschlossener Einzelzeichen, aber das für einzelne Zeichen präzierte Schlussmodell ist beschreibungsadäquat nicht nur für das Wortverstehen, sondern auch für Verstehensleistungen 'unterhalb' und, dies v.a., 'oberhalb' der Wortgrenze.

Diese These hat einen weitreichenden Anspruch - *ein* Prinzip, eben das abduktive, für die Rekonstruktion rezeptiver Leistungen auf *sämtlichen* sprachlichen Ebenen. Entsprechend umfangreich war das Arbeitsprogramm, das diese These nach sich zog: Es galt, die Relevanz des Prinzips Inferenz für das Wortverstehen *und* für das Satzverstehen *und* für das Textverstehen aufzuzeigen (überprüfen im empirischen Sinn lässt sich ein Prinzip ja nicht, ein Prinzip kann man nur zeigen).

Angegangen wurde dieses Programm unter zwei Prämissen, einer aktualgenetisch genannten und der sprachsystematischen. Die *aktualgenetische Prämisse* besagt, dass Zeichen bei den Verstehenssubjekten in linearer Reihenfolge einlaufen, wobei

in Rechnung zu stellen ist, dass Verstehen nie mit der Verarbeitung eines einzelnen Zeichens beginnt, sondern immer aus einem Kontext heraus erfolgt, und auch, dass sich Verstehen, sei es Verstehen gesprochener oder geschriebener Sprache, nicht streng linear vollzieht. Die *sprachsystematische Prämisse* besagt, dass Sprachzeichen auf verschiedenen Ebenen der Komplexität organisiert sind.

Inferenzen auf der Phonem-/ Graphemebene (Kap. 4.1) werden üblicherweise nicht zum Programm der Inferenzforschung gerechnet (etwa Rickheit & Strohner, Hrsg., 1985; Singer 1994) und wurden deshalb nur kurz gestreift. Es handelt sich aber um Verstehensleistungen, die durchaus nach dem Muster abduktiver Prozesse rekonstruiert werden können. Ein Beispiel für die Phonem-Ebene: Aufgrund eines Vorkommnisses (z.B. ein nicht vollständig identifiziertes Phonem einer Lautkette: /a/?/c/) wird hypothetisch darauf geschlossen, dass es sich beim undeutlich Gehörten um einen Fall der Regel x (Phonemfolge /a/b/c/), nicht um einen Fall der Regel y (Phonemfolge /a/d/c/) handelt.

Inferenzen beim Wortverstehen (Kap. 4.2) wurden unter den Aspekten Worterkennen und Erschliessen von Wortbedeutungen untersucht (also auf der Basis einer in der Psycholinguistik zwar üblichen, aber nicht unumstrittenen Zweiteilung des Gegenstandsbereichs Wortverstehen; Knobloch 1994, 127).

Auf der *Ebene des Worterkennens* laufen abduktive Leistungen, ebenso wie auf der Phonem-/ Graphem-Ebene, weitgehend automatisiert ab (**Kap. 4.2.1**). Die Rezeptionsaufgabe liess sich beim Worterkennen so formulieren: ein Vorkommnis in Form einer Phonemfolge oder einer Buchstabenkette (syntaktisches Wort als token) muss einem bekannten Wortmuster (Zitierform des Lexems als type) zugeordnet, also als Fall der Token-type-Korrespondenz-Regel erkannt werden. Darüber hinaus aber geht es beim Worterkennen darum, die Funktion der grammatischen Morpheme der jeweiligen token zu erschliessen (z.B. die Funktion des Numerus eines Verbs). Dieser Vorgang ist bei näherem Hinsehen ein hoch differenzierter, weil schon einfache Wortformen syntaktisch polyfunktional sein können, er lässt sich aber mit der Abduktionsterminologie exakt beschreiben. Exemplarisch diskutiert wurde dies anhand der token "schwimme, schwimmst, schwimmt, schwimmen". An Grundsätzlichem zeigte sich dabei zum einen, dass beim Worterkennen phonologisches, syntaktisches, semantisches und pragmatisches Wissen interagieren, und zum andern, dass Worterkennung kein streng sukzessiver Prozess ist, sondern auch ein erwartungsgeleiteter Vorgang, bei dem kotextuelle Vor- und Rückgriffe sowie die Beachtung kontextueller Aspekte unumgänglich sind. Ein praktisches Hilfsmittel zur Rekonstruktion von Inferenzen beim Worterkennen sind rezeptionsorientierte Grammatiken wie diejenige von Heringer (1988), weil in diesen Grammatiken die Polyfunktionalität von Wortformen sehr gut herausgearbeitet ist.

Zur Illustration des *Erschliessens von Wortbedeutungen (Kap. 4.2.2)* wurde u.a. ein Beispiel aus Busse (1994, 63f.) diskutiert. Bei diesem Beispiel geht es um die Bedeutung von "Fenster" im Satz "Das Fenster lässt sich nicht mehr schliessen.". Angenommen wird, der Satz werde von einem Sprecher geäussert, der vor dem Bildschirm eines PCs sitzt, und eine zweite Annahme ist, der Hörer dieses Satzes höre zwar das Wort "Fenster" in dieser Verwendung das erste Mal, habe aber erste Kenntnisse von Computern, sodass es möglich wäre, den Satz auch bei einem ersten Hören zu verstehen. Unter diesen Prämissen - mit Absicht wurde ein Beispiel metaphorischen Verstehens gewählt - erweist sich das Verstehen von "Fenster" als Extremfall einer untercodierten Abduktion: Ein Vorkommnis ("Fenster") wird als Fall der hypostasierten Regel "auch rechteckige Bildschirmausschnitte lassen sich als Fenster bezeichnen" verstanden. Das wäre eine mögliche, aber vorerst eine unsichere Regel (von aussen gesehen eine erweiterte Signifikationsregel) und somit eine, die in weiteren Gebrauchskontexten überprüft werden müsste. Würde sie

überprüft, z.B. durch die Konsultation von Computer-Zeitschriften, würde die Schlussfolgerung in nächsten Verstehenssituationen zu einer übercodierten Abduktion tendieren, denn die hypostasierte Regel "auch rechteckige Bildschirmausschnitte lassen sich als Fenster bezeichnen" würde sich als Bedeutungsregelmässigkeit erweisen. Anhand des Fenster-Beispiels wurde das Verhältnis von metaphorischem und wörtlichem Verstehen diskutiert, und dieses Beispiel diente auch dazu, die *Regel-Komponente* bei abduktiven Schlussfolgerungen präziser zu fassen. Argumentiert wurde, dass bei der Regelfindung *analogisches Sprachdenken* eine zentrale Rolle spielen dürfte in dem Sinne, dass ein zu verstehendes Wort über Präzedenzfälle verstanden wird, die zu einem befriedigenden Verständnis geführt haben. Herausgestellt wurde, dass so gefasste Regeln im konkreten sprachlichen Verhalten verankert sind bzw., stärker noch, dass diese Regeln selbst nichts anderes als eine Art von Verhaltensregelmässigkeiten sind. Solch regelmässiges Verhalten ist, wie weiter festgehalten wurde, immer ein Stück weit hypothetisch und individuell, denn sowenig, wie es ein Vorkommnis gibt, das mit einem Präzedenzfall identisch ist, sowenig gibt es identische Kommunikationserfahrungen für verschiedene Verstehenssubjekte. Angewandt auf die (vermeintliche) Opposition des Verstehens von Metaphern und dem 'eentlichen' Wortverstehen bedeutet ein solcher Regelbegriff: Hier heisst verstehen, sich so zu verhalten, wie es den erworbenen kommunikativen Erfahrungen entspricht; dort heisst verstehen, sich so zu verhalten, wie es den erworbenen Erfahrungen *am besten* entspricht oder *noch am nächsten* kommt.

Parallel zum Vorgehen beim Wortverstehen wurden inferentielle Leistungen beim *Satzverstehen* (**Kap. 4.3**) zunächst unter sprachformalen und dann unter sprachinhaltlichen Gesichtspunkten beschrieben, und wiederum wurde den Beschreibungen der wichtige Hinweis vorangestellt, dass mit abkürzenden Rezeptionsheuristiken zu rechnen ist, die von der versuchten Rekonstruktion abweichen.

Dass Inferenzen für das *syntaktische Satzverstehen* (**Kap. 4.3.1**) bedeutsam sind, liegt schon deshalb auf der Hand, weil formale Gliederungen auf Satzebene (diskutiert wurden v.a. Phrasen und einfache Sätze) oft keine Korrelate an der Satzoberfläche haben. Das gilt z.B. für Phrasengrenzen und Hierarchien zwischen Phrasen, die für inhaltliches Verstehen entscheidend sein können. Anhand von Beispielen wie "Er hat durch ein Versehen seines Freundes Ehefrau geküsst." wurde argumentiert, dass implizite Phrasenstrukturen vor dem Hintergrund grammatischen Musterwissens bzw. mittels "Routinen" (Heringer 1988, 13) verstanden werden, die in Form von Erwartungen in den Verstehensvorgang eingebracht werden und die als Basis für Schlussfolgerungen dienen. Entscheidend für die Anwendbarkeit des Abduktionsprinzips sind dabei nicht die Routinen selber, sondern der Umstand, dass zwei oder mehrere Routinen *nebeneinander* bestehen können, sodass auch für das syntaktische Satzverstehen Vergleichsoperationen und Entscheidungen aufgrund von Präzedenzfällen angenommen werden können. Zwar dürften beim syntaktischen Satzverstehen übercodierte Abduktionen dominieren, aber möglich sind auch untercodierte. Der Satz "Der Job verlangt einen praktischen Mythologen." diente als Beispiel für eine übercodierte Abduktion: Wird dieser Satz mit der Satzbauplanroutine 'zweistelliges Verb mit Subjekt am Satzanfang und Akkusativobjekt an dritter Stelle' (der häufigste Satzbauplan für einfache Sätze des Deutschen) verstanden, kann nach der Rezeption der ersten Nominalphrase zuerst ein Verb und danach noch eine zweite nominale Ergänzung erwartet werden. Beim Lesen des finiten Verbs würde sich diese Annahme zu einer fast sicheren Hypothese verdichten, und diese Hypothese erwiese sich bei der Rezeption der akkusativischen Nominalphrase dann auch als zutreffend. Demgegenüber wurde anhand von Sätzen mit finiten Formen des Verbs "anstellen" (z.B. "Sie stellt das Radio an." versus "Er stellt sich an wie ein Kind.") gezeigt, dass die bei "stell-" mögliche Hypothese über den realisierten Satzbauplan eine unsichere sein kann, und das spricht für eine

untercodierte Abduktion: Von welcher Regel (zwei- oder dreistelliges Satzmuster?) das Vorkommnis "xy - stell- ??" ein Fall ist, entscheidet sich erst durch den Kontext und die erschlossene Verbbedeutung.

Inferenzen beim *Verstehen von Satzinhalten* (Kap. 4.3.2) wurden auf der Grundlage einer genaueren Auseinandersetzung mit der Satzsemantik von v. Polenz (21988) und mit der Kasusgrammatik Fillmores diskutiert (benutzt wurden Fillmores von Dirven & Radden 1987 herausgegebene Schriften). V. Polenz' Satzinhaltsmodell wurde zunächst im Überblick dargestellt, um 'Schnittstellen' für Inferenzen herauszuarbeiten (Abschnitt a)). Analysiert wurden dann ausgewählte abduktive Leistungen beim Verstehen des propositionalen Gehalts (dies in Bezug auf die Fillmoreschen "frames" und "scenes", Abschnitt b)) und des pragmatischen Gehalts (mit Querverweisen zur Implikaturtheorie von Grice und dem Konzept der Präsuppositionen, Abschnitt c)). In einem vierten Schritt, unter d), wurde nach Vereinfachungen des Modells gesucht, weil sich einige der Prämissen dieses Modells und ein Teil seines Begriffsapparates für die Untersuchung alltäglicher, speziell mündlicher Verständigung als problematisch erwiesen.

Viele und vielfältige Inferenzen sind besonders bei den Komponenten des *pragmatischen Gehalts* zu erwarten (die, wie z.B. die Illokutionen, sprachlich prinzipiell höchstens angedeutet werden) und auch bei den Relationen und Quantifizierungen (die manchmal ein materielles Korrelat haben und manchmal nicht). Weniger offensichtlich, aber ebenso konstitutiv sind Inferenzen indessen auch für das Verstehen des *propositionalen Gehalts*. (Kap. 4.3.2. a)

Letzteres wurde auf der Folie von Fillmores Konzept der "case frames" exemplifiziert (Kap. 4.3.2.b)). Bei "Case frames" oder "Aussagerahmen" (v. Polenz) handelt es sich um systematische Beziehungen zwischen semantischen Klassen von Prädikaten und semantischen Typen von Bezugsstellen, also um eine Art von semantischem Gegenstück zu den syntaktischen Satzbauplänen. "Frames" können "scenes" (die kognitiven Korrelate der Aussagerahmen) evozieren - und umgekehrt. Mit diesem Konzept liessen sich rezeptive Leistungen in Form von mehrstufigen Abduktionsschlüssen modellieren, u.a. für das folgende Beispiel: "Sie (AGENS) überweist (HANDLUNGSPRÄDIKAT) diesen Betrag (ADDITIV) der Steuerbehörde (CONTRAAGENS)." Vorkommnis in diesem Satz ist "überweist". Dieses Verb kann eine ganze Kette von Regeln aktivieren (z.B. Art des Prädikats, Anzahl Stellen des Aussagerahmens), unter die es als Fall subsumiert werden könnte. Entsprechend müsste eine erste Zuordnung tentativ erfolgen, denn beim Verstehen der Bezugsstellen dieses Verbs könnten Indizien auftreten, die einer ersten Zuordnung widersprechen. Die durch "überweist" aktivierten Regeln bzw. Regelmässigkeiten könnten sein: 'Handlungsprädikat', 'Verb des Gebens' und 'dreistelliger Aussagerahmen' auf der Seite der "frames", sowie 'Transaktion' und 'Finanztransaktion' auf der Seite der "scenes" (für eine differenziertere Analyse und eine mögliche Hierarchie zwischen diesen Regeln sowie für Überlegungen zur aktualgenetischen Relevanz dieser Modellierung vgl. Abb. 4 in Abschnitt 4.3.2.b) und den Kommentar dazu.).

'Schnittstellen' für Inferenzen im Bereich des *pragmatischen Gehalts* gibt es derart viele, dass eine enge Auswahl getroffen werden musste. In Kap. 4.3.2. c) wurden nur einige Beispiele besprochen, die in engerem Zusammenhang mit dem Versuch von v. Polenz stehen, zwischen dem Verstehen von Gemeintem, Mitgemeintem und sonstigem Mitgemeintem zu unterscheiden. (Eine Auseinandersetzung mit der wohl wichtigsten Komponente des pragmatischen Gehalts, den Illokutionen, erfolgte im Rahmen von Überlegungen zu Textfunktionen in Kap. 4.4.4. a).) Eines der besprochenen Beispiele bezog sich auf das Verstehen von "jeder" im vielfach zitierten 'Grundgesetz-Satz' der BRD: "Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit." Dieser Satz wäre heute so, wegen "jeder", nicht mehr möglich, ist aber gerade deswegen ein interessantes Studienobjekt: Das Vorkommnis "jeder" dürfte problemlos als Fall der Regelmässigkeit 'mit "jeder" sind alle Menschen ge-

meint' verstanden werden - eine übercodierte Abduktion, weil die alternative Hypothese, 'mit "jeder" sind nur Männer gemeint', höchst unwahrscheinlich ist (man müsste dann ja annehmen, dass es geschlechtsspezifische Grundgesetze gäbe). Was aber darüber hinaus mit "jeder" sonst noch alles gemeint (und mitgemeint) sein könnte, scheint weit weniger klar, besonders in Unkenntnis des genauen Handlungskontextes dieses Satzes. Eine Annahme wie 'mit "jeder" ist auch werdendes Leben' gemeint, wäre jedenfalls eine ziemlich unsichere, und das spräche für eine untercodierte Abduktion, wie sie weiter nur auf interpretativem Weg abgesichert werden könnte.

Gegenstand von **Kap. 4.4** war das Textverstehen. Um eine Basis zu finden für die exemplarische Rekonstruktion von Inferenzen auf der Ebene von Texten (Kap. 4.4.6), wurden zunächst verschiedene grundlegende Fragen erörtert, mit denen eine rezeptionsorientierte Auseinandersetzung mit Texten konfrontiert ist. Diskutiert wurde im Einzelnen, mit Blick auf geschriebene Texte v.a., über die (Un-)Möglichkeit von Textdefinitionen (Kap. 4.4.1), über die theoretische (In-)Konsistenz einer Unterscheidung von Textausdrucks- und Textinhaltsstrukturen (Kap. 4.4.2), über die Gegenüberstellung von externem und mentalem Text (Kap. 4.4.3) sowie über Ansätze zur Systematisierung von Textfunktionen (Kap. 4.4.4). Hinzu kam ein Kapitel über Kohärenz (Kap. 4.4.5), in dem die Überlegungen zu diesem Stichwort aus vorangegangenen Abschnitten zuerst bilanziert und dann differenziert wurden, und zwar v.a. mit Blick auf dialogische, mündlich realisierte Texte.

Darstellungstechnisch konsequent wäre es gewesen, wenn Inferenzen zuerst in Bezug auf *Textausdrucksstrukturen* und dann in Bezug auf *Textinhaltsstrukturen* diskutiert worden wären. Eine solche Zweiteilung textueller Strukturen hielt aber einer näheren Überprüfung nicht stand (**Kap. 4.4.2**): Zwar weisen auch die zu rezipierenden Zeichenketten von Texten ausdrucksseitig Kombinationseigenschaften auf, die grammatisch beschreibbar sind (Kohäsionsmittel und Konnektiva), aber umfassend legitimieren lässt sich eine *Textgrammatik* als *Grammatik* von Texten nicht. Gezeigt wurde, i) dass man nicht von einem textspezifischen (satzübergreifenden) Wirkungsbereich von Kohäsionsmitteln ausgehen kann, ii) dass die Verknüpfungsleistung der Kohäsionsmittel keine sprachausdrucksbezogene ist (auch keine vorwiegend ausdrucksbezogene, wie eine Analyse der Formen der Wiederaufnahme ergab) und iii), dass man für den Bereich der Texte keine ähnlich strikten und allgemeinen Kompositionsregeln aufstellen kann, wie es für Sätze möglich ist (auch dort nicht, wo man es noch am ehesten erwarten würde, nämlich bei einfachen, narrativen Texten; zu diesem Schluss führte eine vergleichende Analyse der 'Regeln' in den "story grammars" und in der Phrasenstrukturgrammatik).

Was den *Verstehensgegenstand* anbelangt, wurden Texte in erster Annäherung (**Kap. 4.4.1**) aufgefasst als Hinweise in Form von linear angeordneten Zeichen, die geeignet sind, Operationen im vorausbestehenden Wissen anzuleiten; dies in Auseinandersetzung u.a. mit Gauger (1995), Knobloch (1994) und Weinrich (1993). Textverstehen wäre demnach ein Aufeinanderbeziehen von textuellen Indizien und Vorwissen oder wäre, psycholinguistisch ausgedrückt, ein Integrationsvorgang im Schnittbereich von Bottom-up- und Top-down-Prozessen. Problematisch an dieser Auffassung ist u.a., dass auch das Resultat solcher Integrationsvorgänge, das *Verstehensprodukt*, als Text bezeichnet wird. Ein solcher Text aber - man kann ihn kohärent nennen, wenn die Integration glückt - entzieht sich direkter Beobachtung in doppelter Weise: Als etwas Innerliches einerseits und etwas Flüchtliges andererseits existiert *dieser* Text nur in Form eines idealisierten Momentanbildes, das sich Beobachter von ihm machen können. *Dieser* Text steht in deutlichem Gegensatz zu einem zu verstehenden Text als einer natürlich konservierten (schriftlicher Existenzmodus) oder doch prinzipiell konservierbaren Entität (mündlicher Existenzmodus).

In **Kap. 4.4.3** wurde ein Vorschlag von Nussbaumer (1991) aufgegriffen, der dahin geht, der durchgängigen Doppeldeutigkeit des Textbegriffs (Text als zu verstehen-

der Text *und* als verstandener Text) mit einer systematischen Unterscheidung von *Text I* und *Text II* zu begegnen. Diese Unterscheidung wurde zum einen kritisch rezensiert (a)) und zum andern hinsichtlich psycholinguistischer (b)) und textlinguistischer (c)) Konsequenzen diskutiert. Die Kritik lief darauf hinaus, den Text I nicht schon als wahrgenommene Entität zu begreifen, sondern bei einer "wahrnehmbaren Entität" (Heinemann & Viehweger 1991, 125) zu bleiben. Nussbaumer's Metapher vom "geistigen Besitz" für den Text II wurde entgegengehalten, dass sie ein Moment der Abgeschlossenheit und Abgrenzbarkeit verstandener Texte impliziert, das dem dynamisch-interaktiven Charakter der Textbedeutung nicht gerecht wird. An der Unterscheidung von Texten I (zu verstehende, externe Texte) und Texten II (verstandene, mentale Texte) wurde aber festgehalten, und dieser doppelte Textbegriff wurde noch mit den Textkonzeptionen von de Beaugrande & Dressler (1981), Sowinski (1983), Brinker (1988), Heinemann & Viehweger (1991) und Givón (1995) verglichen. Dies bot einerseits Anlass zur kritischen Beschreibung experimenteller Designs im Bereich des Textverstehens. Andererseits wurde auf dieser Grundlage ein neuer Vorschlag zur Hierarchisierung der *Textualitätskriterien* von de Beaugrande & Dressler (1981) gemacht (4.4.3.d)): Wenn es so ist, dass es die Rezipierenden sind, die über das Sinnvollsein von Texten entscheiden (4.4.3.b)), dann ist es naheliegend, *Akzeptabilität* als wichtigstes Textualitätskriterium anzusetzen. Akzeptabilität wird von de Beaugrande & Dressler (1981, 9) eingeführt als "Einstellung (attitude) des Textrezipienten, einen kohäsiven und kohärenten Text zu erwarten, der für ihn nützlich oder relevant ist". Subsumiert unter der Akzeptabilität wäre dann in erster Linie die Erwartung von Kohärenz, wobei angenommen wurde, dass die Erwartung von Kohärenz die Erwartung von Kohäsion mit einschliesst. Der Akzeptabilität unterordnen liessen sich weiter auch die Kriterien Situationalität und Informativität, dies mit dem Argument, dass es hierbei um die Beurteilung des Neuigkeitswertes (Informativität; Relevanzaspekt) bzw. um die Einschätzung der Situationsangemessenheit von schon als solchen akzeptierten Texten geht. Während sich auch die Intentionalität als Teil der Erwartung von Kohärenz begreifen liess, erwies sich das Intertextualitäts-Kriterium als sperrig (4.4.3.e)). Den *Intertextualitätsbegriff* von de Beaugrande & Dressler kann man mit Linke & Nussbaumer (1997) als "moderat" bezeichnen. "Moderat" insofern, als es de Beaugrande & Dressler um den Nachweis spezifischer Bezüge zwischen einzelnen Texten II geht, die für das Verwenden-Können eines Textes ausschlaggebend sein sollen (das Verwenden-Können eines Textes ist für die Autoren das Kriterium für ein weitergehendes Textverständnis). Eine solche Konzeption kollidiert, wie Linke & Nussbaumer (1997) aufzeigen, mit einer dynamischen Vorstellung von Textbedeutung (mentale Texte sind dauernder Veränderung unterworfen), weil der Nachweis spezifischer Bezüge zwischen Texten II die Abgrenzbarkeit dieser und somit ein statisches Bedeutungskonzept voraussetzt. Eine Rekonstruktion der Voraussetzungen 'funktionalen' (intentionsgemässen) Verstehens ergab allerdings, dass dieser theoretische Widerspruch kein durchgängiger ist. Für den Text "Geschwindigkeitsbegrenzung aufgehoben" beispielsweise kann man sehr wohl sagen, dass das *Verwenden-Können* dieses Textes von einem genau bestimmbar, zeitlich überdauernden und überindividuell gültigen Verständnis eines Prätextes abhängt. Um die Generalisierbarkeit dieses Befundes abschätzen zu können, wurden 45 Beispiele für Gebrauchstextsorten (aus Rolf 1993) unter der Fragestellung untersucht, ob ein weitergehendes Verständnis dieser Beispiele ein bestimmtes Verständnis eines genau bestimmbar, zeitlich überdauernden und überindividuell gültigen Prätextes voraussetzt. Bei knapp einem Drittel der durchgesehen Textsorten scheint das der Fall zu sein, z.B. bei BESCHEINIGUNGEN, GUTACHTEN oder RESOLUTIONEN. Im Gegensatz dazu scheint ein bestimmtes Verständnis eines genau bestimmbar, zeitlich überdauernden und überindividuell gültigen Prätextes für ein weitergehendes Verständnis von Exemplaren von Textsorten wie BEDIENUNGSANLEITUNG, NACHRUF oder WETTERBERICHT nicht Voraussetzung zu sein, und solche Textsorten machen rund zwei Drittel der Belege aus. Vermutet wurde, dass für das Verstehen solcher

Textsorten, die insgesamt eine Mehrheit unter den Gebrauchstextsorten ausmachen dürften, sog. Superstrukturen eine umso zentralere, möglicherweise kompensatorische Rolle spielen könnten (vgl. Abb. 7 und den Kommentar dazu).

Im Kapitel über *Textfunktionen* (**Kap. 4.4.4**) wurden zunächst die Probleme aufgearbeitet, die sich bei der Adaptation von sprechakttheoretischen Überlegungen zu Textfunktionen für das Textverstehen stellen (a)). Weiter wurde der Frage nachgegangen, inwiefern das Tätigkeitskonzept der russischen Sprachpsychologie eine Alternative bieten könnte zu den sprechakttheoretischen Zugängen (b)). Schliesslich wurde versucht, Heinemann & Viehwegers (1991) Modell elementarer Textfunktionen für das Textverstehen zu modifizieren (c)).

Festgestellt wurde zunächst, dass die wenigen Arbeiten zu *Textfunktionen*, in denen das Textverstehen im Vordergrund steht, dazu tendieren, das *sprechakttheoretische Paradigma*, besonders den Illokutionsbegriff und die fünf illokutiven Grundtypen Searles (1979), einfach reziprok zu lesen (a)). Wenn zu diesem Zugang die Annahme hinzukommt, Äusserungen bestimmter grammatischer Formen würden unter spezifischen Kontextbedingungen eine bestimmte Illokution eindeutig festlegen, resultiert ein "illokutionärer Handlungsautomatismus" (Burkhardt 1990, 77). Dagegen wurde mit Burkhardt (1987, 1990) die Auffassung vertreten, dass sich Sprechakte zuallererst als Verständigungsakte konstituieren und dass Illokutionen deshalb nichts 'Garantiertes' sind, sondern Zuschreibungen auf der Basis von verfügbaren "sprachlich fixierten Handlungsbegriffen" (ders. 1990, 74 u. 76). Daraus ergibt sich, dass eine Äusserung als Sprechakt eines bestimmten Typs nur verstehbar ist, wenn die Verstehenssubjekte über gerade die diesen Typ bezeichnende (meta-)sprachliche Kategorie verfügen und die Äusserung unter diesen Typ subsumieren (Hermanns 1990, 52f.).

Das wiederum, der Vorgang des Subsumierens, entspricht genau der Schlussfigur der Abduktion. Exemplarisch illustriert wurde dies in Bezug auf die sog. Illokutionsprofile, wie sie von der Illokutionsforschung für Texte postuliert werden (z.B. Motsch 1996). Die Diskussion ergab, dass inferentielle Leistungen in diesem Bereich unter zwei Aspekten betrachtet werden sollten: Zum einen geht es darum, Handlungsbegriffe (Ausdrücke für Illokutionen) zu erkennen und unter Handlungskategorien (Grundtypen von Illokutionen) zu subsumieren - z.B. das Verstehen einer Feststellung/ Behauptung/ Vermutung etc. als Assertion. Zum andern müssen die einzelnen Illokutionen untereinander gewichtet werden - z.B. das Verstehen einer Feststellung als Stützung einer Behauptung. Auszugehen ist dabei weder von einer automatischen Verfügbarkeit der Handlungsbegriffe und Handlungskategorien, noch, wie Sperber & Wilson (1986, 244) argumentieren, davon, dass bisher vorliegende Klassifikationen illokutiver Grundtypen in der Verständigung universell wirksam sind.

Eine knappe Darstellung des *Tätigkeitskonzepts* der russischen Sprachpsychologie (auf der Grundlage u.a. von Knobloch (1994, 1984)) machte rasch klar, dass dieses Konzept die sprechakttheoretischen Ansätze nicht zu ersetzen vermag (b)). Hingegen schien die dort geführte Diskussion um den Sprachgebrauch als Tätigkeit geeignet, die bisher entwickelte Terminologie für das Verstehen zu präzisieren, was die Frage des Bewusstseins von Verstehensvorgängen angeht. Dies ergab dann auch eine interessante Verschiebung der Perspektive auf Textfunktionen in Richtung der Nachgeschichte des Verstehens. Hinsichtlich des ersten Aspekts ('Bewusstsein') wäre alltägliches Verstehen als Operation und damit als automatisierter Vorgang zu bezeichnen, für den das Freibleiben von Bewusstseinsressourcen charakteristisch ist. Diese Ressourcen könnten dazu 'gebraucht' werden, mögliche *Konsequenzen des zu Verstehenden* abzuschätzen (zweiter Aspekt; Verschiebung der Perspektive auf Textfunktionen): Ziel des Verstehens ist im Normalfall ja nicht das Verstehen selber (das gilt für das Interpretieren). Für Verstehenssubjekte geht es vielmehr darum, die Funktionen von Textvorkommen im Hinblick auf (kommuni-

katives) Anschlussverhalten und allfällige künftige Handlungs- und Tätigkeitszusammenhänge zu erschliessen, und eben dafür bliebe Raum (im psychologischen Sinn), wenn man Verstehen als Operation konzipiert.

Auf diesen Überlegungen aufbauend wurde dann noch versucht, Heinemann & Viehwegers (1991) *Modell elementarer Textfunktionen* für das Textverstehen zu adaptieren (c)). Die vier Primärfunktionen, die von den Autoren in der Art eines Inklusionsverhältnisses dargestellt werden, lauten: sich ausdrücken, kontaktieren, informieren und steuern. Die von mir vorgenommenen Modifikationen betreffen i) einen reduzierten Geltungsanspruch (Begrenzung auf nicht-literarische Texte), ii) eine in Teilen andere, durch die Rezeptionsperspektive legitimierte Terminologie (Eindrucks- statt Ausdrucksfunktion und Informations- und Unterhaltungsfunktion statt *bloss* Informationsfunktion) und iii) eine (vorläufige) Zuordnung der fünf illokutiven Grundtypen Searles zu den vier Primärfunktionen (vgl. Abb. 8). Dieser Zuordnungsversuch zeigte zwei deutliche Grenzen des sprechakttheoretischen Paradigmas auf: Zum einen geht dem Erschliessen von Illokutionen auf der Basis von verfügbaren Handlungsbegriffen eine erste Verstehensphase voraus, nämlich diejenige der Eindrucksbildung (dazu Bühlers "speech appeal"). Zum andern ist eine Zuordnung der illokutiven Grundtypen zu den andern drei Primärfunktionen zwar grundsätzlich möglich, aber dabei kommt es zu Mehrfachzuordnungen: So können insbesondere direktiv oder deklarativ *gemeinte* Texte für Rezipierende, abhängig u.a. vom 'Betroffenheitsgrad', durchaus auch 'bloss' informierende/ unterhaltende Funktion haben.

Im Kapitel über *Kohärenz* (Kap. 4.4.5) wurden zuerst die Überlegungen aus den vorangegangenen Abschnitten, welche die Kohärenz aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchteten, zusammengestellt (a)) und dann differenziert. Die Differenzierungen betrafen einerseits den Bereich der sog. Kohärenzrelationen (b)), andererseits wurde die Frage nach allfälligen Grenzen der Kohärenz diskutiert (c)).

Was die Zwischenbilanz betrifft (a)), so wurde noch einmal die Notwendigkeit betont, dem propositionalen Kohärenzbegriff einen illokutiven beiseite zu stellen: Ob ein Text als kohärent empfunden wird oder nicht, hängt nicht nur davon ab, ob eine zusammenhängende Textwelt etabliert werden kann (*propositionale Kohärenz*), sondern auch davon, ob Handlungsbegriffe erkannt, unter Handlungskategorien subsumiert und (hierarchisch) aufeinander bezogen werden können (*illokutive Kohärenz*). Insgesamt erwies sich Kohärenz als relationaler, gradueller und dynamischer Begriff: relational, weil es um die Integration von Input und Vorwissen geht, graduell, weil das Ausmass dieser Integration verschieden weit gehen kann, dynamisch, weil nicht nur der Vorgang des Textverstehens, sondern auch das Textverständnis, in der Regel dauernder Veränderung in der Zeit unterliegt.

Bei den *Kohärenzrelationen* (b)) wurde der Versuch unternommen, eine Unterscheidung von *Verknüpfungsbeziehungen* und *Verweisungsbeziehungen* zu etablieren und durchzuhalten: Während Textzusammenhang bei Verweisungen über die Rekurrenz von Ausdrücken und/ oder Bezugsobjekten entsteht (Kohäsionsrelationen wie z.B. Lexemrekurrenz mit Koreferenz oder Substitution; vgl. Kap. 4.4.2. ii)), handelt es sich bei Verknüpfungen um Beziehungen, die entweder sprachlich angezeigt werden (Konnektiva wie "weil" oder "und") oder nicht angezeigt werden (Konnektoren wie z.B. implizite Ursache-Folge-Beziehungen). Eine solche Systematisierung war arbeitspraktisch motiviert (Ziel war eine möglichst genaue Grundlage für die Rekonstruktion abduktiver Leistungen auch in diesem Bereich) und schien nötig, weil in der Literatur unter dem Stichwort *Kohärenzrelationen* ganz Verschiedenes und im Einzelnen äusserst Heterogenes thematisiert wird. Dies wurde anhand eines Vergleichs ausgewählter Positionen aufgezeigt, darunter de Beaugrande & Dressler (1981), Heinemann & Viehweger (1991), Kintsch & van Dijk (1983), Gernsbacher (1990) und Givón (1995). Als stringenter - mindestens in

Bezug auf die Verknüpfungsrelationen - erwies sich einzig der Ansatz von Sanders, Spooren & Noordman (1992).

Sanders, Spooren & Noordman (1992) legen eine empirisch abgestützte Taxonomie mit insgesamt 16 Klassen von Verknüpfungsrelationen vor. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen sind Sätze oder Teilsätze (S_1 und S_2) einerseits und deren propositionale Korrelate (P und Q) andererseits. Hergeleitet werden die Verknüpfungsrelationen auf der Basis von vier Faktoren (von den Autoren so genannte "kognitive Primitiva"), die alle zwei Ausprägungen annehmen können: Erstens die basale kognitive Operation (kausal oder additiv), zweitens die 'Quelle' der Kohärenz (Semantik oder Pragmatik), drittens die Reihenfolge von S_1 und S_2 (unmarkiert resp. markiert) und viertens die 'Polarität' der Beziehung (positiv oder negativ). Durch Kombination dieser Faktoren ergeben sich fünf Klassen von additiven Relationen, nämlich: *ANFÜHRUNG*, *AUFZÄHLUNG*, *AUSNAHME*, *GEGENSATZ* und *EINRÄUMUNG*, und 11 Klassen von kausalen Relationen, nämlich: *GRUND-FOLGE*, *GEGEN-GRUND-FOLGE*, *FOLGE-GRUND*, *GEGENFOLGE-GRUND*, *DATUM* (oder *FAKTUM*)-*BEHAUPTUNG*, *INSTRUMENT-ZIEL*, *GEGENFAKTUM-BEHAUPTUNG*, *BEHAUPTUNG-DATUM*, *ZIEL-INSTRUMENT*, *FOLGE-BEDINGUNG* und *GEGEN-BEHAUPTUNG-DATUM* (Beispiele für diese Relationen wurden v.a. auch in Kap. 4.4.6. c) diskutiert). - Sanders, Spooren & Noordman (1992) verbinden mit ihrer Taxonomie zweierlei Ansprüche: Sie soll deskriptiv adäquat *und* psychologisch plausibel sein ("language users actually make use of the primitives in production and reception of discourse" (ebd., 17). Die zur Stützung dieser Ansprüche beigebrachte empirische Evidenz vermochte allerdings nur teilweise zu überzeugen. Das betrifft insbesondere den Nachweis der aktualgenetischen Wirksamkeit der vier Primitiva. Zum Überzeugenden dieses Ansatzes gehört hingegen, dass mit dem Faktor "Quelle der Kohärenz" dem Umstand Rechnung getragen wird, dass Konnektiva Textsegmente sowohl auf der illokutiven als auch auf der propositionalen Ebene verknüpfen können.

Im Rückblick auf die referierten Positionen konnten drei Problemkreise bezeichnet werden, die als Ursache der konzeptuellen Heterogenität im Bereich der Kohärenzrelationen anzusehen sind: i) Kontrovers ist, welche Einheiten in Relation zu setzen sind; ii) unklar ist, wie viele und welche Relationen unterschieden werden sollen (und in welchem Verhältnis diese zueinander stehen); iii) offen ist, wie weit oder wie eng der Begriff "Konnektivum" zu fassen ist (und damit auch die Frage, wie genau die Beziehungen zwischen Konnektiva und Konnektoren zu bestimmen sind).

Was die '*Einheiten-Frage*' (i)), so wurde eine abstraktere Sichtweise im Sinne Gernsbachers (1991) präferiert. In Frage käme auch ein propositionales Konzept, in dem die Propositionen nicht direkt als mentale Entitäten angesehen werden, sondern als Elemente einer Theoriesprache fungieren.

Nach neuen Antworten wurde in Bezug auf die Problemkreise ii) und iii) gesucht. Was ii) betrifft, so wurden zu den Verweisungsbeziehungen nicht nur, wie sonst üblich, die so genannten referentiellen Beziehungen 'Bezugnahme auf Personen' und 'Bezugnahme auf Gegenstände' gerechnet, sondern auch die temporalen und die räumlichen Beziehungen. Die in diesem Zusammenhang vertretene These war: *Die referentiell genannten Beziehungen, aber eben auch die temporalen und die räumlichen Relationen, verknüpfen, indem sie verweisen.* Im Gegensatz dazu stehen die kausalen und die additiven Beziehungen: diese verknüpfen Textsegmente direkt, sozusagen ohne den Umweg über Formen der Rekurrenz. Diese These - 'Verknüpfung durch Verweisung' - wurde mit verschiedenen Beispielen für temporale und räumliche Relationen illustriert. Da damit ein weiter Referenzbegriff vertreten wurde (zu den Formen der Referenz wurden insbesondere auch Verweise in das als gemeinsam unterstellte Vorwissen der Verständigungssubjekte gezählt), wurde auch ein Positionsbezug in Sachen Scripts und Frames nötig. Dies erfolgte auf der Grundlage der Begriffsgeschichte dieser Konzepte. - Mit dieser Konzeption konnte auch die Frage nach den *Beziehungen zwischen den Kohärenzrelationen*

einer Antwort wenigstens einen Schritt weit näher gebracht werden (vgl. Abb. 10 und den Kommentar dazu): Als direkte Verknüpfungsrelationen angesetzt wurden nur die additiven und die kausalen Beziehungen, wobei die additive Relation für die loseste und die kausale für eine stärkere Art der Verknüpfung von Textsegmenten steht. Demgegenüber kommt in der hier entwickelten Konzeption den personalen, den gegenstandsbezogenen, den temporalen und den räumlichen Beziehungen die Funktion zu, die additiven oder kausalen Verknüpfungen zu spezifizieren und zu differenzieren.

Als Konsequenz von ii) wurde schliesslich auch ein enger Begriff von "Konnektivum" vertreten (iii): Unter diesen Begriff subsumiert wurden nur sprachliche Ausdrücke zur Markierung des additiven und des kausalen Konnektors (prototypischerweise Konjunktionen wie "und" resp. "weil"), nicht aber Ausdrücke wie z.B. Zeit- oder Raumadverbien (deren verknüpfende Funktion eben als indirekte, über Verweisung zustande kommende, angesehen wurde).

In Weiterführung des Gedankens, dass Textkohärenz ein Gradphänomen ist, wurde in Abschnitt c) die Frage aufgeworfen, ob es *Grenzen der Kohärenz* gibt. Als potenzielle Grenzen erwogen wurden (in Auseinandersetzung mit Givón (1995)): maximale Redundanz für die 'obere' und Kontradiktion sowie das Fehlen von rekurrenten Ausdrücken für die 'untere' Grenze von Kohärenz. Die Diskussion von authentischen Gesprächsbeispielen aus Coates (1995) zeigte indessen, dass hier zwischen einer informationstheoretischen und einer funktionalen Perspektive zu unterscheiden ist: So können beispielsweise Wiederholungen von Gesprächsbeiträgen redundant genannt werden, da ihnen kein informationeller 'Mehrwert' zukommt, aber das bedeutet nicht, dass Wiederholungen für die Gesprächspartner irrelevant sein müssen, und das gilt nicht nur für Dialoge (eine Wiederholung z.B. als Zustimmung oder als Infragestellung), sondern auch für monologische Texte (eine Wiederholung z.B. als Verstärkung einer Aufforderung). Insgesamt konnte der These von Coates (1995) zugestimmt werden: Zwar gibt es in der Tat Gespräche, die an den Polen des Kohärenzspektrums zu situieren sind, aber diese werden von den Gesprächspartnern gerade nicht als etwas Aussergewöhnliches und Extremes, sondern durchaus als etwas Normales empfunden - und in der Regel auch problemlos als etwas Zusammenhängendes verstanden.

Die Beispiele aus Coates machten aber noch etwas anderes deutlich: Textkohärenz, analysiert in Face-to-face-Interaktionen, erweist sich als *kooperatives Unternehmen* in zweierlei Hinsicht: Zum einen stellen die Gesprächspartner gegenseitig sicher, dass sie von den gleichen Bezugsobjekten und Prädikationen ausgehen, zum andern werden Redegegenstände mitunter erst interaktiv konstruiert und im Verlauf des Gesprächs konstituiert. Dieser Aspekt wurde noch etwas genauer ausgeführt, anhand der Kollaborations-Theorie von Clark und Wilkes-Gibbs (Wilkes-Gibbs 1995; Clark & Wilkes-Gibbs 1986). Kern dieser Theorie ist das Axiom, dass die Verständigungssubjekte geteiltes Wissen und gemeinsame Überzeugungen in das Gespräch einbringen und auf eine Weise weiterführen wollen, die für alle am Gespräch Beteiligten einsichtig ist ("add to the common ground in a mutually intelligible way", Wilkes-Gibbs 1995, 243). Dabei spielt das so genannte Prinzip wechselseitiger Verantwortung eine zentrale Rolle. Dieses Prinzip manifestiert sich darin, dass die Verständigungssubjekte einen Gesprächsbeitrag gemeinsam 'verankern', in einem Wechselspiel von Präsentations- und Akzeptanzphasen (sozio-kommunikatives Grounding-Konzept im Unterschied zum psychologischen Grounding-Begriff von Givón, der auf den mentalen Text bezogen ist). In diesem Ansatz erweist sich Kohärenz als Produkt eines kollektiven Unternehmens, paraphrasierbar etwa als 'wir, die Interagierenden, haben den Beitrag verstanden'.

Was die *empirische Basis* der Thesen von Coates und teilweise auch der Kollaborationstheorie von Clark und Wilkes-Gibbs betrifft, wurde allerdings kritisch angemerkt, dass das 'Feld', aus dem die Gesprächsdaten stammen (private Alltagskommunikation in vertrauter Umgebung; symmetrische Rollenkonstellationen),

gleichzeitig auch deren Geltungsbereich bestimmen und begrenzen dürfte. Jedenfalls gaben nur schon einige knappe Hinweise auf andere Gesprächskorpora Anlass zur Vermutung, dass es auch dann, wenn man ein Prinzip wechselseitiger Verantwortung für Kohärenz akzeptiert, zunächst einmal offen bleibt, inwieweit die Verständigungssubjekte dem ihnen zugedachten Teil der Verantwortung auch tatsächlich nachkommen (können und/ oder wollen). Auf einer grundsätzlicheren Ebene hingegen wurde der Wert der Kollaborations-Theorie nicht bezweifelt, im Gegenteil: Mit der Akzentuierung des kollaborativen Moments vermag diese Theorie die Perspektive auf das Textverstehen um eine Komponente zu erweitern, die bei einem engen, auf geschriebene Texte beschränkt bleibenden Textbegriff häufig ausgeblendet wird: das ist die *sozio-kommunikative Komponente*. Demgegenüber lädt ein weiter, Gespräche einschliessender Textbegriff, wie er in dieser Arbeit vertreten wurde, auch zum Nachdenken darüber ein, was Aspekte wie Partnerorientiertheit für die Rezeption geschriebener Texte bedeuten könnten.

Im letzten, anwendungsbezogenen Abschnitt (**Kap. 4.4.6**) wurde versucht, abduktive Leistungen beim Textverstehen exemplarisch aufzuzeigen. Grundlage dafür war der Artikel "Ferien im All" aus dem Deutschschweizer Boulevard-Blatt BLICK, also ein einzelner, aber authentischer Schrifttext.

Der Beispieltext wurde in **Kap. 4.4.6.1** zuerst genau beschrieben, was die sprachlichen Merkmale und die Aspekte Textklasse und Textsorte angeht. Während die *sprachlichen Merkmale* im Rahmen des Bekannten und Erwartbaren bleiben (u.a.: weitgehende Redundanz von Bild- und Textinformationen, elliptische Kurzsyntax, viele Augenblickskomposita mit vielfältigem 'Assoziationspotenzial'), erweist sich der Text in klassifikatorischer Hinsicht als Grenzfall: Mit Begriffen einschlägiger Arbeiten zur Pressesprache, v.a. Lüger (21995), wurde der Artikel als "kontaktorientiert-informationsbetont" (*Textklasse*) und, bezüglich der *Textsorte*, als Mischform zwischen BERICHT (dominant) und WEICHER NACHRICHT (peripher) bezeichnet.

Diese Überlegungen wurden dann noch mit solchen zu den so genannten '*Lese(r)strategien*' in Beziehung gesetzt, wobei zu letzteren nicht viel mehr als der geringe empirische Nutzen bisher vorliegender Konzepte (etwa desjenigen von Heinemann & Viehweger 1991) festgestellt wurde. So ist ja z.B. punkto Vorhersagbarkeit für das Textverstehen nicht viel gewonnen, wenn man für Presstexte wie den analysierten ein "interessensgeprägtes Textverstehen" ansetzt (und entsprechend davon ausgeht, dass bestimmte Informationen wegen ihres subjektiven Relevanzwertes mit besonderer Intensität verarbeitet werden) und gleichzeitig in Rechnung stellt, dass auch 'uninteressante' Passagen gelesen werden, und zwar durchaus nicht nur "kursorisch", sondern auch "vollständig" (ebd. 268f.), weil ein Presstext eben auch mit leserwerbenden Präsentationsformen aufwartet.

Grundlage der Rekonstruktion von Inferenzen war im Weiteren eine detailliertere Textanalyse unter den Gesichtspunkten "Superstruktur", "Verweisungsbeziehungen" und "Verknüpfungsbeziehungen" (**Kap. 4.4.6.2**). Diese in den Kap. 4.4.2. iii), 4.4.3. e) und 4.4.5. b) entwickelten Konzepte wurden als Rahmen interpretiert, der eine punktuelle Annäherung an eine Art Maximum dessen erlaubt, was die Rezipierenden beim Verstehen des Zeitungsartikels erreichen könnten, wenn sie den Text ganz, mit Interesse und vor dem Hintergrund von Erfahrungen mit ähnlichen Texten lesen würden.

Was die *Superstruktur Bericht* angeht, so wurden dreierlei damit in Zusammenhang stehende Erwartungen angesetzt (vgl. a) und speziell Abb. 11 sowie den Kommentar dazu): eine Erste bezüglich der Aufmachung des Textes (Erwartung eines Titelgefüges, eines Leads, eines mehrere Absätze umfassenden Lauftextes und, optional, von Bildern und Grafiken), eine Zweite punkto Informationsstruktur im Text (Erwartung, dass im Titelgefüge und im Lead, manchmal (zusätzlich) auch in Bildern und Grafiken, die Kerninformation dargeboten wird, dass im Hauptteil ausführlicher über ein Geschehen/ einen Sachverhalt informiert wird und dass im Schlussteil eine

Stellungnahme und/ oder eine Prognose und (damit) eine Bewertung erfolgt) und eine Dritte in Bezug auf die illokutive Rolle der Sätze im Hauptteil des Textes (Erwartung, dass in erster Linie repräsentative bzw. assertive Sprechakte realisiert sind, also darstellende Aussagen (auch in Form von Redewiedergaben), Beschreibungen u.ä., aber auch Erklärungen, Rückblenden und Einordnungen).

Die meisten dieser Erwartungen werden durch den Beispieltext bestätigt. Das aber stellt sich - gedacht aus der Position der Verstehenssubjekte - erst im Verlauf der Lektüre heraus. Und genau dieses allmähliche Sich-Herausstellen liess sich mit der Schlussfigur der Abduktion exakt rekonstruieren: Der Text bietet - so mag sich ein Rezipient bei einer ersten Be(tr)achtung des Artikels 'sagen' - Bilder, ein Titelgefüge, ferner ein Lead und einen Lauftext, der sich über mehrere Absätze erstreckt. Das sind Vorkommnisse, die der Rezipient bereits als Fall der Regel deuten kann, dass er es mit einem **BERICHT** zu tun hat. Basis dieses Abduktionsschlusses wäre aber lediglich die Aufmachung des Textes, die mit der Erwartung übereinstimmt. Diese schmale Verifikationsbasis spricht für eine unsichere Inferenz. Was vorliegt, ist eine untercodierte Abduktion, denn auch andere pressenspezifische Textsorten sind oft in dieser Weise aufgemacht, sodass also auch auf eine andere Textsorte, z.B. auf eine **HARTE NACHRICHT** oder eine **WEICHE NACHRICHT**, geschlossen werden könnte. Absichern liesse sich die vermutete Regel (der Text '*könnte*' ein Bericht sein) durch einen Vergleich der weiteren Erwartungen mit dem Textinput. Als zutreffend erweisen würden sich dann zunächst die Erwartungen bezüglich der Informationsstruktur des Textes: a) der Hauptteil des Textes bietet nähere, aber nicht hierarchisch geordnete Informationen über den Berichtsgegenstand und b) am Schluss erfolgt eine Prognose in Form eines Zitates, das Ernsthaftigkeit des Berichteten signalisiert. Diese Indizien könnten die erste Abduktion stützen, indem sie anfänglich gleich wahrscheinliche Hypothesen als unplausibel erscheinen lassen: a) spricht gegen eine **HARTE NACHRICHT**, b) gegen eine **WEICHE NACHRICHT**. Als zutreffend erweisen würden sich schliesslich auch die Erwartungen bezüglich der illokutiven Rolle der Sätze im Hauptteil des Berichts: Realisiert sind vornehmlich repräsentative Sprechakte in Form von Beschreibungen und Mitteilungen. Damit wäre dann die Eingangshypothese gewissermassen weitestgehend abgesichert. Da die Erwartungen und der zu verarbeitende Text in allen wesentlichen Punkten konvergieren, könnte man spätestens hier von einer übercodierten Abduktion sprechen: Der Text *ist* mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Fall eines Berichts. Allerdings dürften viele LeserInnen die erste, eben unsichere Hypothese gar keiner weiteren Gültigkeitsprobe mehr unterziehen, und in diesem Fall bliebe es beim ersten, risikoreichen Abduktionsschluss: der Text ist *prima vista* ein Bericht (oder auch, bei anderer Gewichtung der Indizien, z.B. eine weiche Nachricht).

In der Schlussbetrachtung zu dieser Rekonstruktion wurde dann noch über den naheliegenden und deshalb antizipierten Einwand diskutiert, wonach es hier gar nicht um die Modellierung von Verstehen, sondern um das Nachzeichnen eines Interpretationsvorgangs gehe, der so höchstens in klassifikatorischer Absicht erfolge. Dieser Einwand ist nicht ganz falsch, er lässt sich aber auch als Umformulierung der allgemeinen Annahme auffassen, die sämtlichen Rekonstruktionen vorangestellt und für die einzelnen Verstehens'aufgaben' jeweils noch spezifiziert wurde. Diese Annahme besagt, dass die Konzepte, auf denen die Rekonstruktionen beruhen (hier z.B. die Superstruktur Bericht), als Rahmen gesehen werden, der eine punktuelle Annäherung an eine Art Maximum dessen erlaubt, was die Rezipierenden erreichen könnten.

Die *Verknüpfungsbeziehungen* des Beispieltextes wurden zunächst in Form einer tabellarischen Übersicht präsentiert (Abschnitt a), Abb. 12). Dominanter Darstellungsgesichtspunkt war die Art der formalen Realisierung der Konnektoren: unterschieden wurde zwischen lexikalisch indizierten Beziehungen (durch Konnektiva realisierte Verknüpfungen) einerseits und nicht oder durch besondere Interpunktion angezeigte Relationen andererseits (durch Punkt, Doppelpunkt oder Gedanken-

strich realisierte Verknüpfungen). Unterschieden wurde weiter danach, ob Teilsätze oder Sätze miteinander verknüpft werden. Schliesslich wurden alle Relationen mittels des in Kap. 4.4.5. b) diskutierten Ansatzes von Sanders, Spooren & Noordman (1992) interpretiert und klassifiziert (nach dem Kriterium der dort so genannten "basalen kognitiven Operation": additive und kausale Relationen) sowie subklassifiziert (aufgrund der von Sanders et al. beschriebenen 16 Kohärenzrelationen).

Die für die Rekonstruktion der Inferenzen im Bereich der Konnektoren massgebenden Befunde der Analyse waren die beiden folgenden: Für das Erschliessen der satzübergreifenden Zusammenhänge bietet der Text nur gerade zwei sprachliche Anhaltspunkte (die Konnektiva "allerdings" und "dafür") - und das bei immerhin 16 übergangsrelevanten Stellen. Im Gegensatz dazu sind sämtliche 11 teilsatzübergreifenden Verknüpfungen markiert, wobei hier besondere interpunktueller Mittel wie der Gedankenstrich und v.a. der Doppelpunkt viel häufiger sind als lexikalische Indizien. Eine erste Konsequenz daraus lautete: Die Abduktionen im satzübergreifenden Bereich können in den meisten Fällen nur untercodierte sein und diese Abduktionen können auch nicht in *der* Weise weiteren Gültigkeitsproben unterzogen werden, wie das z.B. beim syntaktischen Satzverstehen möglich ist. Während das Verstehen der beiden Konnektiva "allerdings" und "dafür" nach dem bekannten Muster rekonstruiert werden konnte, musste für das Erschliessen der nicht markierten Übergänge nach neuen Lösungen gesucht werden. Zur Diskussion gestellt wurde eine Kompensierungsstrategie im Sinne eines Rückgriffs auf Standarderwartungen, die als *Defaults* für unmarkierte Verknüpfungen repräsentiert sein könnten: Wenn sich, so die Überlegung, das im Beispieltexat gefundene Verteilungsmuster kausaler und additiver Relationen (kausale Relationen kommen v.a. im Lead und dann wieder im letzten Absatz vor, additive v.a. im 'Hauptteil' des Textes) als spezifisch für die Textsorte BERICHT erweisen würde, dann könnte man annehmen, dass es dazu auch ein kognitives Korrelat gibt, das als Bestandteil der Superstruktur Bericht gedacht werden könnte. Wurde indessen schon die Basis *dieser* Argumentation als ungenügend ausgewiesen (es wurde ja nur ein einzelner Text analysiert), so geriet eine andere Annahme noch spekulativer, obwohl gerade diese Annahme aus theoretischer Sicht quasi unverzichtbar schien: Das war die Annahme, dass es für das Erschliessen impliziter Konnektoren prototypische kausale und prototypische additive Relationen gibt oder sogar geben *müsste*, weil es ebenso unwahrscheinlich ist, dass die Rezipierenden immer alle verfügbaren Verknüpfungsbeziehungen aktivieren, wie es unwahrscheinlich ist, dass beim Verstehen nur mit allgemeinen Additions- und Kausalitätskonzepten operiert wird. Nur: welche Relationen wären die prototypischen, wenn z.B. Sätze zu lesen sind, die nur durch einen Punkt verbunden sind? Und welches könnten die Alternativen zu den prototypischen Relationen sein, die beim Abduktionsschluss in den Hypothesenraum integriert würden? Am Beispiel der additiven Relationen wurde das Spekulative diesbezüglicher Antwortversuche aufgezeigt, und aufgezeigt wurde daran auch, dass das *Kernproblem der Rekonstruktion von Inferenzen bei impliziten Konnektoren* letztlich in der Frage besteht, ob ein Konnektivum zur Anzeige eines Konnektors notwendig ist oder nicht, denn sowohl die prototypischen Relationen selbst als auch diejenigen Relationen, die als mögliche Alternativen zum Prototypen in den Hypothesenraum zu integrieren wären, müssten aus der Menge derjenigen Konnektoren bestimmt werden, die auch ohne Konnektivum realisiert werden können. - Analog dazu präsentierte sich dann auch die Ausgangslage für die Rekonstruktion der Inferenzen im teilsatzübergreifenden Bereich, für den eine Dominanz bestimmter interpunktueller Mittel festgestellt wurde.

Um hier einen Schritt weiterzukommen, wurde eine kleine *empirische Pilotstudie* in Form einer schriftlichen Befragung durchgeführt (Abschnitt c)). Strukturbildend für den Fragebogen waren die folgenden beiden Fragen: Welche Relationen müssen durch Konnektiva angezeigt werden und welche nicht? Und, wenn Konnektiva weggelassen werden können: Was sind eher gewöhnliche und was eher ungewöhnliche

interpunktueller Mittel zur Indizierung eines bestimmten Konnektors? Die Einschätzung dieser beiden Fragen sollte es dann, so die 'Logik' der Studie, erlauben, den Hypothesenraum beim Inferieren implizit bleibender Konnektoren anzugeben (er bestünde aus allen Konnektoren, die sich im Urteil der ProbandInnen auch ohne Konnektivum realisieren lassen). Zudem wäre dann, wenn die Weglassbarkeit und/oder Ersetzbarkeit bestimmter Konnektiva als besonders gewöhnlich eingeschätzt würden, wenigstens ein Bereich abgesteckt, innerhalb dessen prototypische Verknüpfungsbeziehungen zu suchen wären.

Der Fragebogen bestand aus 16 Fragen; jede Frage fokussierte eine der von Sanders et al. angesetzten 16 Kohärenzrelationen. Einschätzungsbasis war immer ein Ausgangssatz mit explizitem Konnektor (z.B. "und", "obwohl", "weil"). Zu diesen Ausgangssätzen wurden jeweils vier Varianten formuliert: eine Variante ohne Konnektivum (Punkt-Variante) und drei Varianten mit besonderer Interpunktion, nämlich: Doppelpunkt, Gedankenstrich und 'Gedankenstrich nach Punkt'. Beurteilt werden musste dann - immer mit Bezug auf den relationalen Gehalt des Ausgangssatzes - zum einen, ob es sich um mögliche oder unmögliche Varianten handelt, und zum anderen, falls eine Variante für möglich gehalten wurde, ob es sich um eine eher gewöhnliche oder ungewöhnliche Variante handelt. Schliesslich musste bei allen 16 Fragen noch angegeben werden, welche der vier Varianten dem Ausgangssatz am besten entspricht.

Durchgeführt wurde die Untersuchung bei Studierenden der ersten Semester, die zum Erhebungszeitpunkt (Juli 1998) einen linguistischen Einführungskurs an der Universität Zürich besuchten. Verteilt wurden 37 Fragebogen; ausgewertet werden konnten 29 Fragebogen.

Der globale Befund dieser Befragung war, dass bei knapp drei Vierteln aller untersuchten Konnektoren alle (!) ProbandInnen der Meinung waren, dass es für die jeweiligen Konnektiva mindestens eine adäquate Ersetzungsvariante gibt (vgl. Abb. 13). Dieses Gesamtbild konnte in verschiedenen Hinsichten präzisiert und differenziert werden, wobei zur Abschätzung der Validität der Befunde auch einige statistische Berechnungen durchgeführt wurden. Diese Kontrollen zeigten, dass die ProbandInnen auch dann von verschiedenen Konnektoren ausgegangen sind, wenn zur Bezeichnung von verschiedenen Relationen in den Ausgangssätzen die gleichen Konnektiva gewählt wurden. (Z.B. waren die Antworten der ProbandInnen für die drei mit "weil" explizierten Konnektoren *GRUND-FOLGE*, *FOLGE-GRUND* und *BEHAUPTUNG-DATUM/ FAKTUM* unabhängig voneinander).

Im Anschluss an eine kritische Einschätzung der Ergebnisse (problematisiert wurde v.a. die Zusammensetzung der Stichprobe und das verwendete Beispielmateriale) wurden die Hauptbefunde der Studie in zwei Punkten zusammengefasst. Der erste Befund war massgebend für die Modellierung der Inferenzen im satzübergreifenden Bereich, der zweite für die Rekonstruktionen im teilsatzübergreifenden Bereich:

1. Es ist möglich (nach Meinung aller ProbandInnen) *und* gewöhnlich (gemäss einer sehr klaren Mehrheit der ProbandInnen), den relationalen Gehalt der Konnektoren *ANFÜHRUNG* (typischerweise angezeigt durch "und"), *AUSNAHME* ("aber"), *DATUM/ FAKTUM-BEHAUPTUNG* ("deshalb") und *GEGENBEHAUPTUNG-DATUM* ("auch wenn") nur mit einem Punkt, also ohne Konnektivum und ohne besondere Interpunktion, zu realisieren. In Umkehrung der Perspektive wurde dieser Befund so interpretiert, dass mindestens diese vier Relationen den Hypothesenraum bilden dürften, wenn nicht indizierte Konnektoren erschlossen werden. Überdies waren die Einschätzungsunterschiede bezüglich der Gewöhnlichkeit der Punkt-Variante bei diesen Konnektoren so gering, dass es - entgegen den Erwartungen - unrealistisch wäre, von nur *einem* additiven und nur *einem* kausalen Verknüpfungsprototypen auszugehen.

2. Der Gedankenstrich ist ein möglicher (im Urteil aller ProbandInnen) *und* gewöhnlicher Ersatz (nach einer Mehrheit der ProbandInnen) für nicht weniger als sieben Konnektoren: *GEGENSATZ* ("im Gegensatz zu"), *GRUND-FOLGE* ("weil"),

DATUM/ FAKTUM-BEHAUPTUNG ("deshalb"), *BEHAUPTUNG-DATUM/ FAKTUM* ("weil"), *ZIEL-INSTRUMENT* ("diesbezüglich"), *FOLGE-BEDINGUNG* ("wenn") und *GEGENBEHAUPTUNG-DATUM* ("auch wenn"). Daraus wurde - mittels Umkehrschluss, analog zu 1. - gefolgert, dass der Hypothesenraum beim Erschliessen von Konnektoren, die lediglich durch Gedankenstrich indiziert sind, diese sieben Relationen umfassen dürfte.

Vor diesem Hintergrund konnten für die Abduktionen bei gänzlich impliziten Konnektoren des Beispieltextes, wie sie dort ja ausschliesslich im *satzübergreifenden Bereich* vorkommen, zwei Szenarien entworfen werden, nämlich eines auf der Basis des diskutierten Verknüpfungs-Defaults (textsortenspezifische Standarderwartung für implizite Konnektoren; Szenario 1), und eines ohne diesen Default (Szenario 2; vgl. Abschnitt d)): Während der Hypothesenraum nach Szenario 2 immer aus den vier Relationen *ANFÜHRUNG*, *AUSNAHME*, *DATUM/ FAKTUM-BEHAUPTUNG* und *GEGENBEHAUPTUNG-DATUM* bestünde, bräuchten die Verstehenssubjekte bei Szenario 1 beim Lesen des Leads und des letzten Absatzes lediglich die beiden kausalen Relationen *DATUM/ FAKTUM-BEHAUPTUNG* und *GEGENBEHAUPTUNG-DATUM* und im 'Hauptteil' des Textes nur die beiden additiven Relationen *ANFÜHRUNG* und *AUSNAHME* in Rechnung zu stellen. Ein Vergleich der beiden Szenarien unter den Aspekten Effizienz (Kriterium: Aufwändigkeit des Ausschlussverfahrens) und Risiko (Kriterium: potenzielle Missverständnisse) zeigte, dass das Szenario ohne Verknüpfungs-Default das plausiblere ist, weil es zwar etwas weniger effizient, dafür aber mit bedeutend geringerem Risiko behaftet ist. Somit erwies sich die aus theoretischer Perspektive quasi unverzichtbare Annahme eines Verknüpfungs-Defaults (vgl. Abschnitt b)) als überflüssig.

Im Gegensatz dazu liess sich der zweite Hauptbefund der Studie nur bedingt für die Rekonstruktion der Inferenz beim Verstehen des Beispieltextes nutzen. Wenn festgestellt wurde, dass der Gedankenstrich als polyvalenter Indikator für lexikalisch nicht explizierte Konnektoren angesehen wird (gemäss den Daten umfasst der Hypothesenraum beim Erschliessen solcher Beziehungen sechs kausale und eine additive Relation), dann unterstreicht das zwar noch einmal, wie risikoreich das Geschäft der Abduktionen ist (beim Verstehen) und bleibt (beim Interpretieren), aber all das sagt wenig über den Beispieltext aus, denn das dominante interpunktueller Mittel zur *Verknüpfung von Teilsätzen* war dort ja nicht der Gedankenstrich, sondern der Doppelpunkt. - Interessant schien dieser Befund hingegen in ganz anderer Hinsicht: Die *Polyvalenz des Gedankenstrichs* spiegelt sich nämlich in grammatischen Referenzwerken (z.B. Heuer ²³1997) und Wörterbüchern (z.B. Duden Bd. 1, ²¹1996) nur sehr bedingt: Zu stark gewichtet wird dort die kataphorische Funktion des Gedankenstrichs und weitgehend ausgeblendet bleibt das relationale Potenzial, das ihm von den ProbandInnen zugeschrieben wird.

Untersuchungsgegenstand des letzten Abschnitts dieser Arbeit waren die *Verweisungsbeziehungen* des Beispieltextes (Abschnitt e)). Auch hier erfolgte die exemplarische Rekonstruktion abduktiver Leistungen im Anschluss an textanalytische Befunde, die zuerst in tabellarischen Übersichten festgehalten und dann diskutiert wurden. Analysiert wurden im Einzelnen: die gegenstands- und raumbezogenen Verweisungen (Abb. 14-1 bis 14-3), die personalen Verweisstrukturen (Abb. 14-4) und die temporalen Verweisstrukturen (Abb. 14-5; zur Begründung dieser Verteilung referentieller Beziehung vgl. Kap. 4.4.5. b), Abschnitt ii)).

Das *gegenstands- und raumbezogene Verweisungsnetz* des Artikels wurde unter sechs Gesichtspunkten beschrieben: Bezugs- resp. Verweisungsausdrücke, Verweistypen (Klassifizierung der Verweisungsbeziehungen gemäss den in Kap. 4.4.2. ii) diskutierten Kohäsionsmitteln), Verweisrichtung (anaphorische und/ oder kataphorische Verweise), Verweisdistanz (teilsatz-, satz- und absatzübergreifende Rückverweise), Korrelate im Bild und Wissensdeixis (vgl. Abb. 14-1 und für die Operationalisierungen die Erläuterungen dazu). Die so aufgewiesene Dichte und

Vielfältigkeit des Verweisungsnetzes warf nicht zuletzt ein Licht auf die Komplexität der Verstehens'aufgaben' auch in diesem Bereich. Komplex sind die Verstehensanforderungen v.a. auch deshalb, weil das Verweisungsnetz sprachlich weit weniger explizit ist, als es den Anschein macht: Substitutionen und Kontiguitäten sind dreibis viermal häufiger als Lexemrekurrenzen mit Koreferenz. Die Verstehens'aufgabe' wurde als Kette von Entscheidungen beschrieben, unter denen zwei als besonders wichtig angesehen werden können: Zum einen gilt es, Bezugs- und Verweisungsausdrücke *als solche* zu erkennen (nur so kann die Kohäsionsstruktur des Textes überhaupt zur Etablierung eines kohärenten Textes genutzt werden), zum andern ist zu entscheiden, in welchem Verhältnis genau die Bezugs- und Verweisungsausdrücke stehen.

Was die Art der Beziehung von Bezugs- und Verweisungsausdrücken betrifft, so geht es den Verstehenssubjekten natürlich nicht darum, diesen oder jenen Verweisungsausdruck als Fall z.B. einer Substitution oder Kontiguität usw. zu erkennen, sondern die massgebende Frage wird lauten, *ob und, gegebenenfalls, inwieweit der im Moment zu verstehende Ausdruck mit einem verstandenen Bezugsausdruck bezugsidentisch* ist (das, in erster Linie das, wirkt sich direkt auf die Ausgestaltung des mentalen Textes aus). So gesehen liessen sich die Verweistypen zu zwei *funktionalen* Gruppen zusammenstellen: 1) koreferente Verweise, die kognitive Referenzpunkte (verstandene Bezugsausdrücke) wieder aufnehmen resp. weiterführen (Substitution, Lexemrekurrenz mit Koreferenz, koreferente Proformen) und 2) partiell koreferente Verweise, die kognitive Referenzpunkte differenzieren (Kontiguität, Rekurrenz eines Lexemverbandes mit partieller Koreferenz). - Die andere für die Rezeption bedeutende Frage ist, *aufgrund welcher Indizien* Rezipierende (Grade der) Bezugsidentität feststellen und entsprechende Abduktionen absichern können. Unter diesem Aspekt wurden die Verweisungen zu drei *formalen* Gruppen zusammengestellt. Unterschieden wurde zwischen 1) koreferenten Proformen (nur aufgrund von morphosyntaktischer Information identifizierbar), 2) Substitutionen und Kontiguitäten (nur aufgrund von 'kontextuellen Informationen i.w.S.' erkennbar, z.B. Bilder und top-down beigebrachtes Wissen) sowie 3) Lexemrekurrenz mit Koreferenz und Rekurrenz eines Lexemverbandes mit partieller Koreferenz (zur Identifizierung kommen prinzipiell morphosyntaktische Indizien *und* 'kontextuelle Informationen i.w.S.' in Frage).

Auf der Basis dieser funktionalen und formalen Klassifikation von Verweistypen wurde dann eine Textstelle durchbesprochen. Ein kleiner Ausschnitt daraus sei hier nochmals rekapituliert, um zu zeigen, dass (und wie) das Prinzip Inferenz im Bereich der Verweisungsbeziehungen funktioniert. Als Beispiel dient der erste Verweisungsausdruck des Leads, das ist "Space-Inn". Diesem vorangegangen ist der folgende Kotext: "Aussicht auf die Erde garantiert" (Dachzeile)/ "Ferien im All" (Titel)/ "Willkommen im 'Space-Inn'!" (erster Satz des Leads). Das Vorkommnis "Space-Inn" kann auf bereits verarbeitete Ausdrücke des Titels rückbezogen und so einerseits als *Fall von gegenstandsbezogener, partieller Koreferenz* verstanden werden: Teilweise wiederaufgenommen und dabei differenziert wird der kognitive Referenzpunkt "Ferien" (Kontiguität von "Ferien" und "Hotel", die ihrerseits über drei implizite Substitutionen rekonstruierbar ist: eine konventionell gestützte ("Holiday" für "Ferien"), eine ad-hoc gestützte ("Space-Inn" für "Holiday"-Inn) und eine enzyklopädisch gestützte ("Hotel" für "Holiday-Inn")). Andererseits kann "Space" als *Fall von räumlicher Koreferenz* verstanden werden: Vollständig wiederaufgenommen bzw. weitergeführt wird "All", ein zweiter kognitiver Referenzpunkt (konventionell gestützte Substitution von "All" durch "Space"). Gestützt wird die erste Inferenz ("der Verweisungsausdruck "Space-Inn" ist ein Fall einer differenzierenden Weiterführung des Bezugsausdrucks "Ferien") durch eine Top-down-Information in Form eines 'Ferien-Frames', der durch den Titelausdruck "Ferien" aktiviert wird (man 'weiss', dass zu Ferien Hotels gehören). Diese Information dürfte für eine übercodierte Abduktion ausreichen, da es kaum gleich wahrscheinliche Alternativen gibt. D.h.:

"Space-Inn *ist* eine differenzierende Weiterführung von "Ferien" bzw., technisch ausgedrückt: das Vorkommnis *ist* ein Fall der hypostasierten Regelmässigkeit 'partielle Koreferenz'. Auch die zweite Inferenz ("der Verweisungsausdruck "All" ist ein Fall einer vollständigen Wiederaufnahme bzw. ein Fall von Bezugsidentität") ist gut abgesichert: das 'Wissen' um die Konvention, dass "Space" "All" bedeuten kann. Hinzu kommt, als weitere Absicherung, dass schon "All" bildunterstützt ist, sodass kaum Zweifel aufkommen dürften, dass hier ein Fall von Bezugsidentität (technisch: ein Fall von räumlicher Koreferenz) vorliegt. Entsprechend wäre auch hier von einer übercodierten Abduktion auszugehen.

Im Unterschied zum gegenstands- und raumbezogenen Verweisungsnetz besteht das *personenbezogene Verweisungsnetz* des Beispieltextes aus viel weniger Bezugsausdrücken, und diese Ausdrücke werden auch weit weniger häufig wieder aufgenommen (vgl. Abb. 14-4). Weil die Personenebene im analysierten Text auch sonst eine eher untergeordnete Rolle spielt und weil die exemplarische Rekonstruktion der Inferenzen in diesem Bereich keine neuen Einsichten brachte (dominant sind wiederum übercodierte Abduktionen), braucht dieser Aspekt hier nicht mehr weiter besprochen zu werden.

Die Verstehensaufgabe im Bereich der *temporalen Verweisungsbeziehungen* wurde so beschrieben, dass es einerseits darum geht, die berichteten (Teil-)Ereignisse in ein temporales Verhältnis zu bringen, und andererseits darum, einen zeitlichen Bezug zwischen dem Berichteten und der Wirklichkeit der aktuellen Rezeptionssituation zu erschliessen. In der Folge wurde nur dieser zweite Aspekt näher betrachtet.

Die Indizien für Schlussfolgerungen zur Bestimmung eines temporalen Bezugs zwischen dem Berichteten und der aktuellen Rezeptionssituation wurden in Abb. 14-5 aufgelistet. Diese Aufstellung machte deutlich, dass sämtliche Verben im Indikativ Präsens realisiert sind. Die Konsequenzen für die Inferenzen wurden zum einen darin gesehen, dass die Bedeutung der einzelnen Indikativ-Präsens-Formen nur via präsupponierte Kontraste zu anderen temporalen Formen erschlossen werden kann (eine Absicherung durch Vergleiche mit anderen Modi und Tempi im externen Text ist nicht möglich), und zum andern darin, dass zur genauen Eruierung speziell der Präsens-Bedeutungen neben den Gebrauchsarten der Verben v.a. die kotextuellen Ausdrücke mit temporaler Bedeutung mitbedacht werden müssten.

Als allgemeiner Hypothesenraum für die im Indikativ-Präsens realisierten Aussagen wurde angesetzt (auf der Grundlage einschlägiger Funktionsbestimmungen der Tempora und Modi z.B. bei Weinrich 1993): die Vorkommnisse könnten Fälle von Vergangenem, Gegenwärtigem, Zukünftigem oder zeitlos Gültigem sein (Präsens), und es dürfte sich um Fälle von "real Möglichem" handeln (Indikativ). D.h.: Zum Vornherein ausgeschlossen werden könnte lediglich, dass es sich um abgeschlossene Ereignisse handelt (diese wären mittels auffälligen, weil zusammengesetzten Zeitformen wie z.B. dem Perfekt realisiert), und ausgeschlossen werden könnte, dass über irrealer Ereignisse berichtet wird (dafür würden ebenfalls auffällige Formen wie z.B. die Würde-Konstruktionen gebraucht).

Wie nun die kotextuellen Indizien im Umfeld der Verben beim Erschliessen temporaler Bezüge mit den auf die Verbformen bezogenen Erwartungen interagieren könnten, wurde anhand des Textanfangs illustriert. Ein Ausschnitt aus dieser Illustration sei hier rekapituliert: In den Eingangssequenzen sind die finiten Verben ganz ausgespart. Werden nur diese Stellen gelesen, kann man zwar ausschliessen, dass es um Vergangenes oder um zeitlos Gültiges geht (beides verträgt sich schlecht mit der Rubrik "Aktuell", in der der Artikel erschienen ist), aber offen bleibt, ob "Ferien im All" etwas Gegenwärtiges oder Zukünftiges sind. Weil es diese Alternative gibt, ist von einer untercodierten Abduktion auszugehen. Wählt man dagegen den Einstieg über das grosse Bild und die zugehörige Legende, stösst man auf das Wort "*Weltraum-Projekt*", und das ist ein starkes Indiz für die Zukünftigkeit des Berichteten (tendenziell übercodierte Abduktion). Klarheit schafft

dann der zweite Satz des Leads: "Hoch über der Erde soll bald das erste Hotel entstehen." An diesem Punkt dürften beide Leseinstiege in *einer* Abduktion konvergieren, und zwar in einer übercodierten: "Ferien im All" *sind* ein Fall der Regelmässigkeit 'Bericht über etwas Zukünftiges'. Deutliche Indizien dafür, dass das Hotel noch nicht existiert, sind das Verb "entstehen" und das Adjektiv "erste" (das Adverb "bald" wiederum ist geeignet, die auf dem Indikativ basierende Erwartung 'real möglich' zu stützen).

Am Beispiel des Modalverbs "soll" im zitierten Satz "Hoch über der Erde soll bald das erste Hotel entstehen." wurde abschliessend noch gezeigt, dass das Verstehen selbst dann mit verschiedenen Unsicherheiten behaftet bleiben kann, wenn die von der Textinterpretation aufgewiesenen Indizien für übercodierte Abduktionen allesamt ausgenützt würden. Was genau mit "soll" gemeint ist, lässt sich nicht entscheiden.

Sicher sagen lässt sich hingegen jetzt, um auf die Hauptthese dieser Arbeit zurückzukommen: Inferenzen *sind* ein Prinzip des Sprachverstehens, und zwar ein bedeutsames, weil durchgängiges. Beweisen liess sich dieses Prinzip nicht, das ist bei Prinzipien grundsätzlich nicht möglich (vgl. Kap. 1), aber illustriert werden konnte, dass Inferenzen in Form der über- und untercodierten Abduktionen auf allen sprachlichen Ebenen eine wichtige Rolle spielen. Das für einzelne Zeichen präzierte Schlussmodell (Kap. 3) erwies sich als anwendbar und beschreibungsadäquat nicht nur für das Wortverstehen (Kap. 4.2), sondern *auch* für das Satzverstehen (Kap. 4.3) *und* für das Textverstehen (Kap. 4.4.6.2).

Im Kontext (*sprach*)philosophischen Denkens ist die Einsicht kaum neu, dass inferentielle Leistungen als Wesenszug des Sprachverstehens aufzufassen sind: Hier haben besonders Biere (1989, in genauer Kenntnis der philosophisch-hermeneutischen Tradition; vgl. auch Biere 1996) und Busse (1991, in seinem sprachphilosophisch abgestützten Unternehmen einer "explikativen Semantik"; vgl. auch Busse 1994) bedeutende Arbeit geleistet. Wenn es einen kleinen Beitrag der vorliegenden Arbeit zu diesem 'Diskurs' gibt, besteht er darin, gezeigt zu haben, *wie* das Prinzip Inferenz im Einzelnen funktioniert bzw. *wie* abduktives Schliessen auf den verschiedenen Ebenen des Sprachsystems modelliert werden kann und welche theoretischen Konzepte dabei nützlich sein können.

Eher neu oder noch ungewohnt scheint mir dagegen die *Perspektive* zu sein, mit der Inferenzen in dieser Arbeit untersucht wurden. Die hier eingenommene Perspektive ist eine *integrativ-linguistische* (berücksichtigt werden alle sprachlichen Ebenen) und, mindestens von der Idee her, eine *transdisziplinäre*. Damit ist, im Sinne von Mittelstrass (z.B. 1996), eine Forschungsperspektive gemeint, die ihre Probleme disziplinenunabhängig stellt und disziplinenüberschreitend angeht und zu lösen versucht. Ausgangs- und Mittelpunkt dieser Arbeit waren immer *Phänomene*. Betrachtet wurden Phänomene der Verstehens- und Verständigungspraxis, und zu deren Explizierung wurden Konzepte, Modelle und Theorien unterschiedlichster Provenienz herangezogen und z.T. weiterentwickelt. Die Phänomene reichen von Gebrauchsweisen des Ausdrucks 'Verstehen', wie sie sich in Wörterbüchern niederschlagen, bis hin zu authentischen Texten der geschriebenen *und* der gesprochenen Sprache; die Konzepte kommen aus der Zeichentheorie, der traditionellen Grammatik, der Satzsemantik, der Sprechakttheorie, der Tätigkeitspsychologie und der kognitiven Textlinguistik. - Eine Etikette scheint es für eine solche Perspektive nicht zu geben. Aber das stört mich nicht, denn gängige Etiketten wie z.B. das Beiwort "kognitiv" im Zusammenhang mit Linguistik brauchen keineswegs gemeinsame Überzeugungen anzuzeigen (vgl. Knobloch 1994 und dagegen Schwarz 1992). Natürlich hat es eine solche Perspektive nicht einfach. Sie muss sich z.B. auf ganz verschiedene Terminologien einlassen und versuchen, diese

aufeinander zu beziehen. Das kann mühsam sein, es kann aber auch zu einem etwas anderen Blick auf die Phänomene führen.

Im Unterschied zu den genannten Vorarbeiten ging es mir weder darum, vermeintlich innovative Befunde moderner ('kognitivistischer') Textverarbeitungsforschung auf "verschüttete Traditionen" zurückzuführen (Biere 1996, 15), noch darum, den Beitrag verschiedener Konzepte zu einer Rahmentheorie des Verstehens (wie der "explikativen Semantik" Busses, Busse 1991) abzuklären, sondern Ziel war es, anhand von Beispielen zu zeigen, dass das Prinzip Inferenz funktioniert, wie es im Einzelnen funktioniert, was die jeweiligen *Indizien* für Abduktionen sind, wie der *Hypothesenraum* während des erwartungsgeleiteten Verstehens abgeschätzt werden kann, wie Hypothesen gegeneinander abgewogen werden und wie die *Schlussfolgerungsprodukte* beurteilt werden können.

Im Rahmen dieser Zielausrichtung hat sich einiges ergeben, das der *empirischen Inferenzforschung* neue Impulse geben könnte. Der Anspruch, ein 'begriffliches Einmaleins' der Inferenzforschung zu erarbeiten (vgl. Kap. 1), konnte zwar so nicht eingelöst werden, aber immerhin konnten zentrale Begriffe und Konzepte der Inferenzforschung soweit geschärft werden, dass künftige empirische Studien daran anschliessen oder sich kritisch darauf beziehen könnten. Das betrifft v.a. die Begriffe 'Verstehen', 'Inferenz', 'Text' und 'Kohärenz', und es betrifft, auf der Ebene der Konzepte, u.a. die Systematisierungsvorschläge im Bereich der Kohärenzrelationen und das für die Rezeption adaptierte Modell von Textfunktionen.

An Grundsätzlichem hat sich für mich in dieser Arbeit gezeigt, dass die Linguistik in der empirischen Inferenzforschung durchaus ein Wort mitzureden hätte, vielleicht weniger bei den Kontroversen um die Stärke und Dauerhaftigkeit von Aktivationsmustern (als Kriterien für Inferenzen), aber umso mehr im Bereich der Verstehensgegenstände, anhand derer Inferenzen untersucht werden. Beispielsweise wird die Frage nach der Vielzahl von 'Schnittstellen' für Inferenzen, die ein Text bietet, in der psychologischen und psycholinguistischen Inferenzforschung so gut wie immer übersprungen, bzw. diese Frage kommt dort gar nicht erst in den Blick, weil das übliche Vorgehen darin besteht, einen Text so zu konstruieren, dass er eine bestimmte Inferenz nahelegt, von der die *Versuchsleiter* annehmen, dass sie während des Verstehens auftritt.

Strohner (1995, 135) schreibt, der konstruktivistischen und der minimalistischen Position der Inferenzbildung (vgl. dazu ausführlicher Kap. 1) sei "die Annahme von einem situationsunabhängigen Kern der Textsemantik und einer situationsabhängigen Peripherie um diesen Kern gemeinsam", und der Unterschied zwischen diesen beiden Positionen beziehe sich "nur auf die Ausdehnung dieses Kerns." (ebd.) Dagegen stellt er (als Desiderat, soweit ich sehe) eine *situierte Inferenztheorie*, die die Annahme eines situationsunabhängigen semantischen Kerns ablehnt und von einer durchgängigen Situationsabhängigkeit der Inferenzbildung ausgeht. Als Argument für die Situationsabhängigkeit der Inferenzbildung führt Strohner (1995, 135f.) Lesezeit-Experimente von Noordman, Vonk & Kempf (1992) zu kausalen Inferenzen an, die zeigen sollen, dass "unter bestimmten Bedingungen sogar weniger Inferenzen auftreten, als von der minimalistischen Theorie prognostiziert wird". Mit 'bestimmten Bedingungen' sind ProbandInnen mit viel und solche mit geringem Vorwissen sowie verschiedene Instruktionsanweisungen gemeint. Zwar berichtet Strohner (ebd.) nicht, welche Inferenzen unter diesen Bedingungen denn überhaupt noch gebildet werden, aber im Rahmen des minimalistischen Ansatzes kann man annehmen, dass es sich nur noch um koreferentielle Inferenzen handelt. Also hätten die ProbandInnen in diesem Experiment *auf inferentiellern Weg* gerade mal verstanden, dass in den Testsätzen ein Bezugsobjekt (ein kognitiver Referenzpunkt) wiederaufgenommen resp. weitergeführt wird? Und sonst hätten sie nichts verstanden? Nein, so ist das natürlich *nicht* gemeint, aber gemeint sein dürfte, dass die

Verstehenssubjekte die Wörter des Satzes, die syntaktische Konstruktion und den Satzinhalt schon verstanden haben - nur eben nicht durch inferentielle Prozeduren. In deutlichem Gegensatz zu Sichtweisen wie dieser, in der das Verstehen in einen (grösseren) nicht-inferentiellen und einen (kleineren) inferentiellen Teil auseinanderfällt, wurde in dieser Arbeit zu zeigen versucht, dass sich das Sprachverstehen als durchwegs inferentieller Vorgang begreifen lässt, wenn man von den zu verstehenden Texten ausgeht und die Analyse des Verstehens konsequent auf *einen* semiotisch fundierten Zeichen- und Sprachbegriff abstützt. (vgl. Kap. 3) - Die Konsequenz dieser umfassenden Konzeption von Inferenzen ist dann freilich auch ein sehr grosses Arbeitsprogramm. Zu wünschen wäre, dass sich in Zukunft auch die empirische Linguistik stärker an diesem Programm beteiligt.

Literaturverzeichnis

- Abraham, W. (1990): Der Stand der Grammatikforschung in der Germanistik und Heringers jüngste Grammatik des Deutschen: Hans Jürgen Heringer, Lesen lehren lernen. Eine rezeptive Grammatik des Deutschen. Tübingen: Niemeyer 1988, 372 S. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik (ZGL)*, 18, 328-340.
- Abraham, W. (²1988): *Terminologie zur neueren Linguistik* (2 Bde.). Tübingen: Niemeyer.
- Althaus, H.-P., Henne, H. & Wiegand, H. E. (Hrsg.) (²1980): *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Amstad, T. (1978): *Wie verständlich sind unsere Zeitungen?* Zürich [Dissertation Universität Zürich].
- Anderson, A. H. (1995): Negotiating coherence in dialogue. In: Gernsbacher, M. A. & Givón, T. (eds): *Coherence in spontaneous text*. Amsterdam: Benjamins, 1-40.
- Anderson, J. R. (²1996): *Kognitive Psychologie*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Antos, G. & Augst, G. (1989): *Textoptimierung. Das Verständlichermachen von Texten als linguistisches, psychologisches und praktisches Problem*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Apel, K.-O. (Hrsg.) (1976): *Charles S. Peirce. Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Apel, K.-O. (1979): *Die ‚Erklären: Verstehen‘ - Kontroverse in transzendental-pragmatischer Sicht*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Atteslander, P. (⁷1993): *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Berlin: de Gruyter.
- Baker, C. (1992): *Attitudes and language*. Clevedon: Multilingual Matters.
- Baldauf, C. (1997): *Metapher und Kognition*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Balota, D. A. (1990): The role of meaning in word recognition. In: Balota, D. A., Flores d'Arcais, G. B. & Raynor, K. (eds): *Comprehension processes in reading*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 9-32.
- Bamberger, R. & Vanecek, F. (1984): *Lesen-Verstehen-Lernen-Schreiben*. Wien u.a.: Diesterweg.
- Bartlett, F. C. (1932): *Remembering: A study in experimental and social psychology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bateson, G. (⁴1992 [1972]): *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beaugrande, R.-A. de & Dressler, W. U. (1981): *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Biere, B. U. (1996): Textverstehen. Vom hermeneutischen zum kognitivistischen Paradigma. In: Sroka, K. (Hrsg.): *Referate des 30. Linguistischen Kolloquiums, Gdansk, Polen 1995*. Tübingen: Niemeyer.
- Biere, B. U. (1991): *Textverstehen und Textverständlichkeit*. Heidelberg: Groos (=Studienbibliographie Sprachwissenschaft, 2).
- Biere, B. U. (1989): *Verständlich-Machen. Hermeneutische Tradition – Historische Praxis – Sprachtheoretische Begründung*. Tübingen: Niemeyer.
- Bortz, J. & Döring, N. (²1995): *Forschungsmethoden und Evaluation*. Berlin: Springer.

- Bortz, J. (⁵1993): *Statistik für Human- und Sozialwissenschaftler*. Berlin: Springer.
- Boueke, D., Schüle, F., Büscher, H., Wolf, H. & Terhorst, E. (1995): *Wie Kinder erzählen. Untersuchungen zur Erzähltheorie und zur Entwicklung narrativer Fähigkeiten*. München: Fink.
- Boueke, D. & Schüle, F. (1988): Story Grammars. Zur Diskussion um ein erzählstrukturelles Konzept und seine Konsequenz für die Erzähldidaktik. In: *Wirkendes Wort*, 1, 125-142.
- Bransford, J. D., Barclay, J. R. & Franks, J. J. (1972): Sentence memory: A constructive vs. interpretative approach. In: *Cognitive Psychology*, 3, 193-209.
- Bright, W. (1992): *International Encyclopedia of Linguistics*. New York: Oxford University Press.
- Brinker, K. (³1992): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin: Schmidt.
- Bühler, K. (1982 [1934]): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Fischer.
- Burger, H. (1991): *Das Gespräch in den Massenmedien*. Berlin: de Gruyter.
- Burger, H. (²1990 [1984]): *Sprache der Massenmedien*. Berlin: de Gruyter.
- Burger, H. & Imhasly, B. (1978): *Formen sprachlicher Kommunikation. Eine Einführung*. München: Kösel.
- Burkhardt, A. (1990a): 'Les jeux sont faits': eine Erwi(e)derung an Fritz Hermanns und Wolfgang Motsch. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik (ZGL)*, 18/1, 65-80.
- Burkhardt, A. (1990b): Speech act theory - the decline of paradigm. In: Ders. (ed.): *Speech acts, meaning, and intentions: critical approaches to the philosophy of John R. Searle*. Berlin: de Gruyter, 91-128.
- Burkhardt, A. (1986): *Soziale Akte, Sprechakte und Textilokutionen: A. Reinachs Rechtsphilosophie und die moderne Linguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Busse, D. (1991): *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busse, D. (1994): Interpretation, Verstehen und Gebrauch von Texten: Semantische und pragmatische Aspekte der Textrezeption. In: Boehm, A., Mengel, A., & Muhr, T. (Hrsg.): *Texte verstehen: Konzepte, Methoden, Werkzeuge*. Konstanz: Universitäts-Verlag, 49-79.
- Bussmann, H. (²1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Kröner.
- Carpenter, P. A., Miyake, A. & Just, M. A. (1994): Working memory constraints in comprehension. Evidence from individual differences, aphasia, and aging. In: Gernsbacher, M. A. (ed.): *Handbook of psycholinguistics*. San Diego: Academic Press, 1075-1122.
- Clark, H. H. (1992): *Arenas of language use*. Chicago: University of Chicago Press.
- Clark, H. H. & Wilkes-Gibbs, D. (1986): Referring as a collaborative process. In: *Cognition*, 22, 1-39.
- Coates, J. (1995): The negotiation of coherence in face-to-face interaction. Some examples from the extreme bounds. In: Gernsbacher, M. A. & Givón, T. (eds): *Coherence in spontaneous text*. Amsterdam: Benjamins, 41-58.
- Crystal, D. (³1991): *The Cambridge encyclopedia of language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Dirven, R. & Radden, G. (eds) (1987): *Fillmore's case grammar. A reader*. Heidelberg: Groos.

- *Discourse Processes* 16/ 1993, 1-2: *Inference generation during text comprehension*.
- *Duden. Das grosse Wörterbuch der deutschen Sprache in 8 Bänden*. Hrsg. von G. Drosdowski, ²1995, Mannheim: Dudenverlag. [zitiert als DuGW]
- *Duden. Die deutsche Rechtschreibung* (Duden Bd. 1), ²¹ 1996. Mannheim: Bibliographisches Institut.
- *Duden. Die Grammatik* (Duden Bd. 4), ⁵ 1995, ⁴1984. Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Eco, U. (1994): *Zwischen Autor und Text: Interpretation und Überinterpretation*. München: Hanser.
- Eco, U. (1985a): *Semiotik und Philosophie der Sprache*. Übersetzt von Ch. Trabant-Rommel & J. Trabant, ital. Original 1984. München: Fink.
- Eco, U. (1985b): Hörner, Hufe, Sohlen: Einige Hypothesen zu drei Abduktionstypen. In: Eco, U. & Sebeok, T. A. (Hrsg.): *Der Zirkel oder Im Zeichen der Drei: Dupin, Holmes, Peirce*. Übersetzt von Ch. Spelsberg & Roger Willemsen, engl. Original 1983. München: Fink, 288-320.
- Eco, U. (1977): *Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Ehlers, S. (1986): Lesestrategien: zum Aufbau von Verstehensmustern im Rahmen der Auslandsgermanistik. In: *Informationen Deutsch als Fremdsprache*, 13/1, 3-14.
- Engelkamp, J. (1994): Mentale Repräsentation im Kontext verschiedener Aufgaben. In: Kornadt, H.-J., Grabowski, J., Mangold-Allwin, R. (Hrsg.): *Sprache und Kognition. Perspektiven moderner Sprachpsychologie*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag, 37-54.
- Engler, R. (1968): *Lexique de la terminologie Saussurienne*, Comité international permanent des linguistes, Publication de la commission de terminologie. Utrecht: Spectrum éditeurs.
- Fletcher, Ch. R. (1994): Levels of representation in memory for discourse. In: Gernsbacher, M. A. (ed.): *Handbook of psycholinguistics*. San Diego: Academic Press, 589-607.
- Garnham, A. (1994): Future directions. In: Gernsbacher, M. A. (ed.): *Handbook of psycholinguistics*. San Diego: Academic Press, 1123-1144.
- Garnham, A. (1991): Where does coherence come from? A psycholinguistic perspective. In: *Occasional papers in systemic linguistics*, 5, 131-141.
- Garnham, A. (1983): What's wrong with story grammars. In: *Cognition*, 15, 145-154.
- Garnham, A. & Oakhill, J. (1992): Discourse processing and text representation from a "Mental Models" perspective. In: *Language and cognitive processes*, 7, 193-204.
- Garrod, S. & Sanford, A. (1990): Referential processes in reading: Focussing on roles and individuals. In: Balota, D. A., Flores d'Arcais, G. B. & Raynor, K. (eds): *Comprehension processes in reading*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 465-485.
- Gauger, H.-M. (1995): *Über Sprache und Stil*. München: Beck.
- Gernsbacher, M. A. & Givón, T. (eds) (1995): *Coherence in spontaneous text*. Amsterdam: Benjamins.
- Gernsbacher, M. A. (ed.) (1994): *Handbook of psycholinguistics*. San Diego: Academic Press.
- Gernsbacher, M. A. (1990): *Language comprehension as structure building*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Givón, T. (1995): Coherence in text vs. coherence in mind. In: Gernsbacher, M. A. & Givón, T. (eds): *Coherence in spontaneous text*. Amsterdam: Benjamins, 59-115.

- Glinz, H. (1990): Gedanken eines alten Linguisten zu einer Grammatik für das Verstehen: Hans Jürgen Heringer, Lesen lehren lernen. Eine rezeptive Grammatik des Deutschen. Tübingen: Niemeyer 1988, 372 S. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik (ZGL)*, 18, 307-328.
- Glück, H. (Hrsg.) (1993): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler.
- Godel, R. (1960): Inventaire des manuscrits de F. de Saussure remis à la Bibliothèque publique et universitaire de Genève. In: *Cahiers Ferdinand de Saussure*, 17, 5-11.
- Goffman, E. (³1993 [1974]): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Goffman, E. (²1991, [1967]): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Graesser, A. C., Singer, M. & Trabasso, T. (1994): Constructing inferences during narrative text comprehension. In: *Psychological Review*, 101/3, 371-395.
- Graesser, A. & Kreuz, R. J. (1993): A theory of inference generation during text comprehension. In: *Discourse Processes*, 16, 1-2, 145-160.
- Graesser, A. C. & Bower, G. H. (eds) (1990): *Inferences and text comprehension*. San Diego: Academic Press.
- Graesser, A. C. & Clark, L. F. (1985): *Structures and procedures of implicit knowledge*. Norwood: Ablex.
- Graesser, A. C., Robertson, S. P. & Anderson, P. A. (1981): Incorporating inferences in narrative representations: A study of how and why. In: *Cognitive Psychology*, 13, 1-26.
- Greene, S. B., McKoon, G. & Ratcliff, R. (1992): Pronoun resolution and discourse Models. In: *Journal of experimental psychology*, 18/2, 266-283.
- Grice, H. P. (1975): Logic and conversation. In: *Syntax and semantics*, 3, 41-58.
- Groeben, N. & Christmann, U. (1989). Textoptimierung unter Verständlichkeitsperspektive. In: Antos, G. & Krings, H. P. (Hrsg.): *Textproduktion. Ein interdisziplinärer Forschungsüberblick*. Tübingen: Niemeyer, 165-196.
- Groeben, N. (1982): *Leserpsychologie: Textverständnis – Textverständlichkeit*. Münster: Aschendorff.
- Grosjean, F. (1980): Spoken word recognition processes and the gating paradigm. In: *Perception & psychophysics*, 28/4, 267-283.
- Günther, U. (1989): Lesen im Experiment. In: *Linguistische Berichte*, 122, 283-320.
- Haberlandt, K. (1994): Methods in reading research. In: Gernsbacher, M. A. (ed.): *Handbook of psycholinguistics*. San Diego: Academic Press, 1-31.
- Hartung, W. (1982): Tätigkeitsorientierte Konzepte in der Linguistik. In: *Zeitschrift für Germanistik*, 4, 389-401.
- Harweg, R. (²1979): *Pronomina und Textkonstitution*. München: Fink.
- Hassler, G. (1997): Texte im Text. Überlegungen zu einem textlinguistischen Problem. In: Hassler, G. (Hrsg.): *Texte im Text. Untersuchungen zur Intertextualität und ihren sprachlichen Formen*. Münster: Nodus, 11-58.
- Hausendorf, H. & Quasthoff, U. (1989): Ein Beschreibungsmodell für den Erzählerwerb bei Kindern. In: Ehlich, K. & Wagner, K. R. (Hrsg.): *Erzähl-Erwerb*. Frankfurt/M: Peter Lang, 89-112.
- Heinemann, W. & Viehweger, D. (1991): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Niemeyer.
- Helbig, G. & Schenkel, W. (1983): *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben*. Tübingen: Niemeyer.

- Henne & Rehbock (³1995): *Einführung in die Gesprächsanalyse*. Berlin: de Gruyter.
- Heringer, H. J. (1990): Verstehen – eine wahrhaft interdisziplinäre Angelegenheit. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht*, 21, 47-61.
- Heringer, H. J. (1989): *Grammatik und Stil: praktische Grammatik des Deutschen*. Frankfurt am Main: Cornelsen.
- Heringer, H. J. (1988): *Lesen lehren lernen. Eine rezeptive Grammatik des Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.
- Heringer, H. J. (1987): *Wege zum verstehenden Lesen : Lesegrammatik für Deutsch als Fremdsprache*. München: Hueber.
- Heringer, H. J. (1984): Textverständlichkeit: Leitsätze und Leitfragen. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 55, 57-70.
- Hermanns, F. (1990): Innere Akte. Zu einer Neubegründung der Sprechakttheorie aus dem Geiste der Phänomenologie. Rezension über Armin Burkhardt, *Soziale Akte, Sprechakte und Textilokutionen*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik (ZGL)*, 18/1, 43-55.
- Heuer, W. (²³1997): *Richtiges Deutsch*. Zürich: NZZ Verlag.
- Hillert, D. (1990): Der Status lexikalisch-semantischer Repräsentationen und Prozesse bei Aphasie: ein Überblick. In: *Neurolinguistik*, 4/1, 43-68.
- Hofstadter, D. R. & Dennett, D. C. (Hrsg.) (1992): *Einsicht ins Ich. Fantasien und Reflexionen über Selbst und Seele*. München: Klett-Cotta.
- Hoppe-Graff, S. & Schöler, H. (1981): Was sollen und was können Geschichten-grammatiken leisten? In: Mandl, H. (Hrsg.): *Zur Psychologie der Textverarbeitung. Ansätze, Befunde, Probleme*. München: Urban & Schwarzenberg, 307-333.
- Hörmann, H. (³1991): *Einführung in die Psycholinguistik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Hörmann, H. (1978): *Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Hrbek, A. (1995): *Vier Jahrhunderte Zeitungsgeschichte in Oberitalien. Text-, sprach- und allgemeineschichtliche Entwicklungen in der „Gazzetta di Mantova“ und vergleichbaren Zeitungen*. Tübingen: Niemeyer.
- Jäger, L. (1986): Der saussuresche Begriff des Aposème als Grundlagenbegriff einer hermeneutischen Semiologie. In: Jäger, L. & Stetter, Ch. (Hrsg.): *Zeichen und Verstehen. Akten des Aachener Saussure-Kolloquiums 1983*. Aachen: Rader, 7-34.
- Jäger, L. & Stetter, Ch. (Hrsg.) (1986): *Zeichen und Verstehen. Akten des Aachener Saussure-Kolloquiums 1983*. Aachen: Rader.
- Johnson-Laird, P. N. (1989): Mental models. In: Posner, M. I. (ed.): *Foundations of cognitive science*. Cambridge: MIT-Press, 469-499.
- Johnson-Laird, P. N. (1983): *Mental models. Towards a cognitive science of language, inference, and consciousness*. Cambridge: Harvard University Press.
- Kawamoto, A. H. (1993): Nonlinear dynamics in the resolution of lexical ambiguity: a parallel distributed processing account. In: *Journal of memory and language*, 32, 474-516.
- Keenan, J. M., Potts, G. R., Golding, J. M., & Jennings, T. M. (1990): Which elaborative inferences are drawn during reading?: A question of methodologies. In: Balota, D. A., Flores d'Arcais, G. B. & Raynor, K. (eds): *Comprehension processes in reading*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 377-403.
- Keenan, J. M., Golding, J. M., Potts, G. R., Jennings, T. M., & Aman, C. J. (1990): Methodological issues in evaluating the occurrence of inferences. In: Graesser, A. C. & Bower, G. H. (eds): *The psychology of learning and motivation*, (Vol. 25). New York: Academic Press, 295-312.

- Keller, R. (1995): *Zeichentheorie: zu einer Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen: Francke.
- Kelter, St. & Kaup, B. (1995): Räumliche Vorstellungen und Textverstehen. Neuere Entwicklungen der Theorie mentaler Modelle. In: Spillner, B. (Hrsg.): *Sprache: Verstehen und Verständlichkeit. Kongressbeiträge zur 25. Jahrestagung der GAL*. Frankfurt/M: Langen, 70-82.
- Kintsch, W. (1988): The role of knowledge in discourse comprehension: a construction-integration model. In: *Psychological Review*, 95, 163-182.
- Kintsch, W. & van Dijk, T. A. (1983): *Strategies of discourse comprehension*. New York: Academic Press.
- Kintsch, W. & van Dijk, T. A. (1978): Towards a model of text comprehension and production. In: *Psychological Review*, 85, 363-394.
- Kleiber, G. (1993): *Prototypensemantik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Klein, J. (1986): Saussures Konzeption des sprachlichen Zeichens – diskutiert unter dem Aspekt der Bedeutungskonstitution und ihrer ontologischen Voraussetzung. In: Jäger, L. & Stetter, Ch. (Hrsg.): *Zeichen und Verstehen. Akten des Aachener Saussure-Kolloquiums 1983*. Aachen: Rader, 53-96.
- Klein, J. & Fix, U. (Hrsg.) (1997): *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*. Tübingen: Stauffenburg.
- Knobloch, C. (1994): *Sprache und Sprechfähigkeit: sprachpsychologische Konzepte*. Tübingen: Niemeyer.
- Knobloch, C. (1988): *Geschichte der psychologischen Sprachauffassung in Deutschland von 1850 bis 1920*. Tübingen: Niemeyer.
- Knobloch, C. (1984): *Sprachpsychologie: ein Beitrag zur Problemgeschichte und Theoriebildung*. Tübingen: Niemeyer.
- Kromrey, H. (1995): *Empirische Sozialforschung. Modelle und Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung*. Opladen: Leske & Budrich.
- Kühn, P. (1992): Adressaten und Adressatenkarussell in der öffentlich politischen Auseinandersetzung. In: *Rhetorik*, 11, 51-66.
- Labov, W. & Waletzky, J. (1973 [1967]): Erzählanalyse. Mündliche Versionen persönlicher Erfahrungen. In: Ihwe, J. (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik*. Frankfurt/M: Fischer, Bd. 2, 78-126.
- Lachmann, R. (1990): *Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lakoff (1993 [1979]): The contemporary theory of metaphor. In: Ortony, A. (ed.): *Metaphor and thought*. Cambridge: Cambridge University Press, 202-251.
- Langer, I., Schulz von Thun, F. & Tausch, R. (1990): *Sich verständlich ausdrücken*. München: Reinhardt.
- Langner, M. (1984): Rezeption der Tätigkeitstheorie und der Sprechfähigkeitstheorie in der Bundesrepublik Deutschland. In: *Deutsche Sprache*, 3, 239-275.
- Leuninger, H. (1989): *Neurolinguistik: Probleme, Paradigmen, Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Levelt, W. J. M. (1989): *Speaking. From intention to articulation*. Cambridge: MIT-Press.
- Levinson, S. C. (1983): *Pragmatics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Lewandowski, Th. (1990): *Linguistisches Wörterbuch* (3 Bde). Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Liedtke, F. (Hrsg.) (1995): *Implikaturen: Grammatische und pragmatische Analysen*. Tübingen: Niemeyer.

- Linke, A. & Nussbaumer, M. (1997): Intertextualität. Linguistische Bemerkungen zu einem literaturwissenschaftlichen Textkonzept. In: Antos, G. & Tietz, H. (Hrsg.): *Die Zukunft der Textlinguistik. Traditionen, Transformationen, Trends*. Tübingen: Niemeyer, 109-126.
- Linke, A., Nussbaumer, M., & Portmann, P. R. (1991): *Studienbuch Linguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Linke, A., Nussbaumer, M. (1988): Kohärenz durch "Präsuppositionen". In: *Der Deutschunterricht*, 40/6, 29-53.
- Lucas, M. M., Tanenhaus, M. K. & Carlson, G. N. (1990): Levels of representation of anaphoric references and instrument inference. In: *Memory and Cognition*, 18, 611-631.
- Lüger, H. H. (1995): *Pressesprache*. Tübingen: Niemeyer.
- Magliano, J. P. & Graesser, A. C. (1991): A three-pronged method for studying inference generation in literary text. In: *Poetics*, 20, 193-232.
- Marschall, M. (1995): *Textfunktionen der deutschen Tempora*. Genève: Ed. Slatkine. [Dissertation Universität Genf]
- Marslen-Wilson, W. & Tyler, L. K. (1980): The temporal structure of spoken language understanding. In: *Cognition*, 8, 1-71.
- Maurer, S. & Schmitt, R. (1994): *Small talk, Klatsch und aggressive Spiele*. Tübingen: Narr.
- McKoon, G. & Ratcliff, R. (1995): The minimalist hypothesis: direction for research. In: Weaver, Ch. A., Manes, S. & Fletcher, Ch. R. (eds): *Discourse comprehension: essays in honor of Walter Kintsch*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 97-115.
- McKoon, G. & Ratcliff, R. (1992): Inference during reading. In: *Psychological review*, 99, 440-466.
- McKoon, G. & Ratcliff, R. (1989): Semantic associations and elaborative inference. In: *Journal of experimental psychology: Learning, Memory, and Cognition*, 15, 326-338.
- McKoon, G. & Ratcliff, R. (1986): Inferences about predictable events. In: *Journal of experimental psychology: Learning, Memory, and Cognition*, 12, 82-91.
- Minsky, M. A. (1975): A framework for representing knowledge. In: Winston, P. H. (ed.): *The psychology of computer vision*. New York: McGraw-Hill, 211-277.
- Missler, B. (1993): *Datenerhebung und Datenanalyse in der Psycholinguistik*. Bochum: AKS-Verlag.
- Mitchell, D. C. (1994): Sentence parsing. In: Gernsbacher, M. A. (ed.): *Handbook of psycholinguistics*. San Diego: Academic Press, 375-409.
- Mittelstrass, J. (1996): *Stichwort Interdisziplinarität*. Red.: Georg Kreis. Basel: Europa-Institut an der Universität Basel.
- Motsch, W. (1996): Ebenen der Textstruktur. Begründung eines Forschungsprogramms. In: Motsch, W. (Hrsg.): *Ebenen der Textstruktur. Sprachliche und kommunikative Prinzipien*. Tübingen: Niemeyer, 3-36.
- Motsch, W. (Hrsg.) (1996): *Ebenen der Textstruktur. Sprachliche und kommunikative Prinzipien*. Tübingen: Niemeyer.
- Motsch, W. (1990): Was erwarten Linguisten von einer revidierten Sprechakttheorie? Rezension über Armin Burkhardt, Soziale Akte, Sprechakte und Textillokutionen. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik (ZGL)*, 18/1, 55-64.
- Norvig, P. (1989): Marker passing as a weak method for text inferencing. In: *Cognitive science*, 13, 569-620.
- Nöth, W. (1994): Semiotic foundations of the cognitive paradigm. In: Bartelt, G. (ed.): *The dynamics of language processes*. Tübingen: Narr, 201-211.

- Nöth, W. (1985): *Handbuch der Semiotik*. Stuttgart: Metzler.
- Nussbaumer, M. (1991): *Was Texte sind und wie sie sein sollen: Ansätze zu einer sprachwissenschaftlichen Begründung eines Kriterienrasters zur Beurteilung von schriftlichen Schülertexten*. Tübingen: Niemeyer.
- Polenz, P. von (²1988): *Deutsche Satzsemantik: Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin: de Gruyter.
- Posner, M. I. (ed.) (1989): *Foundations of cognitive science*. Cambridge: MIT-Press.
- Quasthoff, U. (1980): *Erzählen in Gesprächen: linguistische Untersuchungen zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags*. Tübingen: Narr.
- Rampillon, U. (1994): Von Lehrstrategien und Lernstrategien: Vorschläge für ein mehr lernergesteuertes Fremdsprachenlernen. In: *Zielsprache Deutsch*, 25/2, 75-91.
- Rayner, K. & Sereno, S. C. (1994): Eye movements in reading. Psycholinguistic studies. In: Gernsbacher, M. A. (ed.): *Handbook of psycholinguistics*. San Diego: Academic Press, 57-81.
- Richter, A. (1995): *Der Begriff der Abduktion bei Charles Sanders Peirce*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Rickheit, G. & Wrobel, H. (1994): Cognitive aspects of coordination processes. In: Rickheit, G. & Habel, Ch. (eds): *Mental models in discourse processing and reasoning*. Amsterdam: North-Holland, 113-130.
- Rickheit, G. & Strohner, H. (1993): *Grundlagen der kognitiven Sprachverarbeitung. Modelle, Methoden, Ergebnisse*. Tübingen: Francke.
- Rickheit, G. & Strohner, H. (1992): Towards a cognitive theory of linguistic coherence. In: *Theoretical linguistics*, 18, 209-237.
- Rickheit, G., Schnotz, W. & Strohner, H. (1985): The concept of inference in discourse comprehension. In: Rickheit, G. & Strohner, H. (eds): *Inferences in text processing*. Amsterdam: North-Holland, 3-49.
- Rickheit, G. & Strohner, H. (eds) (1985): *Inferences in text processing*. Amsterdam: North-Holland.
- Rieber, R. W. & Carton, A. S. (eds) (1987): *The Collected Works of L. S. Vygotsky*. Vol. 1: *Problems of General Psychology*. New York: Plenum Press.
- Ritter, J., Gründer, K. & Gabriel, G. (Hrsg.) (1971ff): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Basel: Schwabe.
- Robertson, R. R. W. & Gernsbacher, M. A. (1992): Knowledge activation versus sentence mapping when representing fictional character's emotional states. In: *Language and cognitive processes*, 7, 3-4, 353-371.
- Rolf, E. (1993): *Die Funktionen der Gebrauchstextsorten*. Berlin: de Gruyter.
- Rumelhart, D. E. (1975): Notes on a schema for stories. In: Bobrow, D. G., Gureasko, D. & Collins, A. (eds): *Representation and understanding. Studies in cognitive science*. New York: Academic Press, 211-236.
- Sanders, T. J. M., Spooren, W. P. M. & Noordman, L. G. M. (1992): Toward a taxonomy of coherence relations. In: *Discourse processes*, 15, 1-35.
- Sanford, A. J. & Garrod, S. C. (1994): Selective processing in text understanding. In: Gernsbacher, M. A. (ed.): *Handbook of psycholinguistics*. San Diego: Academic Press, 699-719.
- Sanford, A. J. & Garrod, S. C. (1981): *Understanding written language*. Chichester: Wiley.
- Saussure, F. de: *Cours de linguistique générale*, édition critique par R. Engler, tome 1, fascicule 1-3. Wiesbaden: Harrassowitz, 1968. [zitiert als CLG(EC)]

- Saussure, F. de: *Cours de linguistique générale*, édition critique par R. Engler, tome 2, fascicule 4, appendice, notes de F. de Saussure sur la linguistique générale. Wiesbaden : Harrassowitz, 1974. [zitiert als "notes item"]
- Saussure, F. de: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, hrsg. von Ch. Bally & A. Sechehaye, unter Mitwirkung von A. Riedlinger, übersetzt von H. Lommel, 2. Aufl. mit neuem Register und einem Nachwort von P. v. Polenz. Berlin: de Gruyter, 1967. [zitiert als "Grundfragen"]
- Schade, U., Langer, H., Rutz, H. & Sichelschmidt, L. (1991): Kohärenz als Prozess. In: Rickheit, G. (Hrsg.): *Kohärenzprozesse. Modellierung von Sprachverarbeitung in Texten und Diskursen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 7-58.
- Schank, R. C. (1976): The role of memory in language processing. In: Cofer, Ch. N. (ed.): *The structure of human memory*. San Francisco: W. H. Freeman, 162-189.
- Schank, R. C. & Abelson, R. P. (1977): *Scripts, plans, goals, and understanding*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Scherner, M. (1989): Zur kognitionswissenschaftlichen Modellierung des Textverstehens. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik (ZGL)*, 17, 94-102.
- Scherner, M. (1984): *Sprache als Text. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlich begründeten Theorie des Textverstehens. Forschungsgeschichte – Problemstellung – Beschreibung*. Tübingen: Niemeyer.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst: *Hermeneutik und Kritik*. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte. Hrsg. u. eingel. von Manfred Frank. Frankfurt/M: Suhrkamp, 1977.
- Schlobinski, P. (1996): *Empirische Sprachwissenschaft*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Schmitz, H. W. (1994): Kommunikation: Ausdruck oder Eindruck? In: *Der Deutschunterricht*, 4, 9-19.
- Schu, J. (1994): *Kinder als Erzähler - Erwachsene als Zuhörer*. Frankfurt: Peter Lang.
- Schwarz, M. (1992): *Einführung in die kognitive Linguistik*. Tübingen: Francke.
- Searle, J. R. (1993): *Die Wiederentdeckung des Geistes*. München: Artemis und Winkler.
- Searle, J. R. (1979 [1975]): A Taxonomy of Illocutionary Acts. In: Ders.: *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge: Cambridge University Press, 1-29.
- Searle, J. R. (1971 [1969]): *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Sebeok, T. A. (1994): *Signs: an introduction to semiotics*. Toronto: University of Toronto Press.
- Sieber, P. (1998): Schreiben lernen. Von der Defizit- zur Entwicklungsorientierung. In: Hollenweger, J. & Studer, T. (Hrsg.): *Lesen und Schreiben in der Schule. Beiträge zu einem interdisziplinären Verständnis des Schriftspracherwerbs*. Bern u.a.: Peter Lang, 43-64.
- Singer, M. (1994): Discourse inference processes. In: Gernsbacher, M. A., (ed.): *Handbook of psycholinguistics*. San Diego: Academic Press, 479-515.
- Singer, M. (1990): *Psychology of language*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Sitta, H. & Gallmann, P. (³1996): *Deutsche Grammatik*. Zürich: Lehrmittelverlag des Kantons Zürich.
- Smith, E. E. & Medin, D. L. (1981): *Categories and concepts*. Cambridge: Harvard University Press.
- Sowinski, B. (1983): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer.

- Sperber, D. & Wilson, D. (1986): *Relevance. Communication and cognition*. Oxford: Blackwell.
- Strohner, H. (1995): Semantische Verarbeitung beim Lesen. In: Spillner, B. (Hrsg.): *Sprache: Verstehen und Verständlichkeit. Kongressbeiträge zur 25. Jahrestagung der GAL*. Frankfurt/M: Langen, 129-137.
- Strohner, H. (1990): *Textverstehen. Kognitive und kommunikative Grundlagen der Sprachverarbeitung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Studer, T. (1998): Inferenzen beim ersten Lesen. Eine explorative Studie im Rahmen der Psycholinguistik. In: Hollenweger, J. & Studer, T. (Hrsg.): *Lesen und Schreiben in der Schule. Beiträge zu einem interdisziplinären Verständnis des Schriftspracherwerbs*. Bern u.a.: Peter Lang, 101-132.
- Suh, S. & Trabasso, T. (1993): Inferences during reading: converging evidence from discourse analysis, talk-aloud protocols, and recognition priming. In: *Journal of memory and language*, 32, 279-300.
- Swinney, D. A. & Osterhoot, L. (1990): Inference generation during auditory language comprehension. In: Graesser, A. & Bower, G. (eds): *Inferences and text comprehension*. San Diego: Academic Press, 17-33.
- Tannen, D. (1991): *Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden*. Hamburg: Ernst Kabel Verlag.
- Taylor, T. J. (1992): *Mutual misunderstanding: scepticism and the theorizing of language and interpretation*. Durham: Duke University Press.
- Techtmeier, B. (1996): Akzeptanzstützung als textstrukturierendes Prinzip. In: Motsch, W. (Hrsg.): *Ebenen der Textstruktur. Sprachliche und kommunikative Prinzipien*. Tübingen: Niemeyer, 121-164.
- Terhorst, E. (1995): *Textverstehen bei Kindern. Zur Entwicklung von Kohärenz und Referenz*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Thorndyke, P. W. (1977): Cognitive studies in comprehension and memory of narrative discourse. In: *Cognitive Psychology*, 9, 77-100.
- Van den Broek, P. (1994): Comprehension and memory of narrative texts. In: Gernsbacher, M. A. (ed.): *Handbook of psycholinguistics*. San Diego: Academic Press, 539-587.
- van Dijk, T. A. (1980): *Macrostructures. An interdisciplinary study of global structures in discourse, interaction, and cognition*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Vater, H. (1994): *Einführung in die Sprachwissenschaft*. München: Fink.
- Watzlawick, P., Beavin, J. H. & Jackson, D. D. (1974): *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern: Huber.
- Weinrich, H. (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim: Dudenverlag.
- Werlen, I. (Hrsg.) (1995): *Verbale Kommunikation in der Stadt. Beiträge zum Stadtsprachenkolloquium vom 2. bis 4. Oktober 1989 in Bern*. Tübingen: Narr.
- Werlen, E., Werlen, I. & Wymann, A. (1992): *Verständlichkeitsforschung. Bericht in der Reihe Forschungspolitische Früherkennung (FER)*, hrsg. vom Schweizerischen Wissenschaftsrat, Nr. 127. Bern: EDMZ.
- Werlen, I. (1989): *Sprache, Mensch und Welt: Geschichte und Bedeutung des Prinzips der sprachlichen Relativität*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Whitney, P., Ritchie, B. G. & Crane, R. S. (1992): The effect of foregrounding on readers' use of predictive inferences. In: *Memory and cognition*, 20, 424-432.
- Whitney, P., Ritchie, B. G. & Clark, M. B. (1991): Working-memory capacity and the use of elaborative inferences in text comprehension. In: *Discourse processing*, 14, 133-145.

- Whitney, P. & Williams-Whitney, D. (1990): Toward a contextual view of elaborative inferences. In: Graesser, A. C. & Bower, G. H. (eds): *The psychology of learning and motivation*. New York: Academic Press, 279-293.
- Wilkes-Gibbs, D. (1995): Coherence in collaboration: some examples from conversation. In: Gernsbacher, M. A. & Givón, T. (eds): *Coherence in spontaneous text*. Amsterdam: Benjamins, 239-267.
- Wilkes-Gibbs, D. & Clark, H. H. (1992): Coordinating beliefs in conversation. In: *Journal of Memory and Language*, 31, 183-194.
- Wright, G. H. von (1974): *Erklären und Verstehen*. Frankfurt: Athenäum.
- Wrobel, H. (1994): *Sprachverstehen als kognitiver Prozess. Zur Rezeption komplexer Temporalsätze*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Wygotski, L. S. (1969 [1934]): *Denken und Sprechen*. Frankfurt/M: Fischer.

Curriculum Vitae

Personalien

Name: Thomas Studer
Geburtsdatum: 1.7.1961
Bürgerort: Oberrieden (ZH), Schweiz

Ausbildung und Abschlüsse

1999 Doktorat, Universität Zürich
1990 Lizentiat, Universität Zürich
1982 – 1990 Studium der Germanistik, Geographie und Publizistikwissenschaft an der Universität Zürich
1981 Eidgenössische Matura, Typus E
1977 – 1981 Wirtschaftsgymnasium in Zürich

Berufliche Tätigkeiten

Studienjahr 08/09 Stellvertretung der assoz. Professur für DaF am Departement Mehrsprachigkeits- und Fremdsprachenforschung der Universität Freiburg
seit 1.8.2008 Oberassistent und Lektor am Bereich DaF des Departements Mehrsprachigkeits- und Fremdsprachenforschung der Universität Freiburg
seit 1.9.1998 Lektor am Bereich DaF des Lern- und Forschungszentrums Fremdsprachen der Universität Freiburg
1997 – 1998 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der linguistischen Abteilung des Deutschen Seminars der Universität Zürich
1992 – 1999 Lehrbeauftragter an der Universität Zürich
1991 – 1997 Assistent an der linguistischen Abteilung des Deutschen Seminars der Universität Zürich
1990 – 1993 Mitarbeit in Nationalfondsprojekt